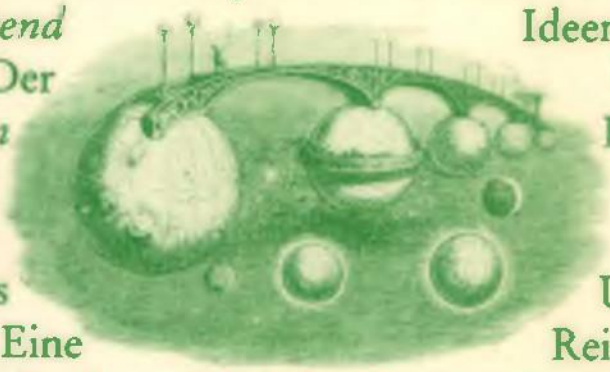
Kursbuch 53

Utopien II — *Lust an der Zukunft*

Robert Jungk, Statt auf den großen Tag zu warten . . .
Rolf Schwendter, Realutopie einer befreiten Technik
Paul Feyerabend Ideen-Supermarkt
G. Sammet, Der letzte Lehrer
N. Klugmann Kopf + Bauch
Th. Kaever Schweben
J. K., Lust in der Zukunft
J. Huber, Das Unternehmen
E. Gerhards, Eine Reise zur CFDT
P. Löw-Beer, Recht auf Arbeit, die den Menschen nützt
Paul Parin, Über die Veränderbarkeit des Menschen



Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

53 Utopien September 1978
II Lust an der Zukunft

Robert Jungk, Statt auf den großen Tag zu warten . . . Über das Pläneschmieden von unten. Ein Bericht aus »Zukunftswerkstätten« 1
Norbert Klugmann, Theater für Kopf + Bauch 11
Gerald Sammet, Der letzte Lehrer 25
Paul Feyerabend, Das Märchen Wissenschaft. Plädoyer für einen Supermarkt der Ideen 47
Rolf Schwendter, Levitations-Übungen. Zur Realutopie einer befreiten Technik 73
Thomas Kaever, Die grüne Autobahn. Projekt eines neuen Gesamtverkehrssystems 93
Peter Löw-Beer, Das Recht auf Arbeit, die den Menschen nützt. Die konkrete Utopie von Lucas Aerospace 109
Ernst Gerhards, Die Fabrik der Zukunft. Eine Reise zur CFDT 127
Joseph Huber, Das Unternehmen. Modell einer selbstverwalteten Wirtschaft 145
Julius Krebs, Lust in der Zukunft. Brief an den Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit 173
Paul Parin, Der Knopf an der Uniform des Genossen. Ein ethnopsychoanalytischer Exkurs über die Veränderbarkeit des Menschen 185

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: ...
Institut Bibliothek
05 Kur

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harld Wieser. © 1978 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Beilagen: Kirschkern, Rotbuch Verlag, Rowohlt Verlag

Robert Jungk
Statt auf den großen Tag zu warten . . .
Über das Planeschmieden von unten. Ein Bericht aus »Zukunftswerkstätten«

I

Die Utopie, wie wir sie bisher kennen, ist fast ausnahmslos das gedankliche Produkt Einzelner oder Weniger. Auch wenn diese Wenigen, wie das meist der Fall ist, das Glück der Vielen entwerfen, haben eben diese Vielen daran keinen unmittelbaren Anteil. Man denkt für sie, aber nicht mit ihnen, über eine andere Zukunft nach. Die »Wünsche der Bürger« werden von Eliten formuliert, die die Menschen erst nachträglich für Ideen zu gewinnen versuchen, deren Verwirklichung sie angeblich selber wollen oder wollen sollen.

Gewiß, gelegentlich werden in Parteizirkeln, auf Klubabenden, in Arbeitsgruppen Programme und Visionen diskutiert, die von den Fachleuten formuliert wurden. Aber dann sind die grundsätzlichen Entscheidungen meist schon längst gefallen. Die wichtigste Etappe auf dem Weg zu einer Gestaltung der Zukunft, der gesellschaftliche Schöpfungsakt, bleibt immer noch denen vorbehalten, die für besonders qualifiziert gehalten werden, den Planern. Die »Betroffenen« – in diesem Wort wird ihre Passivität nicht nur suggeriert, sondern auch zementiert – kommen stets zu spät zu Wort. Sie regieren nicht, sie reagieren.

Diese Vorgehensweise gilt als ganz selbstverständlich. Sie wird auch von denen praktiziert, die sich für »bürgernah« und »demokratisch« halten. Dabei sollte es sie doch beunruhigen, daß die von ihnen »zur Mitarbeit« Aufgerufenen diesen Appellen so wenig Aufmerksamkeit entgegenbringen, daß der Mann oder die Frau von der Straße oder der »Lohnabhängige«, wie die Objekte geplanter Wohltaten herablassend genannt werden, nicht hinhören wollen.

Wie könnte das auch anders sein? Die geistige Vorbereitungsarbeit für eine künftige Gesellschaft ist ebenso autoritär gelenkt und fremdbestimmt wie die Arbeit im gegenwärtigen Produktionsprozeß. Die Entfremdung des Bürgers gegenüber der Zukunft ist sogar eher noch größer als die gegenüber seiner Arbeit, denn er kommt sich »zu klein«, »zu unwissend«, »zu ohnmächtig« vor, um über so »ferne« und »hohe« Ziele mitreden zu können. Und dies, obwohl doch gerade seine Erfahrungen und die daraus erwachsenden Wünsche für die Formulierung dieser Ziele unverzichtbar

sind. Aber wo und wie könnte er sie einbringen? Wer fragt ihn danach? Wann und mit wem könnte er darüber sprechen?
Es ist höchste Zeit, daß jeder gesellschaftlich engagierte, an der Gestaltung der Zukunft interessierte Mensch seine schöpferischen Vorstellungen in den politischen Prozeß einbringen kann. Das soll und darf ihm kein »Vordenker« und schon gar nicht ein politischer Funktionär abnehmen. Die soziale Phantasie darf nicht mehr von Herrschaftsgruppen monopolisiert werden, sondern sollte, aus vielen Köpfen und Herzen kommend, in kommunalen, regionalen, gesamtgesellschaftlichen Konzepten ihren Niederschlag finden.
Um die Entbindung solcher durch Vorurteile, Routine und Zweifel am Wert der eigenen Gedanken verschütteten Quellen der sozialen Phantasie bemühe ich mich in sogenannten *Zukunftswerkstätten.* Diese Werkstätten sind Zusammenkünfte, bei denen die Teilnehmer gemeinsam versuchen, wünschbare, mögliche und auch vorläufig unmögliche Utopien zu erfinden, und die Durchsetzungschancen dieser von ihnen gemeinsam formulierten Konzepte prüfen.
Aus der nunmehr schon über zehnjährigen Praxis hat sich dabei eine Methode entwickelt, die ich später noch genauer schildern werde. Aber sie sollte nicht bindend sein. Denn es können vermutlich noch bessere oder den jeweiligen »Werkstätten« speziell entsprechende Vorgehensweisen gewählt werden. Entscheidend ist das Ereignis an sich: ein zukunftsorientiertes Zusammentreffen von Menschen jeden Alters, jeden Berufs, jeder Weltanschauung, die sich nicht nur kritisch, sondern auch durch das Entwickeln eigener Vorschläge mit dem Kommenden beschäftigen. Schon die Tatsache, daß sich Laien und »Geführte« kreativ an Probleme heranmachen, deren Lösung sie sonst an Experten delegieren, ist ein längst überfälliger Akt der Selbstbehauptung, ein erster Schritt zur Befreiung von der »Expertokratie«.

2

Ich selber verdanke die Werkstätten-Idee meinen Begegnungen mit dem sizilianischen Sozialreformer Danilo Dolci. Von ihm habe ich gelernt, mit denen zu sprechen und auf die zu hören, die von Intellektuellen und Akademikern meist nur »begrifflich« wahrgenommen werden: Fabrikarbeiter, Angestellte, Bauern, Monteure, Taxifahrer, Beamte, Lehrlinge, Landarbeiter, Packer, Postboten, Arbeitslose und viele andere mehr. Ich habe das niemals als »Dienst« oder »Opfer« empfunden wie manch anderer, der »zum Volk ging«, sondern stets als persönliche Bereicherung. Denn das Talent zum eigenen Nachdenken, zum phantasievollen Vorschlag, zur originellen Formulierung ist viel weiter verbreitet, als allgemein angenommen wird. Es fehlt den meisten nur an Ermutigung. Gibt man die Gelegenheit, so fangen sie an, über all das zu sprechen, was man ihnen sonst nicht

abnimmt. Denn die Menschen sind in Wirklichkeit nicht so »dumm«, »primitiv«, »denkfaul«, »konsumsüchtig«, »passiv« und »verführbar«, wie von den Produzenten des gängigen Unterhaltungsklamauks oder der Werbung angenommen wird.
Wenn man Menschen auffordert, über ihre Zukunftsvorstellungen zu sprechen, reproduzieren die Angesprochenen in der Mehrzahl zunächst einmal die Vorstellungen, die man ihnen »von oben« angepriesen hat, und zeigen damit, wie sehr ihre Phantasie »von außen« gelenkt wird. Aber mit etwas Geduld erfährt man, daß unter dieser Schicht der fremden Wünsche auch eigene Ideen leben und ans Licht wollen. »So müßte man das machen, wenn's nach mir ginge . . .« Diesen Satz kann man oft hören, wenn man nur ein wenig Geduld aufbringt und es versteht, sich das Vertrauen der Angesprochenen zu erwerben. Wie ein Prospektor bei der Suche nach Erdöl erst durch viele Erdschichten dringen muß, ehe er auf eine sprudelnde Quelle stößt, muß der Moderator einer Zukunftswerkstätte erst nacheinander die fremdgesteuerten Haltungen vieler Jahre abtragen, ehe er hoffen kann, hinter diesen Haltungen die eigentlichen Zweifel und Hoffnungen der Angesprochenen auszugraben.
In einer Gruppe kommt es leichter und schneller zu einem solchen Durchbruch eigener Visionen, Konzepte und Pläne als beim Gespräch mit Einzelnen. Gelingt es, bei den Zusammengekommenen ein Gefühl des gegenseitigen Vertrauens zu schaffen, tritt meist noch der Spaß am Spiel mit den »verrückten Gedanken« hinzu. Ich habe es immer wieder erlebt, wie fünfzehn bis zwanzig Fremde bei einer solchen Übung binnen einer bis zwei Stunden zu Freunden wurden, wie Passive sich begeisterten und anfangs mürrisch Wirkende sich zur Überraschung der anderen als besonders ideensprühend erwiesen. Gemeinsames Phantasieren belebt, öffnet und schafft Selbstbewußtsein. Erst bei einem solchen Exerzitium merkt man, wie stark das Bedürfnis zum »Pläneschmieden« ist, und wie stark es bisher unterdrückt wurde.

3
Yona Friedman erzählt, daß die Tätigkeit des Pläneschmiedens zur Zeit besonders in den »Bidonvilles«, den Elendsvierteln am Rande der neuen, von Millionen Menschen überquellenden Metropolen der Dritten Welt, auflebt. Das ist nicht, wie man meinen könnte, eine Flucht in Wunschvorstellungen, sondern der notwendige Versuch der durch das Versagen offizieller Planung in ihrer Existenz Bedrohten, eigene Strategien des Überlebens zu entwickeln.
Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen: Krisen und Notsituationen können die stärksten Antriebe für die soziale Phantasie der Bedrohten sein. Ein Beispiel dafür war die Zukunftswerkstatt, die ich auf Einladung von

Roland Günther in der vom Abbruch bedrohten Bergarbeitersiedlung Eisenheim bei Oberhausen abhielt. Sobald den Bewohnern diese Einladung bekannt war, machten sie sich daran, eine alte Waschküche in einen weißgetünchten Versammlungsraum zu verwandeln. So entstand schon durch den reinen Vorschlag ein Ort, in dem man sich treffen und gemeinsam beraten konnte. Das Ziel der Versammlungen: die Verhinderung des ihrer engeren Heimat zugedachten Schicksals. Die Vorboten der Vernichtung, die beobachtend, messend, Ukase verteilend den dekretierten Fortschritt »in die Wege leiten« sollten, wurden dagegen höchst unfreundlich empfangen. Delegationen sprachen bei verschiedenen Behörden vor, Proteste erreichten die Zeitungen und Persönlichkeiten der Öffentlichkeit, die ein gutes Wort einzulegen versuchten.
Alle Äußerungen der Bevölkerung wurden von den Public-Relations-Leuten des Konzerns als ängstliche Meckerei dumpfer und altmodischer Querköpfe verketzert. Daß Roland Günther, ein leibhaftiger Professor, der in Eisenheim Quartier bezogen hatte, sich diesen »Unbedarften« angeschlossen hatte, führten die »Sanierer« kurzerhand und griffig auf seine »Linkslastigkeit« zurück.
Als in der Zukunftswerkstatt im Laufe weniger Stunden ein höchst eindrucksvolles und zugleich phantasiereiches, dennoch überwiegend verwirklichbares Bündel von konstruktiven Ideen gesammelt worden war, ließ sich die Legende von den »Rückständigen« aber nicht mehr aufrechterhalten. Der Park, der Kindergarten, die eigenen lokalen Zeitungen, der Treffpunkt mit den isolierten Gastarbeitern, die gewünschten Freizeitaktivitäten, die Verbesserung der Kanalisation und der Wohnbedingungen – das alles waren Forderungen, die aus einer von den Verwaltern absichtlich vernachlässigten Kommune ein lebendiges Gemeinwesen machen würden. Und damit leisteten die Bewohner von Eisenheim einen entscheidenden Beitrag zur Rettung ihrer Siedlung. Außer ihren alten Häusern hätte man jetzt auch ihre neuen Ideen wegsanieren müssen. Und das wagte man dann doch nicht. Die bedrohten Bewohner waren nun nicht mehr nur Namen oder Zahlen auf irgendeiner Lohnliste, sondern hatten sich durch ihr Auftreten in der Zukunftswerkstatt als Persönlichkeiten zu erkennen gegeben und die Legende vom »grauen Massenmenschen«, mit dem man nach Belieben umspringen kann, selber widerlegt. Viele waren aus ihrer Anonymität ausgebrochen. Ihre Eigenheiten, ihre Urteile und auch Vorurteile konnten nicht einfach übergangen werden.

4

Überrascht hat mich in Eisenheim die Fähigkeit der Bergarbeiter und ihrer Familien, sich ohne große Schwierigkeit und ohne Scheu auszudrücken. Das sei, so meinte Roland Günther, der so wesentlichen Anteil an der

Mobilisierung der dortigen Bevölkerung hatte, wohl auf die gemeinsame Einübung öffentlicher Rede zurückzuführen. In der Tat ist anerzogene Sprachlosigkeit meist das erste Hindernis beim Versuch, die Schweigenden zum Sprechen zu bringen oder gar zum Entwickeln eigener Ideen. Doch darf diese Barriere auch nicht überschätzt werden. Wenn es dem Initiator einer Zukunftswerkstatt gelingt, genügend Geduld und Einfühlungsgabe aufzubringen, wenn er (oder sie) überzeugend den Eindruck vermitteln kann, daß keiner, der sich äußert, ausgelacht wird, selbst wenn er (sie) sich zögernd oder umständlich ausdrückt, dann öffnen sich die Münder bald. Was vorgebracht wird, hat anfangs oft Klischeecharakter. Zuerst wird meist das Angehörte oder Angelesene »vorgezeigt«. Denn die Wiederholung der Gedanken anderer gehört noch zu dem zur Gewohnheit gewordenen abhängigen Verhalten.

Manche kommen über dieses Stadium nie hinaus. Am schwersten haben es da viele Akademiker. Sie spielen aus dem Gedächtnis immer die gleichen »Schallplatten« nach, weil sie den Mut zum eigenen Denken nicht aufbringen. Menschen, die nicht belesen oder »gebildet« sind, kommen meist mit sehr viel originelleren Vorschlägen. Sie müssen, was sie erfunden haben oder erfunden zu haben glauben, nicht ständig der Prüfung des eigenen Wissens unterwerfen, das ihnen zurufen könnte: »Das hat es schon gegeben« oder aber »Das kann es gar nicht geben«. Die unbefriedigendsten, weil unproduktivsten Zukunftswerkstätten waren meine Versuche mit Studenten der TU Berlin, neue Formen der Erziehung oder der Kommunikation zu erfinden. Das Gelernte hängt an ihrer Phantasie mit Bleigewichten, die Kritikwut zerfasert jeden Ansatz, ehe er sich recht entwickeln kann, die Autorität der »Großen« von Gestern überschattet jeden Versuch, unter den ganz anderen Bedingungen der Gegenwart und der möglichen Zukunft selber »Großes« zu schaffen.

Von denen aber, die über weniger eingepauktes Wissen verfügten und es fertigbrachten, sich trotz dieses Informationsdefizits nicht kleiner machen zu lassen, als sie in Wirklichkeit waren, habe ich besonders viele interessante Vorschläge gehört. Holländische Schulkinder »erfanden« eine Stadt mit viel Musik und kurvenreichen Straßen (um die Verkehrsraserei unmöglich zu machen); junge österreichische Arbeiter entwickelten Vorstellungen von einem »grünen Betrieb«, der die Fabriktore der Natur öffnet; Pariser Kleingewerbetreibende im 14. Bezirk beschrieben, wie sie ihr durch Großbauten zerstörtes »Quartier« humanisieren und dabei den Frauen (»die bisher niemand gefragt hat«) eine führende Rolle überlassen wollten; Leute, die gerade erst als Lehrlinge in der Berliner Verwaltung zu arbeiten begonnen hatten, skizzierten in allen Einzelheiten den »Beamten ohne Schalter und Büro«, der, anstatt zu nörgeln und zu befehlen, zu den Bürgern geht, um ihnen zu helfen.

Gerade diese letzte Erfahrung hat mir gezeigt, wie produktiv es sein kann, wenn man Menschen in bestimmten beruflichen Situationen dazu bringt, sich etwas ganz anderes auszudenken, etwas, was sich vom Einerlei des täglichen Jobs erheblich unterscheidet. Wohl die meisten Büroangestellten, Taxifahrer, Verkäufer, Arzthelferinnen, Vertreter, Bauarbeiter, sogar Juristen tragen ungeborene Utopien mit sich herum, die die Veränderung ihrer eigenen Arbeitsfelder betreffen. Aber niemand fragt sie danach. Und sie selber sind meist schon so sehr Opfer des als vernünftig geltenden angepaßten Verhaltens geworden, daß sie ihre Träume selber umbringen, noch ehe auch nur ein einziger Anderer etwas von ihren »Spinnereien« erfährt. Diese Phantastereien bringen ihnen, wie sie meinen, doch nur Verdruß, lassen sie als Spinner erscheinen und geben sie der Lächerlichkeit preis.

5

Zukunftswerkstätten sind Gelegenheiten, bei denen solche abgetriebenen oder auf Eis gelegten Visionen zum Leben kommen dürfen. Sie können sofort überall eingerichtet werden, wo Menschen zusammenkommen: auf der Straße, unter einem Baum, in Wohnungen, Kneipen, Dachböden, Zelten, Scheunen, zur Not sogar in korrekten Jugendheimen, sterilen Versammlungssälen oder leeren Büros; man kann sie, besetzt und umfunktioniert, zu Freiräumen der unterdrückten sozialen Phantasie machen.

1. Phase: Die *erste Etappe* auf der Reise in dieses Reich der erdachten Möglichkeiten ist: das *laute Aussprechen aller Einwände und Vorwürfe*, die man gegen den vorherrschenden Zustand auf jenem Gebiet hat, der zum Gegenstand der Begegnung gewählt wurde, z. B. Arbeit, Arbeitslosigkeit, Schule, Umwelt, Familie, politische Institutionen, Wohnen, Verkehr, Medien, Freizeit, Energie. In einer Viertelstunde kann meist schon ein umfassender »Beschwerdenkatalog« in Stichworten erstellt werden, die auf langen Papierrollen von Protokollanten für jeden und jede sichtbar in großen Buchstaben auf Zuruf notiert und an Wänden, Baumstämmen, Mauern, Latten aufgehängt werden.

2. Phase: Meist lassen sich diese zahlreichen Detailkritiken unter vier bis fünf Hauptthemen zusammenfassen, die nun zum Gegenstand der *zweiten*, der eigentlich *erfinderischen Phase* werden. Ist die Teilnehmerzahl nicht größer als etwa 20 Personen, so können alle Teilnehmer zu allen Themen nacheinander Ideen vorbringen; sind mehr Menschen beteiligt, dann empfiehlt es sich, für jedes Thema eine eigene Gruppe zu bilden.

Eine Grundbedingung bei dem nun gemeinsamen Aussprechen von Ideen sollte sein, daß alle Hemmungen so gut wie es geht vergessen werden. Die Frage, ob ein vorgebrachter Vorschlag »sinnvoll« oder »machbar« sei, darf in dieser Phase nicht gestellt werden. Es herrscht »Narrenfreiheit«, und denjenigen, die das für sinnlos, ja gefährlich halten, sei das berühmte Wort

des großen Physikers Niels Bohr ins Gedächtnis gerufen, der meinte, wer wirklich Neues erdenken wolle, könne gar nicht genug »verrückt« sein. Der Gruppenprozeß erleichtert erfahrungsgemäß diesen Vorgang, wenn die Gruppe die notwendige Toleranz gegenüber jedem Vorschlag entwickelt, wenn der Phantasieball von einem zum anderen weiter- und höhergetragen wird.

Die Ausbeute dieses »Brainstormings« – wiederum in Dutzenden von Stichworten auf »Wandzeitungen« festgehalten – wird gesichtet und die interessantesten Vorschläge werden zur genaueren Ausarbeitung an kleine Gruppen übergeben.

3. Phase: In der *dritten*, der *prüfenden Phase* kommen endlich Kritik und Erfahrung zum Zug. Die von den Gruppen ausgearbeiteten, möglichst konkreten und detaillierten »Utopien« werden vorgestellt, analysiert, attakkiert und verteidigt. Auch Experten des behandelten Sachgebietes können, falls sie zugegen sind, jetzt ihre Fachkenntnisse und Bedenken einbringen. Sie werden oft (vermutlich sogar fast immer) versuchen, zu zeigen, daß die Erfinder entweder etwas gefunden haben, das »es schon längst gibt«, oder etwas, das man bereits als »unverwirklichbar« beiseitegelegt hat.

4. Phase: Die Werkstattleute werden sich mit diesem Urteil aber nicht zufriedengeben dürfen. Denn nun werden in einer *vierten*, der *Durchsetzungsphase* Strategien erdacht, die möglicherweise doch eine volle oder wenigstens teilweise Verwirklichung ermöglichen. Wenn nicht unter den bestehenden Bedingungen, dann unter anderen gesetzlichen oder gesellschaftlichen Voraussetzungen, die durch politisches Handeln herbeigeführt werden müssen.

Diese dritte und vierte Phase, in der die Werkstatt mit der Realität kollidiert, hat einen hohen pädagogischen Wert. Sie kann die Teilnehmer wie kaum eine andere Übung motivieren, eine Änderung gesellschaftlicher Verhältnisse aufgrund eines oder mehrerer ganz konkreter Wünsche anzustreben. Politisches Engagement wird durch diese erlebte Gegenüberstellung von dem ›was möglich sein müßte‹ und dem ›was bis jetzt möglich ist‹ vertieft und viel ernster genommen, als wenn es dem Bürger »von außen« als notwendig beigebracht wird. Andererseits spürt dieses Vorgehen jedoch auch bereits vorhandene, aber bisher kaum oder gar nicht genutzte Möglichkeiten der Verbesserung mancher gesellschaftlicher Zustände auf. Die Zahl solcher ungenutzter Freiräume ist meiner Ansicht nach größer, als meist angenommen wird.

5. Phase: Erstrebenswert ist eine *fünfte*, eine *Phase des »sozialen Experiments«*, in der von einigen Teilnehmern versucht werden sollte, wann und wo immer das möglich ist, von der sozialen Erfindung zur konkreten sozialen Neuerung vorzustoßen und damit den Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung wenigstens auf einem Teilabschnitt vorwärtszutreiben.

6

Es bleibt zu fragen, wie sinnvoll und wirkungsvoll solche Versuche zur Mobilisierung der sozialen Phantasie auf einer breiten Basis, die alle Interessierten einbezieht, sein können. Ich habe dabei sowohl positive wie negative Erfahrungen gemacht. Positiv ist zu bewerten, daß die *Intensität der Auseinandersetzung* mit gesellschaftlichen Problemen auf diese Weise größer ist als bei den üblichen Lehr- und Diskussionsveranstaltungen. Die Teilnehmer einer Zukunftswerkstatt fühlen sich stärker angesprochen und gefordert. Die Gelegenheit, das eigene schöpferische Potential zu nutzen, wird bereitwillig ergriffen, wenn die aufgebauten Unwertgefühle abgetragen werden können.

Eine wichtige Folgeerscheinung für die aktiven Teilnehmer an dieser Übung ist die Zunahme ihres *Eigenvertrauens* und *Selbstwertgefühls.* Sie wissen nun, daß sie als mitbestimmende Mitglieder einer von oft unlösbaren Problemen geplagten Gesellschaft einen bisher nicht eingelösten Anspruch anmelden, an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken und diese Verantwortung nicht mehr einer Expertenelite zu überlassen. Dazu gehört, daß auch der Leiter einer solchen Werkstatt sich bemühen muß, selbst überflüssig zu werden und die Leitung bei kommenden Veranstaltungen anderen zu überlassen. Für die Gesellschaft kann die *Fruchtbarmachung bisher ungenutzter Reserven* der sozialen Phantasie zahlreiche Problemlösungen bringen, die von den Fachleuten nicht gesehen werden können, weil sie milieuabhängig und wissenschaftsabhängig sind. Wer die Bürger nicht fürchtet, sondern schätzt und ernstnimmt, wird diese Chance der größeren Vielfalt begrüßen, auch wenn sie das bürokratische Steuern des jeweiligen Zukunftskurses erschweren sollte.

Wesentlich ist schließlich die *Lernmotivation,* die durch solche Anregung der Phantasietätigkeit bei vielen Menschen entstehen kann. Wenn sie einen Vorschlag gemacht haben, wollen sie auch wissen, wie dieser Gedanke am besten durchgesetzt werden kann, und werden sich (oft erstmals!) mit dem weiteren gesellschaftlichen Umfeld ihres Projektes beschäftigen. So begannen sich Teilnehmer eines Popmusik-Festivals, die im Laufe einer von mir angeregten Zukunftswerkstatt die Idee einer in Eigeninitiative zu gründenden und zu leitenden Schallplattenfirma entwickelt hatten, intensiv mit juristischen Fragen (wie gründet man eine Firma?) und ökonomischen Problemen (wie, wenn überhaupt, kann sich ein Konsumentenunternehmen in einer kapitalistischen Gesellschaft durchsetzen?) auseinanderzusetzen.

Endlich ist als positive Wirkung zu werten, daß durch Zukunftswerkstätten die Tendenz zur *politischen Resignation abgebaut* werden kann. Statt auf »den großen Tag« zu warten, fragt man sich, welche präzisen Veränderungen notwendig sind und unter welchen Umständen sie möglich werden. Die Beschäftigung mit dem gesellschaftlichen Wandel wird nicht an die Füh-

rung von Massenparteien abgetreten, sondern bleibt ständig Gegenstand eigenen Nachdenkens und daraus abzuleitenden kämpferischen, nunmehr besser motivierten Handelns.

Als wichtigste negative Erfahrung würde ich die mögliche *Frustration geweckter Erwartungen* anführen. Die in der Arbeit von Zukunftswerkstätten mobilisierte Anteilnahme und Begeisterung findet in der harten politischen Realität *oft kaum Widerhall.* Wird eine solche Werkstatt aber – wie es schon öfter der Fall war – Anlaß zur Gründung einer langlebigen Gruppe, dann wird die Enttäuschung oft leichter ertragen. Zu mehreren läßt sich die »Durst«-Strecke von »hier nach dort« meist leichter durchstehen, und dabei erweist es sich immer als gut, wenn zur gemeinsamen Ablehnung des Bestehenden auch die Vorstellung erstrebenswerter Ziele kommt, die nicht fremden Ursprungs, sondern Ergebnis überwiegend eigener Überlegungen sind.

Eine weitere negative Erfahrung war für mich die bereits festgestellte Unfähigkeit heutiger Menschen, überhaupt Phantasie zu entwickeln. Es wurde bereits erwähnt, daß diese Blockierung imaginativer Fähigkeiten besonders bei den Informierten und Gebildeten auffällt, deren komplexes Wissen ihnen den Ausbruch aus dem Gefängnis der gültigen »Paradigmen« sehr erschwert. Aber auch in jenen breiten Kreisen der Bevölkerung, die durch Zukunftswerkstätten am Erdenken und Erfinden alternativer Lebensmöglichkeiten beteiligt werden sollen, fällt es den meisten schwer, sich von der Schwere des Bestehenden – wie Vorschriften, »Sachzwänge«, eigene Denkroutine, die den »Fortschrittsglauben« z. B. nicht mehr in Frage stellt – sei es auch nur vorübergehend zu lösen.

Es ist aber eine für das Überleben der Menschheit in einer Epoche der sich häufenden Krisen ganz entscheidende Frage, ob utopisches Denken sich kräftiger als bisher zu entwickeln vermag, weil in vielen Fällen nur radikales Umdenken und ganz neuartige Alternativen Auswege aus den oft aussichtslos scheinenden Bedrängnissen der nächsten Jahrzehnte bieten können.

Die Hauptanstrengungen menschlicher Imagination richteten sich in den letzten hundert Jahren überwiegend auf Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, die die Philosophie und Kunst von ihrer bevorzugten Stellung als Partner der Phantasie verdrängten. Nun wird eine Hinwendung der Phantasie in Richtung auf die Gesellschaft selbst notwendig, und zwar mit dem Ziel, das Wuchern von spezialisierter Forschung, ungezügelter Industrie und egoistischer Ökonomie zu bremsen.

Wie aber kann man den Mut zum radikal innovativen und ungewöhnlichen Denken stärken? Nur, indem man es nicht wie bisher lächerlich macht und als »Spinnerei« abtut, sondern ermutigt und – sei seine Verwirklichung auch noch so fern – als mögliche Chance oder wenigstens als Vorstufe einer solchen Chance ernstnimmt.

Zum Beispiel sollte erwogen werden, in besonderen Formen, sei es in Zeitschriften, sei es in eigenen Zusammenkünften, sei es in Zukunftswerkstätten, auch qualifizierten Wissenschaftlern möglich zu machen, sich zeitweilig ins noch Unbeweisbare, nur Vermutete, »Verrückte« hinauszuwagen, ohne Angst, damit ihren »Ruf« zu gefährden. Solches Spiel mit außerordentlichen, logisch und faktisch zunächst noch nicht nachzuweisenden Vermutungen muß riskiert werden. Als »seriös« sollten künftig nicht mehr die Koryphäen gelten, die stets auf »Nummer sicher« setzen, sondern diejenigen, denen der Ernst unserer Lage dringlicher und wichtiger scheint als das »Image« fachlicher Respektabilität.
Vielleicht wird denen, die weder Amt noch Würde aufs Spiel setzen, nämlich den Vielen, dieses kühne Spiel mit den utopischen Möglichkeiten leichter fallen als denen, die soviel mehr an Prestige zu verlieren haben. Die »Massen« werden vermutlich durch die Erschütterung der Systeme, die wir in den nächsten Jahrzehnten zu erwarten haben, öfter als bisher dazu gezwungen werden, selbst Lösungen zu finden, die ihnen in Lagen der Verwirrung und Auflösung nicht mehr »von oben« angeboten oder diktiert werden. Schon aus Gründen der Selbsterhaltung werden auch die Menschen in den heute noch halbwegs funktionierenden Industriestaaten dann eigene Vorstellungen und Pläne entwickeln müssen, wie es heute schon die von Yona Friedman zitierten Lumpenproletarier in den »ateliers du futur« der »Bidonvilles« tun müssen.

7
Die krisenreiche Geschichte der zu erwartenden Zukunft wird also Zukunftswerkstätten auf vielen Ebenen der Gesellschaft erzwingen, ganz egal, ob wir diese Tätigkeit des sozialen Erfindens so oder ganz anders nennen werden. Eine Demokratisierung des utopischen Denkens wird notwendig.
Dieser Demokratisierung käme entgegen, wenn der Förderung der Phantasie eines jeden Einzelnen schon heute in den Schulen mindestens soviel Aufmerksamkeit gewidmet würde wie dem Erwerb von Wissensstoff.
Aber da wir wissen, daß die Veränderung von Lehrplänen fast so schwer ist wie das Versetzen von Gebirgen, sollten wir mit der Einübung der sozialen Phantasietätigkeit wenigstens bei den Erwachsenen beginnen, ehe sie vollends in Passivität und Resignation versinken.

Anmerkung

Dies ist mein zweiter Versuch, die Arbeit in den Zukunftswerkstätten darzustellen. Einen ersten habe ich 1973 unternommen, und zwar mit: »Einige Erfahrungen mit Zukunftswerkstätten«, in: *Analysen und Prognosen*, Heft 25, Januar 1973, Berlin 15, Giesebrechtstraße 15.

Norbert Klugmann
Theater für Kopf + Bauch

Wie viele Grüns hat diese Welt? Zwanzig, dreißig oder mehr? Wie grün ist grün nach Regen? Grüner oder anders grün? Wir stehen nach dem Regen zehn Meter vor dem Haus und sind damit mitten drin im Grün, betrunken und berauscht von Farben und haben doch nichts getrunken oder geraucht. Da liegt es nahe, es tatsächlich auf die Wirkung zurückzuführen, die dem Grün und der Natur zehn Kilometer neben Gorleben innewohnt. Und so zum Teil des täglichen Erlebens der Bewohner rund um und inmitten dieses Grüns wird. Wir stehen und gucken, wir atmen tief durch und freuen uns, lustvoll vor-leidend, auf die Rückkehr in die Luft im Norden der Raffinerien. Während wir dergestalt mit geistigen Kniebeugen beschäftigt sind, fahren zwei Leute los und kaufen vier Kästen Bier für die Aufführung am Abend. Verkaufspreis für die Drittelliterflasche: 50 Pfennig. Weitergehende Spenden werden auf einem handgeschriebenen Zettel ins Belieben der hoffentlich vielen Einzelnen gestellt.

Kultur im Wald – man könnte es auch so nennen und schwungvoll Zweifel in die Leertasten mogeln. Das wäre geistige Wühlarbeit in einer Gegend, die nach Robert Jungk zum giftigsten Platz der Erde wird, wenn wir die Macher machen lassen. Der Vertreter des Landvolks aus Prezelle schildert tödliche Resignation mit dem geübten und eingespielten »Nach uns zwar die Sintflut – aber auch sie braucht ihre Funktionäre« – Flach-Pathos: »Hier ist jeder Bauer des anderen Bauern Feind. Keiner spricht es aus, aber es ist ja klar. Wir sind Konkurrenten am Markt. Wir treten gegeneinander an.« Zack. Daß das nichts sagt über die Möglichkeit, sich schnellstens zusammenzutun gegen die Tiefbohrer aus Hannover und Bonn und von der DWK, das sagt nicht nur keiner, das denkt auch schon keiner mehr. Wenn er es je gedacht hat, dann war es höchstens kurz und kaum der Rede wert. Kaum jemals ist Resignation gelungener in ein unnachahmliches und dem Außenstehenden (das sind wir alle) unnachvollziehbares Gemisch aus Lebenserfahrung, Berufspraxis, Sozialisation und dem letztlich doch nicht ganz unwichtigen Blick auf die schnelle Mark eingewoben worden. Es ist nicht weit her mit dem Widerstandswillen der Bauern im Landkreis Lüchow-Dannenberg.

I

Wer bei uns seine Fantasie und Lust zu einem Teil seines Lebens machen will, das nicht erst nach Feierabend mit dem Ablegen der Acht-Stunden-Existenz beginnt oder auf vier Wochen Urlaub beschränkt ist, hat nicht viele Möglichkeiten. Zum Beispiel könnte er Theater spielen.
Die Theaterwehr Brandheide besteht seit dem Sommer 1977. Sie ist acht Mitglieder groß. Als 1975 Brokdorf noch ein Dorf in der Marsch war, bevor es zum Prüfstein für das Funktionieren einer parlamentarischen Demokratie wurde, spielten drei der acht »Sein oder Nichtsein«, ein Spektakel über das Wesen des Atoms, auf Marktplätzen in und um Brokdorf. Das Erlebnis wird auch in einem Film festgehalten. Dieser Film macht in den folgenden Monaten manchem Mut.
Das Brokdorf-Erlebnis wirkt weiter, als sie auseinandergehen. Sie versuchen es in den Institutionen. Vielleicht ist es doch möglich. Wolfram geht in die Hamburger Gesamtschule Steilshoop und reibt sich in einer pädagogischen Umgebung auf, die beim Bau der Schule vergaß, daß eine Klimaanlage auch funktionieren sollte. Verena und Jochen spielen in Zürich. Theater am Neumarkt. Weiter ist in den Köpfen: die Hamburger Fischmarkthalle zu einem Kultur-Kommunikations-Zentrum auf- und auszubauen. Aber die Hamburger Behörden haben ja die »Fabrik«. Die hat zwar ein ganz anderes Konzept als das »Volkshaus Fischmarkt« und ist darum nicht zu vergleichen. Aber den Beamten ist Zentrum Zentrum. Warum noch ein zweites Zentrum? Weil es nötig ist und eine Stadt wie Hamburg zwei Hände voll solcher Zentren vertragen könnte? Weil das Konzept der Fischmarkt-Planer überzeugend ist? Weil ein solches Zentrum gerade im Stadtteil St. Pauli noch nötiger ist als anderswo?
Nach jahrelangen Mühen denken die Initiatoren manchmal daran, daß sie diese Fragen zu Beginn mit Ja beantwortet haben. Eine gute Konzeption ist so lange rein, wie sie vor der quälend ignoranten Behandlung durch Behörden und Bürokraten sicher ist. In dem Augenblick, wo sie aus dem Kopf in die Planung und Aktion geht, ist sie verloren. Wenn die Lobby fehlt oder wenn nur eine Mehrheit der Bevölkerung, die sprachlos ist, ins Feld geführt werden kann, reicht das nicht aus als Begründung, etwas in Gang zu setzen. Ein »Volkshaus« wollen sie. Dieses Wort geht nicht mehr so einfach durch in den Jahren nach 1972. Es ist nicht auszuschließen, daß das Volk von dem Angebot Gebrauch macht, sich in seinem Haus zu treffen. Sowas gerät leicht außer Einfluß, kann sich selbständig machen, Bedürfnissen entgegenkommen, sie unter günstigen Umständen sogar befriedigen. Und auf einmal ist das Haus voller Volk, hat es seinen Sinn erreicht. Nein, nein, lieber nicht. Es muß alles seinen Gang gehen. Der Gang ist so langsam, daß die Volkshaus-Macher nicht sehen, daß etwas

geht. Die Fantasie, die mit Theaterspielen ein wichtiges Standbein im Volkshaus bekommen könnte, soll sich doch ein anderes Betätigungsfeld suchen.
Das Zürcher Theater am Neumarkt ist berühmt in der Schweiz. Das Ensemble gehört zu den produktivsten und originellsten Theatererscheinungen in diesem Land. Es würde auch in der Bundesrepublik zu den produktivsten und originellsten Theatern gehören. Aber es ist ein herkömmliches Theater. Selbst ein Ensemble, das fast ausschließlich aus Leuten besteht, die nichts sehnlicher wünschen, als die Grenzen des bürgerlichen Betriebs aufzusprengen, um wieder Theater für Kopf + Bauch zu machen, muß die Grenzen erkennen und nach einer Zeit des Kämpfens anerkennen. Zwischen Zürich und Hamburg finden Telefonate und Treffen statt. Ein entscheidendes Treffen im Herbst 1976. Ein Treffen von Enttäuschten, aber auch Wütenden. Und Ausgebildeten. Die Fallen des Amateurismus können nicht zuschnappen.
Ab Herbst 1976 besteht der konkrete Plan, Theater auf eigene Faust, auf vielleicht eigener Bühne und sicher unter eigener Verantwortung zu spielen. Die Rekrutierung beginnt. Wer gehört zur Grundausstattung einer Theatergruppe? Schauspieler, Schreiber, Regisseur, Dramaturg, Techniker, Bühnenbildner. Dann ist noch nötig: ein Konzept, Geld, Durchhaltevermögen, Solidarität. Im Sommer 1977 sind acht Leute zusammen, fünf Schweizer, drei Deutsche; drei ausgebildete Schauspieler und andere Talente, die addiert Theater möglich machen müßten. Zu diesem Zeitpunkt ist es anerkannte Tatsache, daß nicht alle als Schauspieler mitwirken. Hemmungen sind im Spiel, Unerfahrenheit. Und schließlich tut ja jeder seinen Teil, damit das Endprodukt »Erstes Stück« zustandekommt.
Sie diskutieren nicht lange über die Möglichkeit, zusammenzuziehen, um zusammen zu wohnen und zusammen zu arbeiten. Die Notwendigkeit ist ihnen allen deutlich. Ein Haus wird gesucht, ein Haus wird gefunden. In der Nähe der Grenze zur DDR – in Dannenberg rechts ab, dann 25 Kilometer bis zum Dorf Gorleben, noch einmal rechts ab – steht ein Försterhaus leer. Ein imposanter Bau mit großer Tenne und einer Landschaft rings herum, die sprachlos macht vor Schönheit und Ruhe. Die Theaterwehr Brandheide besichtigt und mietet an. Der Besitzer, Graf Bernstorff, der größte Grundbesitzer der Gegend und zweitgrößte Grundbesitzer ganz Niedersachsens, verlangt 300 Mark im Monat. Solche Un-Summen sind in diesem Zipfel Bundesrepublik, der im Kriegsfall von der NATO in weiser Selbstbeschränkung noch nicht einmal versuchsweise verteidigt wird, bis heute möglich.
Ab Sommer 1977 laufen zwei Projekte gleichzeitig. Sie renovieren das Haus. Sie richten eine Werkstatt ein. Sie schreiben ein Stück. In den ersten Wochen arbeiten sie zehn bis zwölf Stunden pro Tag am Haus. In dem

Maß, wie die Hausarbeit weniger wird, wird die Theaterarbeit mehr. Ein erstes Szenarium ist im August 1977 fertig, das auf dem »Gartower Markt« aufgeführt werden soll, aber nicht wird. Der Gartower Markt ist ein Sommerfest, auf dem neben allerlei anderen Vergnüglichkeiten die im Landkreis Lüchow-Dannenberg zu Hauf vertretenen Künstler: Grafiker, Maler, Töpfer ihre Erzeugnisse ausstellen und verkaufen. In den folgenden Wochen wird die 20-Minuten-Farce auf die gehörige Länge von eineinhalb Stunden ausgebaut.

»Das Ziel unserer Arbeit ist es, ein Theater zu entwickeln, das unsere Betroffenheit über Zustände und Entwicklungen in unserer Gesellschaft zum Ausdruck bringt. Ein Theater, das sich direkt vermittelt, das ›öffentlich‹ ist, ein Theater, das mit Hilfe des Spaßes ernste Inhalte transportiert, das über das Lachen Erkenntnis freisetzt. Ein Theater, an dem noch Dreck klebt. Wir wollen also keine abgehobenen ›Kunstprodukte‹ herstellen, die nur einer bestimmten Elite zugänglich sind. Unser Theater kann jeder verstehen. Wir hoffen so, möglichst breite Schichten der Bevölkerung zu erreichen.«

Am 8. November 1977 beginnen in einem unzulänglichen Schulraum die Proben. Der Plan, viel über spontane Improvisation laufen zu lassen, scheitert. Die Szenen werden bis ins Detail geschrieben, gespielt und gefeilt. Als sie das Haus anmieteten, war Gorleben ein schönes und ruhiges Dorf. Dann schlug der Fortschritts-Wahn aus Hannover und Bonn zu, und Gorleben ist der geplante Standort für die erste bundesrepublikanische Entsorgungs- und Wiederaufbereitungsanlage für Kernbrennstoffe. Man kann das auch anders nennen: Gorleben soll eine gigantische Betonburg werden auf 12 Quadratkilometern, größer als das Volkswagenwerk und die größte Industrieanlage in ganz Europa. Was in Gorleben entstehen soll, empfinden die Gorlebener, ihre Nachbarn und alle informierten Bürger der Bundesrepublik als Bedrohung, die jeden einzelnen unmittelbar berührt. Die politische Wirklichkeit holt die Theaterpraxis der Theaterwehr Brandheide ein. Natürlich muß man in dieser Situation Flagge zeigen. Wenn jetzt kein Stück gegen den Fortschrittswahnsinn kommt, wann denn dann? In diese Landschaft paßt nichts anderes, wenn man nicht die Zeichen der Zeit – gesetzt von den Herrschenden – so gründlich verkennen will, daß man hinterher keine Entschuldigung mehr hat. Wenn man überhaupt noch Gelegenheit hat, keine Entschuldigung zu haben, denn nach den letzten Meldungen reicht eine Aktentasche auf dem Kopf wohl doch nicht aus, der Strahlung zu entkommen. Die Theaterwehr Brandheide schreibt ein Stück gegen die Praxis der Regierenden und nennt es »Heiße Kartoffeln«.

Die »Heißen Kartoffeln« sind eine aufklärerische Farce. Sie zeigt die Bewußtwerdung des Bauern Georg Pankow und seiner Frau Johanna, die in den Mittelpunkt des Interesses von allerlei zwielichtigen Leuten rücken,

weil ihr Land als Standort für einen nuklearen Entsorgungspark ausersehen ist. Zuerst genießt Pankow die Aussicht, von allen Sorgen ›entsorgt‹ zu sein, und ist drauf und dran, einen Mähdrescher für sein einzubringendes Getreide zu kaufen, das er nicht mehr ernten können wird, weil auf seinem früheren Besitz Radioaktivität eingemauert wird. Johanna, seine Frau, durch und durch bodenständig und pfiffig, holt ihren Georg immer wieder auf die Erde zurück. Und bald hat er begriffen, daß er sich zur Wehr setzen muß, wenn er nicht untergehen will. Er trotzt auch den übelsten Listen der Atom-Lobby und leidet mit, als sich das angebliche Kraftfutter für die Kühe als Heroin entpuppt, das ihm zwecks Kriminalisierung untergeschoben werden soll.

Köstlich anzusehen und -zuhören ist ein imaginäres Regierungskabinett unter der Leitung von Regierungschef Wolf Dieter Nille, das in seiner Zusammensetzung zwischen salbadernden Polit-Stereotypen, intellektuellem Müll-Gerede und solidem Altersschwachsinn mit einigen sexuellen Lichtblitzen hin- und herschwankt. Den Damen und Herren dieser Regierungs-Mannschaft gelingt es bis zum Schluß des Stücks nicht, den »Bürger« zu finden, dem sie erzählen wollen, warum man (= die Politiker) sich vor ihm schützen muß. Die Entfremdung ist schon zu groß; sie dringen nicht mehr bis zu den Bürgern vor; das sind zwei Welten – die Verbindungsbahnen zwischen ihnen sind abgerissen. Daß nicht mehr viel stimmt in diesem Land in diesen Jahren, müssen zwei Musikanten erfahren, die auf der Welt nichts anderes wollen als Musik machen und Freude verbreiten. Aber es hat sie keiner bestellt. Schlechte Zeiten für Fantasie.

Die Brandheider gehen professionell an ihre Zukunft heran. Ein anstrengendes Körpertraining mit Atemübungen, Yoga und Gymnastik soll nichts dem Zufall überlassen. Jede Gruppe, die aus dem traditionellen Theaterbetrieb ausbricht und als freie Gruppe weitermacht, muß dafür sorgen, daß sie nicht in weitgehend amateurhaften Praktiken verharrt und auf diese Weise zur Hobby-Bühne verkommt. In der Bundesrepublik gibt es außer den freien 360 feste Bühnen und 15 000 Schauspieler, unter denen ein erbitterter Kampf um Engagements und gegen die Arbeitslosigkeit im Gang ist.

Jede Theatergruppe, die aus dem verwalteten Kultur-Betrieb herausgeht und im vollen Bewußtsein des existentiellen Risikos, das sie eingeht, freies Theater zu machen versucht, ist eine Absage an die Abonnement-Möglichkeiten und -Mentalitäten des herkömmlichen Kulturbetriebs. Freies Theater spielt sich noch weitgehend unter Ausschluß der breiten Öffentlichkeit ab. Nur ein kleines, aber sehr engagiertes und fest umrissenes Publikum – größtenteils in den Großstädten und mit höherer Schulbildung – steht neuen Versuchen auf Theater-Ebene positiv gegenüber und trägt durch sein Interesse und seine Bereitschaft zum Besuch solcher Aufführungen dazu bei, daß sich eine Sub-Kultur im Kultur-Sektor gebildet hat, die ständig

wächst. Von der Aussicht, dieses Reservoir anzapfen zu können, leben alle freien Gruppen, gleich welcher Richtung und welchen Schwerpunkts. Ob politisches Aufklärungs-Theater, esoterisches Sponti-Tum oder handwerklicher Ansatz zur nun aber wirklich letztgültigen Präsentierung der klassischen Dramen-Tradition: Gemeinsam stehen sie alle einer ständig geistfeindlicher werdenden Bundesrepublik Deutschland gegenüber. Die Fantasie, die durch ein Überrumpelungsmanöver vor zehn Jahren auf dem Marsch zu sein schien durch die Medien, den Kulturbetrieb und sogar – obwohl es ohne Koketterie schwerfällt, heute noch einmal nach-zudenken, was vor zehn Jahren für viele eine Möglichkeit war – in die politische Praxis, ist in Reservate zurückgeworfen worden. Es gibt heute zu viele freie Gruppen, als daß sie bis zur letzten ernsthaft daran glauben könnten, sie würden materiell in der Lage sein, ihre Praxis länger als kurze Zeit durchzuhalten. Wenn die Kräfte nicht unerträglich zersplittert werden sollen, müssen die Theater-Spieler frei von der Sorge um die Finanzierung der nächsten vier Wochen sein. Wo die materielle Basis fehlt, ist schlecht Kultur machen. Was nun aber ein erfreuliches Licht auf den Realitätssinn der freien Gruppen wirft, ist die Tatsache, daß sie nicht enttäuscht sind, keine öffentliche Förderung zu bekommen. Das haben sie nicht erwartet, das tritt auch nicht ein, und man muß sich nicht lange mit Ärger aufhalten.

Die Theaterwehr Brandheide hat mit zwei Jahren Durststrecke gerechnet, bis sie vom Theater leben kann. Zwei Jahre sind grausam viele Tage, an denen eine Gruppe, die meint, die Zukunft vor und für sich zu haben, manches Mal zusammensitzt und, anstatt die nächste Szene zu proben, die Geldbörsen und Kontostände auf den Tisch legt, um die Versicherung für den Gruppen-LKW zusammenzubringen. Ein Vorteil für die Theaterwehr ist die billige Gegend, in der sie lebt. Sie kommen mit 500 Mark pro Kopf und Monat aus. Drei Kassen sind zu füllen: eine Produktionskasse mit 200 Mark, die Haushaltskasse mit ebenfalls 200 Mark und eine dritte, mit der Miete, Strom, Werkzeug und die Kosten für die Wagen getragen werden. Im ersten Jahr haben sie 50 000 Mark investiert, die die Renovierung des Hauses und die Finanzierung der »Kartoffeln« geschluckt haben. Die Produktionskosten für das Stück allein betragen 10 000 Mark. Sie waren keine sonderlich armen Leute. Alle haben konkret auf ihre neue Existenz hin gespart. Verena hat einen Film gedreht und konnte einen gehörigen Batzen einschießen.

Am Geld hängt sehr viel. Am Geld ist manche Gruppe schon gescheitert, meistens dann, wenn einer oder mehrere ihre Anteile wieder heraushaben wollen, weil sie aussteigen. Die Theaterwehr arbeitet mit Gesellschafterverträgen, die vorsehen, daß jeder, der sich und seine Einlage herausziehen will, das auch tun kann, aber eine Frist von sechs Monaten einhalten muß.

In dieser Zeit müssen die anderen sehen, wie sie das entstehende Loch stopfen.
Die Probenarbeiten gehen weiter. Der ungeeignete Schulraum stört nicht mehr lange, weil sie im nächsten Dorf Prezelle einen Kneipenraum auftun, mit dem sie sehr zufrieden sind. Es beginnt die Phase, in der sie sich völlig auf das Stück konzentrieren. Das Haus ist so weit hergerichtet, daß es sich darin wohnen läßt. Das Zusammenwohnen klappt so gut, daß es sich zusammenleben läßt. Die Probenarbeit ist eine ungemein komplexe Arbeit. Keine Szene steht deshalb, weil sie einer vor-geschrieben hat. Jeder Dialog ist so lange ein Vorschlag, wie er nicht von der Gruppe in gemeinsamer Arbeit gut gefunden wird. Diese Wochen bringen auch die Klarheit, daß sie alle als Schauspieler auf der Bühne stehen werden. Das ist eine gefährliche Situation, weil die Gelernten Schwierigkeiten nicht haben, die die Neulinge zuhauf haben. Ein Grund für das Funktionieren der Theaterwehr ist ihre Begabung, diese potentielle Konfrontation (hier Cracks, da Frischlinge) harmonisch und solidarisch in die Gruppenarbeit miteinfließen zu lassen.
»Wir haben die sogenannte Arbeitsteilung alle als negativ erfahren. Wir wollen versuchen, dem Begriff ›Arbeit‹ wieder seinen positiven Stellenwert innerhalb der menschlichen Existenz zu geben. Wir verstehen uns als eine ›Bauhütte‹, wo der einzelne seine spezifischen Fähigkeiten eingibt, aber auch von den anderen lernt, so daß am Schluß ein Produkt entsteht, in dem er sich entdecken, mit dem er sich identifizieren kann. So gibt es bei uns keinen Autor, keinen Nur-Regisseur, keinen Nur-Schauspieler usw. Das fertige, aufführungsbereite Stück ist das Ergebnis konsequent gemeinsamer Arbeit. Das ist gewiß ein langwieriger Prozeß. An unseren Aufführungen wird man erkennen können, auf welchem Abschnitt des Weges wir uns gerade befinden. Wir wollen unser Publikum an unseren Schwierigkeiten teilhaben lassen.«
Acht Besessene stehen und sitzen in einem kalten Kneipenraum kurz vor der DDR und proben heiße Kartoffeln. Es dauert nicht lange, dann stellen sie sich freiwillig unter Zeitdruck, weil sie ein Ergebnis sehen wollen. 14 Tage vor der Generalprobe wird eine Video-Aufnahme des gesamten Stücks hergestellt. Die Theaterwehr sitzt vor dem Fernseher und wundert sich. Die Tatsache, daß sie alle in dem Stück mehrere Rollen spielen, hat bisher verhindert, daß sie das Stück im Gesamt-Ablauf sehen konnten. Sie entdekken Längen, sie stellen zum Beispiel fest, daß das Stück am Anfang nicht losgeht. Daraufhin werden ganze Szenen rausgeschmissen, die vorher von allen gutgefunden wurden. Anfang April 1978 machen sie noch etwas Ungewöhnliches: eine öffentliche Generalprobe, zu der die Bewohner der umliegenden Dörfer eingeladen werden. Am 7. April ist Premiere in Gorleben. Der Erfolg ist groß. Es folgen vier weitere Auftritte im Landkreis

Lüchow-Dannenberg. Der Erfolg wird größer. Erst dann gehen sie nach Hamburg und spielen dort viermal.
Daß das Zusammenleben im ehemaligen Försterhaus mit dem Namen Forsthaus Brandheide so weitgehend konfliktfrei klappt, war nicht vorauszusehen. Für manche ist Brandheide das erste Zusammenleben in einer größeren Gruppe. Anfangsschwierigkeiten, wie sie in jeder Wohngemeinschaft vorkommen, wären daher verständlich. Anfangsschwierigkeiten, die schon viele Gruppen schnell wieder auseinandergebracht haben, sind Unzulänglichkeiten und Verhaltensunsicherheiten im Zusammenleben. Sind Ängste, sein Recht auf Ruhe anzumelden und sich bewußt zurückzuziehen. Sind Schwierigkeiten, aus sich herauszukommen und Sympathien und Antipathien zu äußern. Sind Streits über die Organisation des Haushalts.
Die Brandheider sind mit einem bemerkenswerten Theoriedefizit an das Zusammenleben herangegangen; die Vermutung liegt nahe, daß die Aussicht auf Realisierung des Projekts »Theater machen« manche Schwierigkeiten gar nicht erst aufkommen ließ. Die Arbeitsteilung im Forsthaus ist herkömmlich. Im wöchentlichen Wechsel ist einer für die Essenszubereitung zuständig; Abwasch und Wäsche waschen ebenfalls im Wechsel. Private Tauschgeschäfte wegen unüberwindbarer Wasch-Abneigung bzw. eines Lebensrhythmus, der die Höhepunkte des Tuns in die Nacht verlegt, kommen vor und werden akzeptiert. Innerhalb der Theaterwehr gibt es drei feste Paar-Beziehungen und zwei Alleinstehende.
Kaum stehen sie in Hamburg auf der Bühne, horcht die bundesdeutsche und schweizerische Theaterwelt auf. Da gibt es Beziehungen von früher; da erzählt man sich; Wohlwollen und Interesse kommen zusammen, und nach vier Tagen Hamburg im April sind sie bis September ausgebucht, darunter en suite im September Freie Volksbühne Berlin. Nach weiteren vier Wochen ist das Jahr 1978 ausgebucht. Ein Erfolg, mit dem nicht zu rechnen war und mit dem sie nicht gerechnet haben. Das heißt nicht, daß sie übermäßig viel Zeit auf das Absondern von Bescheidenheit verwendet haben. Das kann man schon »strotzen« nennen, wenn man nach einem Wort für ihr Selbstbewußtsein sucht. Mit zwei Jahren Durststrecke haben sie gerechnet, im Mai 1978 – vier Wochen nach der Premiere – sind sie schon im Plus.
Und dann die Angst vor der Tournee. Finanziell ist alles klar. Jeder erhält 30 Mark Spesen pro Tourneetag und ist zufrieden damit. Freunde in vielen Städten machen das Übernachten in Hotels und ähnlichen Anonymitäts-Herbergen erfreulich oft überflüssig. Aber die fruchtbare, nicht zuletzt mutmachende, Verbundenheit mit dem Zuschauer geht bei Auftritten in anderen Städten zu oft verloren. Eine freie Gruppe ist auch so frei, das Bühnenbild und die Beleuchtung selbst auf- und abzubauen. Wenn der Saal am nächsten Tag wieder genutzt wird, müssen sie nach der Vorstellung

sofort abbauen. Das dauert eine Stunde, und nach dieser Stunde hat sich das Publikum verflüchtigt. Sie müßten es dann suchen gehen und gerieten mit dieser Praxis in gefährliche Nähe zu den völlig entfremdeten Politikern in den »Heißen Kartoffeln«.

Die Brandheider gehen gern auf Tournee, weil sie es im derzeitigen Stadium nötig haben, bekannt und beliebt: anerkannt zu werden. Aber sie wissen, daß die ungemein ermutigende, trampelnde Begeisterung, die ihnen bei ihren Auftritten entgegenschlägt, ihr Spiel auch zur Profi-Veranstaltung gerinnen lassen kann. Sie wollen Volkstheater machen, Theater als Gebrauchsgegenstand, Theaterbesuch jenseits von Krawatte und Kultur-Aufnahme, so wie man sich den Besuch in einem feinen Lokal leistet, um dem Leben ein, zwei saftige Statussymbole zu verpassen. Das schreckliche Mißverständnis der Abonnenten-Mentalität, die verengte Sicht eines sympathischen, aber verständnislosen Publikums, das seine zwei Stunden absitzt, weil es sich Mittelstandskultur leisten will, dieses Rennen und Sehnen theaterinteressierter Bevölkerungskreise nach Renommee und Dabeisein, weil der Schoß der vorherrschenden Überbauidylle groß genug ist, um auch die bewußtseinsmäßigen Tagelöhner aufzunehmen: Das wollen die freien Theatergruppen nicht, dagegen kämpfen sie an, und in diesem Kampf sind sie einstweilen noch die klaren Verlierer.

Sie tun gut daran, die Situation, auch die politische Situation der Bundesrepublik in ihre Theater-Praxis miteinzubeziehen, wenn sie mittelfristig mehr sein wollen als säuberlich von der gesellschaftlichen Realität abgeschottete Exoten-Klüngel, die für Leute, die es eben auch geben muß, Theater machen. Ein Theater, das aber eigentlich besehen un-kulturell ist, weil es zu jung ist, die Klassiker ausspart, das wohlig im subventionierten Sessel Sitzen unbehaglich werden läßt und vielen Menschen mehr wie Arbeit vorkommt als wie eine Freizeitbeschäftigung, auf die der Ausdruck »Seelenbadewanne« eben doch noch zutrifft.

Das Getto der freien Theatergruppen wäre weniger hoch umzäunt, wenn sie in stärkerem Maße als bisher in der Lage wären, ihre fatale Agitprop- bzw. esoterische Ader herauszulassen aus einer Praxis, die – richtig, sinnlich und elastisch eingesetzt – bedeutend größeren Gruppen als bisher eine Alternative aufzeigen könnte. Die Theaterwehr Brandheide hat das Glück, daß sie sich während der Konzipierung der politisch brisanten Heißen Kartoffeln nicht in zermürbenden ideologischen Diskussionen um das Ausmaß von politischer Aussage, richtiger Meinung und angemessener Verbissenheit verlor. Natürlich kann die Standort-Beschreibung »undogmatisch links« sehr leicht genauso labberig werden wie jede andere. Wenn es aber so ist, daß eine Gruppe ihr Stück zuerst bewußt vor denjenigen Leuten spielt, um die es in dem Stück geht: vor Landbevölkerung und Bauern, bevor sie sich in den Metropolen der Gefahr aussetzt, von links-

fortschrittlichen Kultur-Gourmets folgenlos angenommen zu werden, dann sagt das schon einiges. Wer dazu noch wie die Theaterwehr Brandheide dermaßen zielstrebig den Humor in seiner ganzen Spannweite bis zum Klamauk einsetzt, ohne in losgelöste Situationsakrobatik abzugleiten, deren fatale Neigung es ist, den möglichst lautstarken Lacher zum Maßstab für Güte und Erfolg zu machen, der geht den richtigen Weg. In den Heißen Kartoffeln gibt es streckenweise viel zu lachen. Die Komik, Absurdität und offene Lächerlich-Machung von Positionsinhabern, die es schon längst verdient haben, lächerlich gemacht zu werden, machen den Erfolg des Stücks wesentlich aus. Es gibt eine Szene, in der ein aalglatter, abgeleckter, ganz und gar widerlicher und doch durch sein Bemühen überzeugender Vertreter für Landmaschinen – in diesem Fall Mähdrescher – auftritt. Dieser Auftritt könnte klassisch werden. Es gibt mittlerweile Leute, die – wohl wissend um die Güte und Aussage des Stücks – beim Auftritt des Vertreters durch ihr aus tiefsten Seelen-Regionen kommendes Lachen den Fortgang der Aufführung nachhaltig zu stören drohen. Was soll man aber auch anderes machen, wenn jeder Satz sitzt, jede Bewegung eine vollkommene Persiflage ist, eine grotesk überspitzte Wortwahl beständig die Tür zur Absurdität einrennen will und trotzdem (trotzdem?) die Existenz des Vertreters als eines Wort- und Wirklichkeitsverdrehers, berufsmäßigen Täuschers, wenigstens moralischen Betrügers und insgesamt unerträglichen Schönredners und Zeitgenossen in jeder Sekunde deutlich wird? Man kann nur lachen, und daraus wird deutlich, daß Betroffenheit auch über Lachen transportiert werden kann.

Nur so geht Theater, das Theater für Kopf + Bauch sein will. Daß Humor so eine Sache ist, ist bekannt. Daß Humor in Deutschland eine schreckliche Sache ist, weiß man. Allwöchentlicher Beweis ist zum Beispiel die unerträglich platte und dümmliche Humor-Seite in der einzigen gleichzeitig großen und politisch akzeptablen Tageszeitung der Republik, der Frankfurter Rundschau. Daß es aber auch anders geht in einem Land, das Tucholsky, Kraus, Heine, Gernhardt, Loriot als Mitbürger hat, macht die Theaterwehr endlich wieder einmal deutlich.

Die Theaterspieler leben und arbeiten im Landkreis Lüchow-Dannenberg. Sie werden es dort nur aushalten können, wenn es ihnen gelingt, von den Nachbarn akzeptiert zu werden. Die Niedersachsen gelten als sture Menschen, die jedem Fremden und allem Neuen erst einmal skeptisch gegenüberstehen. Sie wollen, daß das Fremde sich erklärt, verstehbar macht, sich vorzeigt. Dann eine gründliche Prüfung und dann vielleicht Nähe. Im Nein-Fall aber getrost gehörige Aggression. Irgendwie kriegen wir die Störenfriede schon wieder weg aus unserer Umgebung. Heimat und ihre Neben-Bedingungen. Die Theaterwehr ist daran nicht gescheitert. Sie haben durch ihre Arbeit überzeugt. Die Einwohner der umliegenden Dörfer

haben bald gemerkt, daß ihnen da keine schlappe Durchhänge-WG in die Wälder geschneit ist. Die Zielstrebigkeit, mit der sie die Renovierung des Hauses angegangen sind, hat ein Ausmaß an Nachbarschaftshilfe hervorgebracht, das weit über die vordergründige Zug-um-Zug-Praxis hinausgeht, die letzten Endes doch nur auf den persönlichen Vorteil bedacht ist. Die Praxis der Theaterwehr und daß sie sich der Bevölkerung gestellt und dargestellt haben, über das Stück dargestellt und im Reden hinterher in der Kneipe gestellt, das hat viele Menschen aus Prezelle, Marleben, Trebel, Gorleben überzeugt. Für sie sind die Theaterwehr-Leute Menschen, die einen Beruf ausüben, so wie sie ihre Berufe ausüben, auch wenn diese Berufe auf die ersten Blicke wenig bis nichts miteinander zu tun haben. Aber dann kommen sie schon, die Gemeinsamkeiten. Denn nicht nur, daß es Spaß machen kann, Landwirt und Schauspieler zu sein, auch daß man sich der Landschaft, in der man lebt und arbeitet, verbunden, verwurzelt, daher auch verpflichtet fühlt: diese Übereinstimmung in Kopf + Bauch – meistens sprachlos, weil es nicht leicht ist, darüber zu reden, wenn man gelernt hat, die Sprache für handfestere Äußerungen zu benutzen – hat den Kontakt gebracht, die Respektierung und langsam wachsende Freundschaft. Im Gegensatz zum Niedersächsischen Innenministerium ist nämlich die Bevölkerung von Niedersachsen weitgehend frei von primitiven Instinkten. Zitat Innenministerium vom 19. April 1978: »Nächstes Hauptaktionsfeld der für Gewaltanwendung plädierenden Organisationen dürfte das Gebiet um Gorleben sein. Nach neuesten Erkenntnissen hat sich inzwischen eine Phalanx sogenannter ›Exterritorialer‹ gebildet, die ihren 2. Wohnsitz im Landkreis Lüchow-Dannenberg genommen hat und damit den Anschein des betroffenen ortsansässigen Bürgers erwecken will.«
Es wäre fürchterlich und das vorzeitige Ende der Praxis der Theaterwehr Brandheide, wenn irgend jemand im Landkreis diesen hysterischen Unsinn ernstnehmen würde. Niemand tut es, und wenn nicht ein paar konservative Zeitungen den Text als bare Münze und so gut wie keine liberale Zeitung den Text als Sprache des Unmenschen veröffentlicht hätte, wüßte heute niemand etwas über die Angst in Hannover. Die eingesessenen Bewohner des Landkreises wissen, daß Betroffenheit nicht an der Tatsache eines ersten oder zweiten Wohnsitzes abzulesen ist. Sie probieren Verträglichkeit aus, indem sie sie im Zusammenleben ausprobieren. Die Theaterwehr Brandheide hat diese menschlich-politische Prüfung bestanden. Mit ihr profitieren alle Leute im Landkreis davon, die zwar wegen ihres Berufs in der Woche nicht vor Ort sein können, aber durch ihr zeitweiliges Wohnen hier und ihr daraus gespeistes Interesse an der Erhaltung einer der unberührtesten Gegenden der Bundesrepublik jeder atom-wirtschaftlichen Betonierung der Gegend ein unerträglicher Stolperstein sein müssen. Und sind.
Wenn sie also vorhatten, sich zum Theatermachen in die ruhige Natur

zurückzuziehen, dann haben sie Pech gehabt mit der Wahl ihres Wohnorts. Als sie einzogen, konnten sie nicht ahnen, was hier bald lossein würde. Die Hölle nämlich. Sie haben die Herausforderung angenommen und sich auf sie eingerichtet. Ohne die Wahl von Gorleben als Standort der Giftanlage wäre ihr erstes Theater-Thema ein anderes gewesen. Die Realisierung einer Utopie muß manchmal reagieren auf Entwicklungen, die eine ganz und gar nicht utopische, vielmehr deutlich rückschrittliche Umwelt ihr aufpfropfen. Die Verfassungsschützer – das sind die Schützer einer Verfassung, die wenig zu tun hat mit der Verfassung, auf die sich die BRD angeblich seit 1949 begründet; vielleicht eine Geheimverfassung, die schon gilt und von der die Bürger nur darum noch nichts erfahren haben, weil sich die Regierungen vor dem Bürger schützen müssen? – sind schon in die Idylle eingefallen. Noch vor dem Auffahren des ersten Betonmischers tragen sie durch ihre hinterlistige Unterstell-Taktik und ganz gewöhnliche Detektivfilm-Mätzchen dazu bei, daß das Klima um Lüchow und Dannenberg bald eine Front-Natur angenommen haben wird, die die Errichtung von Betonmauern nur noch äußerlich nachvollziehen könnte, während innen drin – in den Köpfen und Bäuchen – die Hoffnung auf die Selbstreinigungskraft dieser Demokratie längst auf dem Müllhaufen gelandet ist.

II

Nach der Aufführung in Prezelle gegen Mitternacht Rückfahrt nach Hamburg. Wolfram fährt mit, weil er in Hamburg Bürokratie erledigen muß. Wolfram hängt im Sitz. Dieser Abend war ein Rückschlag. Die CDU hat Veranstaltung in Gartow. Landtagswahlkampf in Niedersachsen. Die meisten Bauern waren in Gartow. Sie wären als Zuschauer der Heißen Kartoffeln notwendig gewesen. Alle Bauern, die die DWK mit ihrem Kaufangebot überfahren hat, indem sie ihre Angst mobilisierte und ihre Achtung vor Signaturen und Amtssiegeln gezielt und erfolgreich ansprach, sind bei der Partei, die sie vielleicht wählen werden, weil sie sie bisher stets gewählt haben. An diesem Abend weiß noch niemand, daß die Grünen im Landkreis Lüchow-Dannenberg über 17 Prozent der Stimmen bekommen werden. Die Stimmung während der Diskussion nach der Aufführung ist fürchterlich. »Wenn wir die Anlage nicht reingewürgt bekommen, bekommt sie jemand anders. Dann können auch wir sie bekommen. Denn irgendjemand bekommt sie.«
Es sieht vieles danach aus. Solche Sätze zwingen die Anlage in die Existenz. Es wird bald gar nichts mehr dagegen sprechen, denn die vorzeitige Resignation arbeitet denjenigen in die Hände, die heute – 1978 – viel mehr Befürchtungen haben, als wir ahnen. So sicher sind sie sich nicht, können es

auch nicht sein. Sie beherrschen das perspektivische Denken in dem Augenblick, in dem Rechnungen, Gegenrechnungen, Kalkulationen und Baubeginne, Kosten-Unkosten-Aufstellungen und der Blick auf die langfristige Mark angesagt sind. Sie werden nervös, wenn sich Volk in der Nähe befindet. Volk als potentieller Ausüber einer Souveränität, die einmal zum Besten gehört hat, was wir an politischen Entwicklungen erreicht zu haben glaubten, wird zum Störenfried auf der Habenseite von Leuten und Organisationen, die kurz davor sind, die ganz große Koalition zu begründen. Der Landkreis Lüchow-Dannenberg ist strategisch leicht gegen den Rest der westlichen Welt zuzumachen. Eine Handvoll Einfallstraßen und ein Kanal, der, wenn er gerade nicht bricht, eine weitere ›natürliche‹ Grenze bietet für Leute, die sich abgrenzen müssen. Dazu 4000 bis 6000 Bundesgrenzschutz-Soldaten, für die derzeit die Quartiere beschafft werden. Die Uhr läuft, und wenn wir nichts dagegen tun, können alle einpacken: Bauern, Ausflügler, Fischreiher, Beton-Ablehner und alle sowieso, die es unerträglich finden, täglich Passierscheine zücken zu müssen, um ein Aufenthaltsrecht zu beweisen.

Die Diskussion nach der Aufführung der Heißen Kartoffeln. Die Bevölkerung im Landkreis hat mit ihrem Schicksal abgeschlossen. Sie warten auf die Zuweisung neuer Höfe in Niedersachsen. Vielleicht gibt es reichlich Geld, wenn sie doch noch freiwillig verkaufen. Ihnen hilft ja auch keiner. Was können denn Schauspieler machen, wenn die gewählten Volksvertreter den Unterschied zum Fußabtreter zunehmend einschmelzen und nahe Null bringen? Volkstheater für ein Volk, das innerlich schon abgeschlossen hat. Es hat keine anderen Erfahrungen. Muskeln spannen, Mund aufmachen, Türen zuschlagen, offiziell aussehende Verträge nicht unterschreiben, Widerstand üben – ja wenn seit 25 Jahren mehrere Theaterwehren im Landkreis wohnen würden. Aber so. Und natürlich trotzdem, denn die Alternative fehlt. Das ist die Last an der Lust, die Selbstverwirklichung hinauszutreiben über den Standard-(=Minimal-)Horizont der eigenen vier Wände.

Um halb drei Uhr morgens sind wir in Hamburg. Zum Abschied kaum Blicke, keine Worte, aber es ist ja auch alles klar. Natürlich weitermachen. Für den eigenen Kopf, für den eigenen Bauch und für die Köpfe und Bäuche von möglichst vielen anderen. Andere sind nicht Fremde, sondern nur nicht man selbst. Die Verbündeten in diesem Kampf gegen Drachen, die konkrete Namen haben, sind Menschen und deren Ideen. Eine Idee ist die Fantasie. In den Heißen Kartoffeln gibt es ein Lied »All die Drachentöter«, und vier Zeilen daraus lauten:

»Mit dem Kopf durch die Wand, so schafft man es nie
unsre Stärke, das ist Fantasie
unsre Träume und Sehnsucht, was das Leben so lohnt
das sind keine Sterne, verborgen vom Mond.«

Theorie und Praxis der Befreiung des Lernens

Heinrich Dauber/Etienne Verne (Hg.)
Freiheit zum Lernen
Alternativen zur lebenslänglichen Verschulung (6959, DM 7,80)

Paulo Freire
Pädagogik der Unterdrückten
Bildung als Praxis der Freiheit
(6830, DM 4,80)

Erziehung als Praxis der Freiheit
Beispiele zur Pädagogik der Unterdrückten
(7058, DM 4,80)

Ivan D. Illich
Schulen helfen nicht
Über das mythenbildende Ritual der Industriegesellschaft (6778, DM 4,80)

Die Entschulung der Gesellschaft
Entwurf eines demokratischen Bildungssystems (6828, DM 4,80)

Hans Mayrhofer, Wolfgang Zacharias
Ästhetische Erziehung
Lernorte für aktive Wahrnehmung und soziale Kreativität (6987, DM 9,80)

Projektbuch ästhetisches Lernen
(7091, DM 10,80)

Everett Reimer
Schafft die Schule ab!
Befreiung aus der Lernmaschine
(6795, DM 3,80)

Erika Stückrath-Taubert (Hg.)
Erziehung zur Befreiung
Volkspädagogik in Lateinamerika. Paulo Freire: Rezeption und Kritik (6877, DM 8,80)

Aida Vasquez, Fernand Oury u.a.
Vorschläge für die Arbeit im Klassenzimmer
Die Freinet-Pädagogik. Alternativen zum gewöhnlichen Schulleben (6957, DM 6,80)

sachbuch rororo

Im **Rotbuch Verlag** erschienen drei Zeitschriften. Das Kursbuch halten Sie in der Hand. Aber kennen Sie auch die beiden anderen?

Frauen und Film

Die einzige europäische feministische Filmzeitschrift

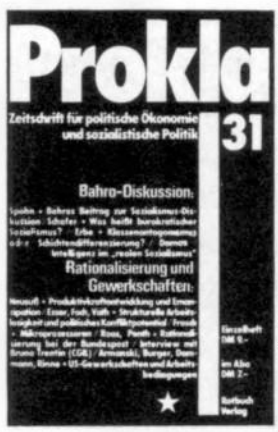
›Frauen und Filmen‹ leistet eine grundlegende Arbeit über die Darstellung der Frauen im Kino. Sie dient all denen als Bezugspunkt, die sich zu dieser Frage Gedanken machen und die das Bild (und nicht nur das Bild) verändern wollen, in das die Frauen eingeschlossen sind. Auch wenn ›Frauen und Film‹ nur einige tausend Auflage hat, so ist doch ihr Einfluß weit größer, als es diese Zahl sagt. Ich habe selber an einem Treffen von Kinoklubs zu dem Thema ›Frauen und Emanzipation der Frau‹ in St. Martin (1975) teilgenommen, bei dem die subversive Arbeit von ›Frauen und Film‹ in der Auswahl der Filme und der Diskussionen sichtbar war. Danke an ›Frauen und Film‹. Danielle Jaeggi

Wer Interesse am Medium Film hat, der sollte ›Frauen und Film‹ abonnieren. Ein Abonnement kostet für die vier Hefte eines Jahres DM 22.80 (inkl. Porto).

Prokla –

Probleme des Klassenkampfes Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik

Die ›Prokla‹ gehört seit nunmehr 8 Jahren zu den maßgebenden Theorie-Zeitschriften der parteiunabhängigen Linken. In der ›Prokla‹ veröffentlichen namhafte Autoren (Altvater/Rabehl/Neusüß/Wagner/Armanski u. a.) Artikel, in denen Probleme herausgearbeitet werden, die noch nicht im eigentlichen Sinne Probleme des Klassenkampfes sind und die so die linken Gruppen von der Theorie her beeinflußt. Die ›Prokla‹ erscheint vierteljährlich. Ein Abonnement kostet DM28.–(plusPorto).



Rotbuch Verlag

Potsdamer Str. 98 · 1000 Berlin 30

Gerald Sammet
Der letzte Lehrer
Die Utopie der Gegenwart und die Schule der Zukunft

»Wie kann ich lernen, / was Sie wissen,
ohne zu werden, / wie Sie sind?«
Berechtigte Frage eines lernwilligen Schülers an seinen Lehrer.
(Arnfried Astel)

Auf der Raumstation

Die Gänge, die Shereida durchquert, sind kunststoffummantelt und werden von hellen, weißen Neonbogenlampen ausgeleuchtet. In den orangefarbenen Plastikschuhen gleitet sie nahezu geräuschlos über die federnden Teppichböden, die Hände tasten das kalte, knallrot lackierte Metall an den Geländergittern der Balustraden. Das verhaltene Zischen der Klimaanlagen hat sie längst vergessen gelernt, sie macht eine abrupte Drehung nach links, durchmißt den Stauraum mit den Schließfächern und biegt dann rechts in den von einem endlosen Lichtband gezogenen, in regelmäßigen Abständen von gläsernen Türen zerschnittenen Innenflur: Vierte Ebene, Station 03. Hinter den mit Sichtfenstern oval durchbrochenen Türen spürt sie das verhalten lärmende Summen der gigantischen Anlage, von Menschenhand geschaffen für den einzigen Zweck, in wohlausgeklügelten Abläufen das Wissen derer, die hier ein- und ausgehen, zu vermehren für ein Leben in einer mit den Maßstäben der Vergangenheit kaum noch faßbaren Gegenwart. Shereida muß lächeln, als sie mit den Fingerspitzen Fuge um Fuge der schalldämmenden, matt reflektierenden Platten der Gangverkleidung streift. Den Alten, denkt sie, wird die Umgebung immer fremd und unfaßbar bleiben, in die sie hier so mühelos hineinwächst. Wenn sie eines Tages diese Räume hinter sich lassen wird, wird sie das unvorstellbare Wissen einer Welt in sich tragen, deren Kenntnisse sich von einer Generation zur nächsten in einer Kurve logarithmischen Wachstums vermehren und die doch Systeme zu erschaffen vermochte, all diesen Fortschritt den Nachgeborenen zu vermitteln. Weich federt das Türglas in seinem marineblauen Rahmen zurück, als sie den neuen Abschnitt des Gangs erreicht. Die Blätter der Digitalanzeige in der Deckenkonstruktion fallen mit kaum vernehmlichem Klicken von einer Minute auf die nächste. Shereida wendet sich nach rechts, schnippt spielerisch mit dem Finger über die letzte Plattenfuge und sucht aus den Augenwinkeln den leuchtendroten Kunststoffgriff der ins Wandniveau eingepaßten Tür. Sie läßt die Klinke sanft nach unten gleiten, einen Augenblick verwundert und belustigt, daß sich dieser einfache mechanische Vorgang noch in dieser archaischen Gestalt

erhalten hat. Dann schwingt die Tür geräuschlos nach außen in den Gang und gibt ihr den Weg in den abgezirkelten Innenraum mit den quer unter der Decke verlaufenden Lichtbahnen frei. Das makellose Geviert der plastiküberzogenen Tische, vor denen sauber aufgereiht die seltsam antiquiert anmutenden, aber wohldurchdachten Stühle mit den hölzernen Sitzflächen aufgereiht stehen, ist noch leer. Der faltbare Raumteiler, eingehängt in unsichtbare Deckenschienen, lenkt, zur Hälfte zurückgezogen, für Sekunden ihren Blick in das dahinter im Dunkeln liegende Nebengelaß. Shereida schiebt einen Stuhl zurück, wirft die knallgelbe Tasche aus imprägniertem Synthetikmaterial auf den Tisch, setzt sich ruhig und wartet. In wenigen Minuten werden die anderen aus der zweiten Ebene hier nach oben gestiegen sein, gesättigt von dem nach modernsten Erkenntnissen durchkomponierten Mahl aus den Kühlcontainern unter dem riesigen Mensabereich, auf das sie heute verzichtet hat. Ein sanfter Gongschlag tönt aus den in die Deckenelemente eingehängten Lautsprechern. Andra betritt still und diszipliniert den Raum. Leise lachend folgen die anderen. Noch fehlt ihr Lehrer, Herr Ahsgar, den sie verehren, und der wohl noch die Projektionsfolien für die neunte Stunde aus dem Archiv sucht oder den Medienwagen zur Station schiebt. So beginnt Sprachkurs G, der zweite in dieser Woche, der neunzehnten . . .

Die Mythen des Trivialen . . .

So oder ähnlich hätte wohl amerikanische Science Fiction der fünfziger Jahre das Leben in einer zukünftigen Schule beschrieben. Gleichwohl ist das Fragment über die Schule auf der Raumstation nicht authentisch, sondern nachempfunden. Die Durchsicht von immerhin mehr als dreißig Science-Fiction-Klassikern aus dieser Zeit reichte mir nicht aus, eine einigermaßen brauchbare Textpassage für diesen Aufsatz aufzuspüren. Dabei halte ich die Abwesenheit des Motivs Schule in diesen Versuchen, »die Welt von morgen zu zeigen, wie sie sein wird oder sein könnte« (Süddeutscher Rundfunk, zitiert im Klappentext der Goldmann-Reihe), für so charakteristisch, daß es sich, meine ich, lohnt, den Überlegungen über eine andere Schule den Blick auf die Eigenarten des klassischen Zukunftsromans, bezogen auf diesen Gegenstand, zugrundezulegen. Schule ist dort nämlich, sofern sie nicht von vornherein auf die chromblitzenden Laboratorien der Universitäten als einzige noch gedachte Ausbildungsstätten reduziert bleibt, nicht viel mehr als der kaum noch direkt beschriebene, sondern in dieser Funktion nur noch stillschweigend vorausgesetzte Umschlagplatz naturwissenschaftlicher Potentiale und technischen know-how's. Vom sozialen Inhalt des Motivs fehlt jede Spur; was Beachtung findet, ist besten-

falls sein Interieur in seiner architektonischen und technischen Ausformung.
Der amerikanische Soziologe Talcott Parsons hat für die Schule den bezeichnenden Satz formuliert, Erziehung sei der Zement, durch den jede Gesellschaft zusammengehalten werde. In seinem affirmativen Grundtenor findet sich, hier schon auf die reale Gegenwart bezogen, noch einmal die Ursache für den Verlust des Motivs der sozialen Utopie. Da nun aber die reale Welt das gerade Gegenteil der konfliktfreien Zukunftsdeutung verkörpert, steht Science Fiction, in ihrem spekulativen Tun aus den Quellen der Gegenwart gespeist, vor dem Problem, ihren utopischen Anspruch mit den konfliktbeladenen Alltagserfahrungen ihrer Leser zu vermitteln. Sie löst dieses Problem mit einem einfachen Taschenspielertrick, nämlich, indem sie die Konfrontationslinie willkürlich zwischen ihrer klammheimlichen Fiktion einer harmonisierten Gesellschaft und deren Bedrohung durch eine dieser scheinbar äußerlich gewordene Technologie zieht, sei es in der Gestalt von Roboteraufständen, sei es durch die angenommene Bedrohung durch Außerirdische.
Modelle einer künftigen Welt, dergestalt formuliert, können ihre Herkunft aus einer bestimmten Interpretation der Gegenwart nicht verleugnen. Ihre Bezüge zur realen Welt sind auf ihre Weise ungebrochen, unmittelbar. Utopie ist in ihnen nicht die Diskontinuität des Phantastischen gegenüber der Gegenwart, die Illusion, die sich einer erdrückenden Wirklichkeit entgegensetzt, sondern deren gerades Gegenteil, die lineare Projektion einer ideologisierten gegenwärtigen Welt in eine fiktive, gleichwohl dieser Gegenwart verpflichtete und nach rückwärts blickend auf diese bezogene Zukunft. Science Fiction dieser Machart setzt also nichts in Bewegung, was nicht längst in Bewegung geraten wäre. Utopie wird verkürzt zum Handwerk reaktionärer prognostischer Magie, die sich lediglich geschickt mit dem Mythos fundierter wissenschaftlicher Spekulation zu tarnen weiß.

. . . *und die Handschrift der Wirklichkeit*

Shereidas Weg durch die Schule auf der Raumstation hätte des Rückgriffs auf die Bilder des Genres nicht im mindesten bedurft. Als mein zeitweiliger Arbeitsplatz in einer Berliner Gesamtschule ist er mir bestens vertraut. Dabei will ich keineswegs verschweigen, daß die Beschreibung dieser Schule sich einer Form selektiver Wahrnehmung bedient, die den Schluß nahelegt, hier werde nicht Vergleichbares durch eine beliebige Verengung des Blickwinkels gegeneinandergestellt. Ich will deshalb von vornherein dem Mißverständnis vorbeugen, diese selektive Wahrnehmung diene lediglich dem Zweck, die größtmögliche Authentizität der nachempfundenen

Fiktion sicherzustellen. Woran mir gelegen ist, ist vielmehr, in ihrem Focus Charakteristika aufzuspüren, die für den Umgang mit Bildern von einer anderen Schule von Bedeutung sind.

Die »Lust an der Zukunft« setzt für wohl keinen anderen Bereich so wie für die Schule die Analyse der Zweifel voraus, die uns diese Lust heute so gründlich ausgetrieben haben. In seinem Essay »Utopien« gibt der schwedische Schriftsteller Lars Gustafsson den Hinweis, daß in unserer als unutopisch verschrieenen Industriegesellschaft »die utopischen Züge, die sich in der modernen Technokratie erkennen lassen, . . . dazu führen, daß sie so handelt, als stünde sie auf eigenartige Weise mit einem Fuß in einer anderen Gesellschaft als der, in der sie sich tatsächlich befindet«[1]. Es lohnt, diesen Hinweis auf das System der Gesamtschule, die ihrem Anspruch nach eine Schule der Zukunft ist, anzuwenden. Immerhin glaubten wir lange genug, in unseren reformierten Schulen, in denen viele von uns heute arbeiten, beginne sich ein Stück Utopie in konkrete Handlungszusammenhänge umzusetzen. Genug solcher Irrtümer! Daß die Reform, wie gern behauptet wird, irgendwann einmal auf halbem Wege steckengeblieben sei, will ich nicht glauben.[2]

Die Gesamtschule hat die gegen das dreigliedrige Schulsystem gerichteten Ansprüche zum Teil sicher eingelöst. Sie hat die Durchlässigkeit der Schullaufbahn erhöht, sie hat die sozialen Organisationsformen aufgelokkert, und sie hat, und dies scheint mir ihr eigentliches, wesentlichstes Verdienst, die Frage nach anderen Unterrichtsverfahren, etwa dem Projektunterricht, aktualisiert. Gerade im letzteren allerdings ist sie auch massiv mit den Grenzen des selbstgesetzten Anspruchs konfrontiert worden. Verkörpert die Gesamtschule also bereits ein Stück in Realität umgesetzte Schulutopie der sechziger Jahre? Die Beliebigkeit, mit der sich das scheinbar Äußere ihrer Lernumwelt ins Klischee einer technologisierten Zukunftsvision einsetzen läßt, muß nachdenklich stimmen. Und es wäre ebenso unsinnig und widerspräche aller pädagogischen Erfahrung, zu leugnen, daß zwischen der Kulisse der Schule auf der Raumstation und der Organisation des Lernens in der Gesamtschule eindeutige Bezüge auszumachen sind.

Mit dem Hinweis, die Gesamtschule habe den selbstgesetzten Anspruch auf erhöhte Chancengleichheit wenigstens partiell eingelöst, ist nämlich keineswegs belegt, daß hier der Vollzug schulbezogenen utopischen Denkens vorliege. Die Formel von der Chancengleichheit ausschließlich auf die Schule zu beziehen, heißt zu verkennen, daß soziale Benachteiligung zwar von dieser gesteuert, nicht jedoch ursächlich von ihr hervorgebracht wird. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Erhöhung der Anteile von Arbeiterkindern durch eine veränderte Bedarfsstruktur im Beschäftigungssystem zustandegekommen ist, ist sehr viel höher als jene, diese Entwicklung sei dem

ursprünglichen, utopisch geprägten Reformziel zuzuschreiben. Die Ursache der technokratischen Fehlentwicklung liegt nicht im nachlassenden Reformeifer, sie liegt in der ideologischen Kaschierung der Schulreform durch ein auf Veränderungen der Qualifikationsstruktur zielendes Bildungsmanagement, das von der einmal heftig kritisierten Definition, die Schule sei die zentrale soziale Dirigierungsstelle in unserer Gesellschaft, nicht im mindesten abgerückt ist. Die Verwandlung der Utopie von einer »anderen Schule für alle Kinder« in den Mythos, mit Bauprogrammen und der Erarbeitung von ein paar verfeinerten Differenzierungsmodellen sei dies alles schon zu bewerkstelligen, belegt nur, daß der Glaube in die Kraft des technologischen Rationalitätsprinzips sich auch der sozialen Systeme bemächtigt hat. Die Utopie, die sich in der Gesamtschule zu vergegenständlichen sucht, halte ich deshalb für eine doppelte: der soziale Anspruch, die Chancengleichheit für alle Kinder, liegt, ohnehin an der falschen Stelle eingebracht, mit seiner organisationstechnisch-»pädagogischen« Handhabung in heftigem Streit. Die Forderung nach gleichen Chancen für alle Kinder mag als Utopie Kontrast sein zu einer Realität, in der Schule nur einer privilegierten Minderheit den Zugang zu umfassender Bildung einräumt. In der Umsetzung dieses Anspruchs in optimierte Planungs- und Funktionsmodelle hingegen ist sie nicht mehr als die notdürftig getarnte Fortschreibung einer einseitigen Entwicklung auf ein irreales Modell einer Welt von morgen.

Wem diese Trennung zu rigide, zu eindeutig formuliert scheinen mag, dem sei die sorgfältige Lektüre der Planer nahegelegt. Im organisatorischen Ansatz für die Planung der Berliner Gesamtschulen in Bildungszentren beispielsweise ist die Einführung einer sogenannten ›Schülerleitkarte‹ wie folgt definiert:

»Zur Erfassung aller für die Schulleitung, die Laufbahnberatung und die Tutorenarbeit relevanten Daten ist eine Schülerleitkarte im DIN-A-4-Format entwickelt worden.

Im rechten Teil der ersten Seite befinden sich die Personaldaten des Schülers und des Erziehungsberechtigten. Es ist bereits ein Feld für die Schülerindividualnummer vorgesehen, mittels derer in einigen Jahren EDV-mäßig gespeicherte Schülerdaten vom Landesamt für Datenverarbeitung abrufbar sein werden.

Im linken Teil werden die schulischen Daten sowie die Schülerleitnummer erfaßt.

Die Lochung auf der zweiten Seite ermöglicht das Abheften wichtiger Unterlagen über den Schüler.

Die dritte Seite weist eine Tabelle auf, in die Noten, gewählte Wahlpflichtfächer, Fehltage, unentschuldigte Fehlstunden, Versetzungen und Abschlußeinschätzungen eingetragen werden.

In dem Feld für Lehrer ist Raum für zwei Lehrernummern vorgesehen, um einen eventuellen Lehrerwechsel während des Halbjahres berücksichtigen zu können. Damit ist jederzeit überprüfbar, welche Lehrkraft den Schüler unterrichtet hat.

In den Feldern für Wahlpflichtfächer ist jeweils das vom Schüler gewählte Fach einzutragen.

Die Eintragung der Lehrernummern sowie der Noten erfolgt wie bei den Fächern des Pflichtbereichs.

Die Eintragungen in die Schülerleitkarte werden vom Tutor bzw. Kerngruppenleiter vorgenommen. Mit seiner Unterschrift bestätigt er die Übereinstimmung der Angaben mit den von den Fachlehrern eingereichten Angaben.«[3]

Ein mit derartiger Präzision formulierter Plan zur bürokratischen Überwachung einer Schülerlaufbahn, eines sozialen Vorgangs, ist nicht mit Hinweisen auf den Übereifer von Organisationsfetischisten oder ähnlichem abzutun. Hier stagniert keine Reform, hier findet Reform statt, knapp, präzise kalkuliert, leidenschaftslos. Die Tatsache, daß die eine Utopie, die der sozialen Gleichheit, sich in den Annalen der Reformer scheinbar ohne Mühe in griffige Formeln wie Curriculum, Operationalisierung, Innovation, input-output-Relation etc. umsetzt – Tranquilizer-Vokabeln hat Nicolas Born diesen ganzen hohlköpfigen Jargon einmal genannt –, illustriert den Vorgang, bei dem die eine Utopie sich der anderen bemächtigt und sie auszulöschen beginnt. Auf diese Weise beginnt sich der Prozeß der Taylorisierung gegenwärtig aus den Bereichen der industriellen Arbeitsorganisation in die der Lernorganisation auszudehnen:

»In einer Perspektive, die weniger an der Allseitigkeit der Lehrerarbeit in der historischen Form von Schule orientiert ist, sondern die reale gesellschaftliche Verfassung des Lehrers in ihr Kalkül zieht, kann nicht ausgeschlossen werden, daß der Lehrer eher unter den jetzigen sich anbahnenden Verhältnissen die Situation des funktionsüberlasteten Kleinmeisters eines rationalisierten, verwissenschaftlichten Schulbetriebs erfährt als die Situation des allseitigen Pädagogen. ›Die Lehrer sind tatsächlich Allround-Arbeiter‹, resümiert ein Mitarbeiter des REFA-Fachausschusses Schulwesen nach der Untersuchung von Lehrertätigkeiten mit dem Rationalisierungsinstrumentarium REFA. Sie könnten unter den festgestellten Arbeitsbedingungen ›weder Bildungsreform verwirklichen noch eine wirksame pädagogische Leistung erbringen . . .‹ Auf der Höhe der schulischen Produktionsentwicklung wird nicht der flexiblere Lehrer gefordert, sondern Funktionsentlastung durch Rationalisierung: ›Die Gesellschaft (darf) nicht mehr an der Frage vorbeigehen, ob nicht auch die Schule ein Recht auf Arbeitsteilung hat.‹«[4]

So bestätigt sich, was aufgrund der selektiven Wahrnehmung von Shereidas Lernumwelt zunächst noch strittig schien: Die Entsprechung zwischen den klimatisierten Glas- und Plastikwelten ihrer ›funktionalen‹ Schule und den literarischen Fiktionen zweitklassiger Romanciers der fünfziger Jahre ist keine zufällige oder willkürlich herbeigeführte, sondern verweist auf ein wesentliches Merkmal des Zustands utopischer Potentiale in unserer Gesellschaft. Die absolute Dominanz des Prinzips der ökonomischen Expansion und seiner technischen Machbarkeit als einziger nicht sanktionierter Form der Zukunftsbewältigung erzeugt auf höchst reale Weise jene technokratischen Halbwelten, in denen sich die politischen Dimensionen einer auf soziale Veränderung gerichteten Utopie zu verlieren drohen.

Was dem Kräuterweib und seiner Magd passierte,
als sie in Braunschweig waren

Nun wäre es müßig, hier zu schreiben, wenn der Kampf um die Utopie damit schon entschieden wäre. Was sich über das Kritisierte hinaus in dieser Schule *auch* ereignen kann, soll darum keineswegs verschwiegen werden, denn es ist für die Reflexion der Möglichkeiten einer anderen Schule von nicht minderer Bedeutung.

Im Frühjahr 1978 haben wir an einem Berliner Mittelstufenzentrum, einer der Schulen, deren Architektur die Kulisse bildet für Shereidas Weg durch die Schule auf der Raumstation, mit Schauspielerinnen und Schauspielern ein Projekt durchgeführt, das die Entstehung und das Leben in einer mittelalterlichen Stadt zum Gegenstand hatte.[5] Geschichtsunterricht, so stellten wir vorab in Gesprächen mit den Schülern fest, ist eines der unbeliebtesten, unbegriffensten und in des Wortes direktester Bedeutung unbegreiflichsten Schulfächer überhaupt. Daß Geschichte zu lernen dies alles nicht zwangsläufig verkörpern muß, wollten wir zeigen. So haben wir die Fähigkeiten der Schauspielerinnen und Schauspieler, Vorgänge in lebendigen theatralischen Ausdruck umzusetzen, in Anspruch genommen, haben eine Geschichte entwickelt vom Leiden einer leibeigenen Bauernfamilie auf dem Dorf und vom Anlaß ihres Weggangs in die Stadt, haben ihre Erlebnisse in der Stadt vor dem Hintergrund der dort herrschenden Verhältnisse nachgezeichnet. Dies alles, immer noch eng an die von der Institution Schule gesetzten Bedingungen gebunden, haben wir auf historische Exaktheit zugeschnitten, in Spielszenen exemplarischen Charakters umgesetzt und dabei immer wieder versucht, Bezüge zum heutigen Leben der Schüler aufzuspüren. Gespielt wurde der Ablauf der Ereignisse von den Schülern, nicht mit einem von uns entworfenen Textbuch in der Hand, sondern in für ihre Entscheidungen offenen Konfrontationssituationen, als Bauern mit unterschiedlichen Anliegen vor dem Stadttor etwa, die Einlaß begehren und dabei feststellen müssen, daß der Zugang zur Stadt an Bedingungen gebunden ist, aus denen gesellschaftliches Oben und Unten zu erkennen ist, auf das sie sich im Spiel einstellen müssen. Die Lehrerin tritt bei diesem Spiel auf als Äbtissin des Klosters, für das die leibeigene Familie Frondienste leistet, und will von den Familienmitgliedern auch noch die Todfallsteuer eintreiben für den bei der Fronarbeit umgekommenen Vater. Kein Gedanke mehr an den Lehrer, der da steht und vorträgt, daß die gesellschaftliche Situation des Mittelalters durch den Gegensatz von Stadt und Land geprägt gewesen sei.

»Zugang zur Stadt hatte aber nicht jeder. Die Bauern fanden, sofern ihre Ware die entsprechende Qualität aufweisen konnte, Aufnahme für die Dauer des Marktes. Die Kaufleute erhielten gleichermaßen Zugang, um Handel zu treiben. Am Stadttor war Zoll zu entrichten.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Die Bettler, die Landflüchtigen, die Verfesteten und das übrige gemeine Volk sammelte sich vor den Toren, fand jedoch keine Aufnahme.«

In meiner eigenen Schulzeit habe ich bei solchen Berichten sehnsüchtig in den bunten historischen Bilderalben einer Margarinefirma geblättert. Dort agierten zwar auch nur die Großen der Welt, Päpste, Könige, Fürsten, Männer allemal, in gigantischen Schlachten, die nur sie allein zu schlagen schienen, aber sie agierten unter Bäumen und auf Feldern, vor einem sichtbaren Himmel, zwischen Menschen, Häusern, Tieren. Lebendig wurden diese Bilder dann an den Nachmittagen, in den Bauern- und Ritterspielen, mit dem Handwagen des Großvaters und den übriggebliebenen Bohnenstangen aus dem elterlichen Gemüsebeet. Den Kindern, mit denen ich heute arbeite, hat der Asphalt die Gemüsebeete längst zugeschüttet, und die Bohnenstangen könnten sie im Heimwerker-Supermarkt vielleicht noch zu sündhaftem Preis erwerben, aber nirgends aufbewahren. Auch die Margarine- und Zigarettenbildchen sind bezeichnenderweise aus dem Gebrauch geraten, was sollten sie noch in Bewegung setzen? Auf den Bildschirmen haben sich die Klischees längst selbst in eine scheinhafte, flackernde Bewegung gesetzt, von Intendantenaugen sorgsam bewacht, auf daß davor nicht allzuviel in Bewegung gerate. Die Bildwelten bleiben tot; auch in den wie eine Seuche gehandelten Comics, erstarrt in der Statik der aggressiven Gebärde, werden die Erfahrungen des spontanen, phantasievollen kindlichen Spiels heute auf unerträgliche Weise von den Strukturgittern des technologisierten Lebensraums in kalkulierbare Größen geschnitten.

Und nun das: Eine Schülerin, als Kräuterweiblein liebevoll zurechtgemacht im historischen Kostüm, ihre Ware in den verschiedensten Säckchen und Täschchen verstaut, steht vor dem mit der Hellebarde bewaffneten Wächter am Stadttor von Braunschweig, verhandelt, um in die Stadt zu gelangen, darf passieren, gerät an den Zöllner, der untersucht ihre Ware, schüttelt den Kopf, der Wächter geleitet sie wieder vor das Tor. Ein reicher Kaufmann erscheint, sein Diener schleppt schwer an seinen Tuchballen. Der Wächter drängt das Volk zurück, der Händler wird eingelassen, besticht den Zöllner mit klingender Münze, gelangt mühelos in die Stadt. »Was dem Kräuterweib und seiner Magd passierte, als sie in Braunschweig waren« – unter diesem Titel hat die Schülerin ihre Erfahrungen in unserem Spiel in einer Erzählung zusammengefaßt. Die Bilder beginnen zu leben. Da steht der Bauer, im derben Tuch, dort der Kaufmann, in prächtigem Gewand. Die Waffe zeigt auf uns, wie steht der Preis fürs Brot? Und wer soll das bezahlen? Wer findet Arbeit in der Stadt? Wie soll der leben, der dort keine hat? Wie haben wohl die Frauen dort gelebt, von denen das Geschichtsbuch schweigt? Hier kann begreifen, wer begreifen will, und wer erfahren will, der setzt die Dinge selbst in Gang.

Verblüffend aber ist, daß all dies stattfand in eben jenem Raum, in dem

anfangs Shereida wartet. Die »Tugenden«, mit denen wir arbeiteten, waren Kreativität, Phantasie und spontanes Verhalten, Gestik, Motorik, Mimik und disponible Zeit. Angesichts der steingewordenen Didaktifizierungen unseres Arbeitsplatzes gilt es aber, mit diesen Maximen behutsam umzugehen. Denn die Einsicht, daß die Lernumgebung der Schule auf der Raumstation zu einer horrenden Verarmung der kindlichen Erfahrungsmöglichkeiten, zur vollständigen Abschirmung von der aktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt führt, wird auf dem pädagogischen Markt inzwischen als die allerneueste Allerweltsweisheit gehandelt. Daß das Geschäft von den gleichen Leuten betrieben wird, die die beschriebene Misere verantworten und sich jetzt daran machen, selbst Emotion, Affekt, soziales Lernen etc. in die Schablonen ihres abgewirtschafteten Vokabulars zu pressen, ist eine der unglaublichen Erscheinungen unserer erzieherischen Gegenwart. So gesehen, kann es kaum noch erstaunen, wenn im Lande Hessen mittlerweile eine unter dem Kürzel SUGZ (= Systematische Umsetzung von Gesamtschulspezifischen Zielsetzungen) angetretene Forschungsgruppe sich anschickt, offenbar auf der Metaebene das einzulösen, was man von den vierundsechzig in Hessen arbeitenden Gesamtschulen eigentlich ohnehin erwartet hätte. Der amerikanische Free-School-Praktiker Jonathan Kozol beschreibt aus der kontrastreichen Situation des Gettos das Ausmaß der Groteske, die solche »Innovation der Innovation« zu erreichen vermag:

»Das letzte Paradox, zu dem solche grauenhaften Einrichtungen sich schließlich versteigen, ist die Einführung des paradigmatischen Ausdrucksmittels der in der Schule stattfindenden Selbstentfremdung: das ›Simulations-Spiel‹. Wir schließen die Fenster, lassen die Rolläden herunter, ventilieren die Luft, schalten das Licht aus, absorbieren das Geräusch, betäuben die Herzen und neutralisieren die Seele, und dann kommt das ›Simulations-Spiel‹, in dem versucht wird, die Welt mit größter Sorgfalt und verschwenderischem Aufwand so nachzuahmen, wie sie ist, nachdem wir sie zuvor ausgesperrt haben. Der Zwölf-Millionen-Dollar-Stein- und Betonklotz der Junior High School, ohne Wände und Fenster, steht an der Ecke von zwei der turbulentesten und explosivsten Straßen im ›inneren Kern‹. Drinnen weist der für ›Neuerungen aufgeschlossene‹, ›offen-strukturierte‹ Lehrer seine Klasse in ein Spiel von schwarzen, militanten, betrogenen, verbitterten Achtkläßlern ein – ein ›Simulations-Spiel‹, genannt GETTO: ›Stellen wir uns einmal vor, wir lebten in einer der Gegenden im Nordwesten unseres Landes, in denen es zu Zusammenstößen zwischen den Rassen kommt . . .‹ Entfremdung kann selten einen so verrückten Grad erreichen wie hier.«[6]

Vom Umgang mit der Utopie

Noch flackert über der Szene vor dem Stadttor von Braunschweig das Neonlicht der Schule auf der Raumstation. Die Utopie von der anderen Schule – die eine wie die andere – sitzt in den Poren der Wirklichkeit. Ob als technokratische Halbwelt oder als Traum von einem erfüllteren, menschlicheren, befreiten Leben und Lernen, liegt an uns. Noch befinden

wir uns in den Palästen aus Glas, Beton und schallschluckendem Material und wagen kaum zu träumen, weil wir wähnen, der Alptraum, durch den wir uns so mühsam tasten, sei das Substrat der schon einmal geträumten Welten von einst. Die Institution nährt unsere Verzagtheit mit der Formel der Bürokraten von der notwendigen Beschränkung auf das Machbare. Hören wir auf, den Beschwichtigungsvokabeln Glauben zu schenken! Es trifft nicht zu, daß die radikale Schulkritik der vergangenen Jahre keine praktikablen Alternativen hervorgebracht hätte. First Street School, Parkway, Tvind, Glocksee, die Freie Schule Frankfurt, Freire, Freinet: der Beispiele und Namen gibt es genug! Wie also umgehen mit der Utopie von der anderen Schule? Wer heute die Utopie propagiert, bekommt den Neid der Zweifelnden bald zu spüren.

Daß Utopie und Alltag uns namentlich in der Pädagogik nahezu ausschließlich im Gegensatz von Theorie und Praxis wiederbegegnen, ist eines der grotesken Mißverständnisse, das die Definitionskraft der institutionalisierten Erziehung Tag für Tag zu verfestigen sucht. Sicher ist die Ineinssetzung von Theorie als Praxisferne und Utopie als luxurierendem Bruch mit der realisierbaren Kontinuität ihrem Ursprung nach ein durchaus berechtigter Reflex auf den Umstand, daß die Planungsstrategen in den wissenschaftlichen Instituten und pädagogischen Zentren das Netz der unumstößlichen ›innovativen Strukturen‹ so dicht wie notwendigerweise auch unzulänglich geknüpft haben, daß wir in ihm leiden und doch nicht glauben, ihm entrinnen zu können. Es ist an der Zeit, dieses Mißverständnis denen zurückzugeben, die sich unter seiner Zuhilfenahme ausgerechnet auf die Seite derjenigen schlagen wollen, die unter den ihnen so warm angetragenen, als ›Praxisprobleme‹ getarnten Sachzwängen am meisten leiden, den Traum von der anderen Schule am bittersten nötig hätten.

In Gabriel García Marquez' Roman *Der Oberst hat niemand, der ihm schreibt* gerät ein Kampfhahn der Titelfigur zum Symbol für das Festhalten am Widerstand gegen die Militärs, denen der Sohn des pensionierten Offiziers zum Opfer gefallen ist. »Illusionen sind nicht eßbar«, sagt die Frau des Obersten, die den Hahn verkaufen möchte, um den Hunger der Familie zu lindern. »Sie sind nicht eßbar«, erwidert dieser, »aber sie ernähren«. Utopie hat also durchaus jene praktische Dimension, die ihr gemeinhin abgestritten wird. Sie nährt den Willen zur Veränderung, zum Widerstand, den die Bilder der allmächtigen Gegenwart mit so subtilen Mitteln zu erdrücken bemüht sind.

»Jagen wir die gemalten Wünsche aus den Museen hinaus auf die Straßen. Holen wir die geschriebenen Träume von den brechenden Bücherborden der Bibliotheken herunter und drücken wir ihnen einen Stein in die Hand. An ihrer Fähigkeit, sich zu wehren, wird sich zeigen, welche von ihnen in der neuen Gesellschaft zu brauchen sind und welche verstauben müssen.«

Diese Sätze schrieb Peter Schneider im März 1969 in seiner »Rede an die deutschen Leser und ihre Schriftsteller«. Wir hätten Mühe, heute so zu schreiben, so zu reden, und dies nicht nur, weil die Symbolik des Widerstands den Gehirnen der Staatsanwälte nur allzuleicht zum Tatbestand nach § 88a geraten könnte. Wir haben aufgehört, so zu formulieren, denn, so die Reformisten, Politik sei nun einmal die Kunst des Machbaren, denn, so die Marxisten, die Ausgestaltung des historischen Geschehens sei nun einmal eine Sache der exakten Wissenschaft.

Jan Myrdal und Lars Gustafsson haben in ihrem brillanten Briefwechsel über die unnötige Gegenwart[7] das Problem des Umgangs mit der Utopie vor dem Panorama der europäischen Geschichte der zurückliegenden sechshundert Jahre ausgebreitet. »Das Leiden«, schreibt Myrdal dort, »das ist eine Realität. Man wäre wirklich ein Hornochse, wenn man darüber hinwegsehen würde; dumm, privilegiert, ahnungslos, phantasielos. In den ideologisierten Marxismen kann dieses Leiden zu einer Notwendigkeit gemacht werden . . .«[8]

Myrdals Auffassung hat mehr mit dem Leben in der Schule auf der Raumstation zu tun, als man meinen sollte. Denn in dem Maße, wie uns unser vom Marxismus geprägtes politisches Denken nahegelegt hat, Utopie und politischen Realitätsverlust ineinszusetzen, in dem Maße haben wir, illusionslos allemal, die Illusion genährt, wir könnten, den Mythos der objektiven geschichtlichen Destination als Marschallstab im Tornister, in den Institutionen überwintern bis zum Tag X der proletarischen Weltzeit. Uns aber nährte keine Illusion, vom Glauben abgesehen, der richtige ›Inhalt‹ halte alles soweit in Bewegung, dem eigenen Anspruch Genüge zu tun. Eine vierzehnjährige Gesamtschülerin hat in einem Brief an ihre Lehrer ihre Erfahrungen mit diesem Selbstverständnis unlängst zusammengefaßt:

»Herr S., glauben sie etwa allen Ernstes, ich hätte nicht gewußt, wovon in Marxens *Kapital* die Rede ist? Es ist schwer zu erklären, warum ich nichts gesagt habe, als Sie mich drannahmen. Ich schwöre Ihnen, bei jedem anderen Thema wäre mir die Blamage scheißegal gewesen, aber ich interessiere mich nun einmal für die Arbeiterbewegung. Als mich plötzlich alle angafften, bekam ich Schweißhände, Herzklopfen, und keinen Ton heraus. Ich will kein falsches Mitleid hervorrufen, will Euch nur einmal zeigen, wie mir zumute war.«[9]

Der deutsche Herbst, den wir beklagen, geht uns so hart an, weil er sich so sehr in unseren eigenen Herzen breitgemacht hat. Wir haben aufgehört zu träumen, weil wir glaubten, die Utopie sei die unerreichbare Scheinwelt, die wir der Strategie opfern müßten. So entstand uns Leiden als Bestätigung analytischer Strenge, als historische Notwendigkeit ohne Betroffenheit, und wir sind im Marsch in die Institutionen steckengeblieben wie im Reisberg vor dem Schlaraffenland der aufgegebenen Träume. Betäubt von der klebrigen Sprache der Technokratie, die wir flugs zum Legitimationsproblem zu stilisieren wußten. Festgefressen in den Sachzwängen, an deren Operationa-

lisierung subversiv mitzuschreiben wir uns einredeten. Einer Professionalität auf den Leim gegangen, deren ›Praxisdruck‹ im Kampf ums vermeintliche Überleben wir beklagen, während es für die unter uns, ohne Zukunft, ohne Beruf, längst nur noch ums nackte Überleben geht. Dies alles allzuoft getarnt mit einem unerträglich moralisierenden Rigorismus, einer Selbstgerechtigkeit, die nur der zu erfassen vermag, der die dünne Decke verlorengehender Gewißheit selbst getragen hat, die uns nicht wärmt.
Doch sind die Träume nicht endgültig ad acta gelegt. Noch sind da die Kinder von Dennison's First Street School. Da dreht sich die Windmühle von Tvind. Da steht das Stadttor von Braunschweig in der Schule auf der Raumstation. Wir wissen vom ›Amt für Entschulung‹ in Hamburgs Gesamtschule Steilshoop. Und von Shereidas Lehrern, die den Kampf um Projekttage wagen. Hier liegt die Illusion, die nährt, die Hoffnung, die verändert. Die Utopie sitzt in den Poren der Wirklichkeit. Holen wir sie heraus aus den gläsernen Käfigen der Halbwelten, in denen wir uns begraben wollten! Träumen wir das Leben und Lernen vor den Fassaden der pädagogischen Luftschutzbauten, träumen wir den Traum, der uns in Bewegung hält, mit Kraft, Phantasie, Solidarität und dem ungebrochenen Willen, die Dinge nicht so zu lassen, wie sie sind! Bringen wirs in Gang!

Die anderen Schulen

Daß Lernen und gesellschaftliche Befreiung in einen Zusammenhang zu setzen sind, hat Paulo Freire mit seinem Konzept einer »Pädagogik der Unterdrückten« unter Beweis gestellt. Seine Grundannahme, Lernen in einen Zusammenhang zur konkreten gesellschaftlichen Situation der Lernenden zu setzen, signalisiert das notwendige Abrücken von allgemeinen »gesellschaftspolitischen Aufgabenstellungen«, in denen sich eigene Betroffenheit nicht mehr zu artikulieren vermag. So ist etwa der Gegenstand von Alphabetisierungsarbeit unter brasilianischen Landarbeitern nach der Methode Freire nicht ein denkbares Lernziel »Herstellung sprachlichen Abstraktionsvermögens«, sondern es sind jene Dinge, die im gesellschaftlichen Leben der Lernenden eine Schlüsselrolle einnehmen, ein Spaten, die Baumwollernte, ein Haus. Die Erarbeitung der bei der Alphabetisierung herangezogenen Begriffe erfolgt mit den Betroffenen, als gemeinsam organisierte Untersuchung, in langen Diskussionen, stets auf die Erhaltung der wesentlichen Dimensionen der Lebenszusammenhänge gerichtet und aus diesen heraus rekonstruierend, in welcher Weise die Sprache das vorzufindende Denken strukturiert. So wird Lernen Teil der Identifizierung und möglichen Veränderung der eigenen Situation: *conscientização*, wie Freire mit einem programmatischen Begriff den Weg von einer mythischen Wahrneh-

mung der Welt zu einer kritischen, distanzierten Überprüfung der Realität beschreibt. Der Einwand, Freires Methode sei an die Wahrnehmungsstrukturen seiner ursprünglichen Zielgruppe gebunden, jener Landarbeiter im Norden Brasiliens, für die die Auseinandersetzung mit der Natur und soziales Elend eine noch nicht erkennbar getrennte Einheit bilden, scheint mir nur hinsichtlich der Relevanz der vermittelten Kulturtechniken von Bedeutung, nicht jedoch, was die grundsätzliche Seite der Erarbeitung und Formulierung gesellschaftlich geprägter Erfahrung als gemeinsamen Lernvorgang angeht. Das Ganzheitliche der Methode Freire als Anknüpfungspunkt wäre hier sicher von Nutzen beim Versuch, die Organisierung erfahrungsbezogenen Lernens vor neuerlichen Didaktifizierungen zu bewahren.

Die Gesellschaft, in der Lernen sich abspielt, wird auch in der Zukunft von Widersprüchen geprägt sein. Selbst wenn es gelingen sollte, einige der zentralen Disharmonien aufzulösen, wird die Differenziertheit der ideologischen Substanz der kapitalistischen Welt noch auf Jahrzehnte in den Köpfen weiterleben. Wenn es das Wesen der Methode Freire ist, die konkrete Lebensumwelt als Ausgangspunkt für die Organisierung des Lernens zu begreifen, so verdient dies dort Beachtung, wo bei der Betonung des kollektiven Aspekts dieses Prozesses das Moment der Gemeinschaft auf eine fahrlässig romantisierende Weise ins Gespräch gebracht wird. Die *community*, das Modell der Gemeinwesenarbeit, darf nicht zur Schicksalsgemeinschaft um jeden Preis degenerieren. Gesellschaftliches Lernen, auch in anderen, ungebrocheneren Lebenszusammenhängen, setzt die Anerkennung und Austragung vorhandener Widersprüche voraus, andernfalls ist jede Chance zur Beseitigung ihrer objektiven Grundlage vertan. Die für Konflikte offene Selbstorganisation, nicht die formalisierte Solidargemeinschaft, ist die elementare Voraussetzung, unter der jede von ihrer heutigen Form unterschiedene Lernarbeit stattfinden wird. George Dennison gibt in seinem Bericht aus der Arbeit der *First Street School* ein ermutigendes Beispiel der Mühsal und Hoffnung, die den Prozessen innewohnt, die in Gang zu setzen sind:

»Unsere älteren Jungen waren jedoch Rassisten. José (eben dreizehn geworden) hätte, obwohl er Gloria gern hatte, gesagt: ›Sie ist schwarz‹, so wie er von Michael Hasty, der so hellhäutig war wie er selber, sagte: ›Er ist schwarz.‹ Der zwölfjährige Willard, der eben lernte, mit Stolz zu sagen: ›Ich bin schwarz‹, identifizierte José nach der Nationalität: ›so'n verfickter Puertorikaner.‹ Diese beiden schlugen sich immer wieder die Nase blutig . . . Es ist erwähnenswert, daß man die beiden am Ende des Jahres zusammen auf Schul-Picknicks sehen konnte, wobei einer den Arm auf der Schulter des anderen liegen hatte. Folgendes war geschehen: Die echten Anliegen junger Burschen hatten sich allmählich in jedem von ihnen durchgesetzt und hatten schließlich die Rassenschranken überwunden. Sie hatten einander – und sich selbst – in einem viel reicheren, menschlichen Rahmen entdeckt. Am letzten Schultag lieferte ich nach einem Ausflug verschiedene Kinder zuhause ab. Schließlich saßen nur noch Willard und José im Kleinbus. Sie führten jetzt eine krampfhaft lebhafte Unterhaltung. Als Willard an seiner

Straßenecke aus dem Bus sprang, wandte er sich mit einem angespannten Grinsen José zu und sagte: ›Wir laufen uns sicher öfter mal über den Weg. Bis bald, Mann‹, und José wiederholte etwas stotternd: ›Klar, Mann, bis bald.‹«[10]

Kein kompensatorisches Programm, kein Differenzierungsmodell hätte dies zu bewirken vermocht. Wer nach Modellen des Lernens sucht, in denen die Unterprivilegierten Entfaltungsmöglichkeiten finden, die ihnen die Gesellschaft wie die Schule versagt, muß sich vom Kompensationsgedanken lösen. Die Anerkennung der sozialen und kulturellen Artikulationsformen als spezifische Art der Auseinandersetzung mit der Lebensumwelt ist ein wesentliches Merkmal einer anderen Schule. Der wohl bedeutendste bundesdeutsche Beitrag zum anderen Lernen, die *Glocksee-Schule* in Hannover, trägt dem in der Formel von der Selbstregulierung als Realitätsprinzip Rechnung.

»Der große Vorzug der Arbeitersprache«, schreibt Oskar Negt, bestehe darin, »daß sie eine viel stärkere gefühlsmäßig gebundene Symbolkraft hat und eine mimetische Beziehung zu den Dingen, Verhältnissen und Personen ermöglicht, während die formale Sprache der Mittelschichtkinder eher auf die Klassifikation der Dinge und auf Verfügungswissen gerichtet ist. Aber gerade die Entwicklung von Erfahrungen und Erkenntnisfähigkeit setzt die Anerkennung und Entfaltung mimetischer Ausdrucksformen voraus.«[11]

Es ist ein groteskes und böswilliges Mißverständnis zu behaupten, hier werde einer romantisierenden Verfestigung gesellschaftlicher Ungleichheit das Wort geredet, wie es etwa Freerk Huisken in seiner Einschätzung des Glocksee-Versuchs betreibt.[12] Vielmehr wenden sich die Glocksee-Initiatoren gegen den von der Schule verbreiteten Mythos, Erkenntnisfortschritt sei ausschließlich an kognitive Wirklichkeitsbewältigung gebunden. Selbstregulierung wird von ihnen nicht als methodisches Laissez-faire-Postulat verstanden, sondern als ebenso konfliktträchtige wie auf kollektive Auseinandersetzung mit den jeweils spezifischen Erfahrungen gerichtete Herstellung des Zusammenhangs von Alltagswirklichkeit, Denken und Handeln. Die Betonung der utopischen Dimension dieses als Praxis, nicht als Kategorie eingebrachten Ansatzes, der Versuch, Lernen als erfahrbare Veränderungsmöglichkeit zu entwickeln, macht die eigentliche Qualität dieses Experiments aus, in dem sich Elemente einer situationsgerechten Übertragung von Freires conscientização erkennen lassen.

Die Forderung nach der Abschaffung der Schule durch die radikale Schulkritik hat viel Ratlosigkeit hinterlassen. Mit einigem Recht, denn es genügt nicht, sich auf die negative Definitionskraft der institutionalisierten Erziehung zu berufen. Pragmatische Ansätze wie *Parkway* in Philadelphia, Lernen an den als relevant eingestuften Orten gesellschaftlichen Lebens zu organisieren und dabei auf die Selbstdarstellungskraft der heutigen Gesellschaft zu vertrauen, sind zum Scheitern verurteilt, weil sie den Zusammenhang zwischen Lernen und gesellschaftlichem Handeln als auf Veränderung der eigenen Situation gerichtetem Tun zerreißen. Die Frage der Wiederher-

stellung der Erfahrungszusammenhänge in unserer in Teilfunktionen zersplitterten Gesellschaft kann nicht beliebig gelöst werden. Es muß gelingen, die Schule von innen aufzubrechen, als Verwaltung der eigenen Anliegen, aktive Organisierung der eigenen Erfahrung, um auf diesem Wege die Verbindung zwischen Lebenspraxis und Lernarbeit neu zu knüpfen. Das heißt, die Frage stellt sich weniger als radikale Negation der Institution Schule, sondern als verändernde Praxis, die das Leben in der Institution mit einzuschließen sucht. Die dänischen *Tvind-Schulen* demonstrieren diese Dialektik der Entschulung auf exemplarische Weise: sie sind Schule im Sinne der Bereitstellung eines räumlichen Kristallisationspunktes, um den sich Lernen organisiert, und sie sind es zugleich nicht, indem sie die Praxis der Lernarbeit an ihrem gesellschaftlichen Ort, im Schlachthof, in der Eisfabrik usw. belassen und durch den Bau der Windmühle, durch die Selbstverwaltung, die selbstgeschriebenen und selbstgedruckten Bücher, die selbstgebauten Häuser verändernd in diese Praxis eingreifen.

Die Schule der Zukunft wird auf das Bild vom Lehrer in seiner heutigen Gestalt verzichten müssen. Als lehrender Experte für das Lernen ist er das getreue Abbild des Mythos, die Atomisierung der gesellschaftlichen Teilfunktionen und die an diese gekoppelte Verarmung von Erfahrungsmöglichkeiten ließe sich in einer weiteren Abspaltung einer eigenen, synthetischen Lernumwelt wieder aufheben. Die historisch durch die Industrialisierung zustandegekommene rigide Trennung von kindlicher Welt und Erwachsenenwelt wird sich in einer auf die Rekonstruktion nichtentfremdeter Sinnzusammenhänge orientierten Gesellschaft tendenziell aufzuheben beginnen. Die Beschreibung des Lehrens als Tätigkeit einer Bezugsperson, die Erfahrungsmöglichkeiten als Voraussetzung für kollektives Handeln aufgrund ihres Erkenntnisvorsprungs bereitstellt, ohne dies zur Profession zu verselbständigen, d. h. sich aus dem allgemeinen gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionszusammenhang zu isolieren, versucht diesem Umstand Rechnung zu tragen. Nicht der Praktiker, der sein Wissen als Privileg gesellschaftlicher Hierarchie einbringt, ist die Alternative; die Lösung liegt in der Gemeinsamkeit gleichberechtigten lebenspraktischen Handelns in für alle Beteiligten gleichermaßen relevanten Situationen.

Utopien werden in unserer auf unutopische Weise zukunftsgläubigen Zeit gemeinhin von der Wissenschaft formuliert. Daß sie dabei so rasch zur eindimensionalen Prognostik verkommen, liegt an deren praxisferner Verpflichtung auf die industriellen Halbwelten der kapitalistischen Technokratie. Die besten Utopien waren noch zu allen Zeiten die des gelebten und bewältigten Leidens an der Wirklichkeit. Die aktive Veränderung durch die Betroffenen ist der eigentliche Sinn des Satzes, die Utopie sitze in den Poren der Wirklichkeit. Nicht von Modellen als Rezepten zur Zukunftsbewältigung sollte hier die Rede sein, sondern von der Definitionskraft der

Beispiele als Alternative zur Definitionskraft der Bürokratien. »Der Realitätsgehalt von Tendenzen«, so Oskar Negt, »ist größer als der von Tatsachen«[13]. Wer sich auf sie beruft, muß wissen, daß der Bezug auf die eigene Situation das wichtigste Mittel ist, mit der Utopie von der anderen Schule die Dinge in Gang zu setzen.

Der letzte Lehrer

Der Morgen ist noch kalt und klar, als wir aus dem U-Bahnschacht steigen. Am Weg vor der Brücke, auf dem zugeschütteten Ruinengelände, spüren wir zum erstenmal den Hauch des kommenden Frühlings. Das Gras, meint Steven, sei ein klein wenig grüner geworden, und Sylvie zeigt uns stolz die prallen Knospen der kurzgeschnittenen Ahornbäume am Kanalufer. Die Sonne steht noch tief und wirft ein bizarres Bild der Brücke auf das bleigraue Wasser, über dem feiner Nebel steht. Milna balanciert auf den Gleisen der Schmalspurbahn, die das Geländer entlang gezogen liegen. Sie erinnert sich lachend, wie sie beim Bau der Auffahrten für die Brückenerweiterung den Sicherungshebel an einer der randvoll mit nassem Lehm gefüllten Loren einzulegen vergessen hatte. Einfach vergessen! Wir hatten die Lore bis zum Scheitelpunkt des Gleises in der Brückenmitte geschoben und wollten sie gerade zur anderen Seite hin abstoßen, wo der Lehm zum Aufschütten des Dammes für die Widerlager der neuen Träger gebraucht wurde, da kippte plötzlich der ganze Lorenkasten zur Seite, und die Ladung rutschte in eines der unter uns liegenden Boote. Ein Glück, daß sich dort niemand aufhielt. Nur ich konnte erst in letzter Sekunde die schiebende Hand aus der seitlichen Fangvorrichtung für den Lorenkasten ziehen, mußte mich dabei allerdings bücken, und der frei pendelnde Sicherungshebel traf mich beim Zurückschlagen heftig an der Stirn. Abends kam Milna dann stumm und bedrückt zu mir ans Lager gekrochen und kühlte meine Blessur mit feuchten Tüchern. Einen Sicherungshebel einzulegen würde sie jedenfalls kein zweites Mal mehr vergessen.
Damals hatten wir uns elf Monate hier beim Bau der Brücke aufgehalten. Eine Patenschaft mit der hiesigen Organisation zur Betreuung der immer noch zahlreich durch das Land vagabundierenden Jugendlichen hatte uns den Einsatz vermittelt. Es war eine lange Reise gewesen, mit vielen, kaum vorstellbaren Umwegen und Hindernissen. Weite Teile des Landes konnten zu dieser Zeit noch nicht wieder durchfahren werden, zumal, da auch die Kontingentierung der Reisemöglichkeiten nicht aufgehoben war. Vor Ort hatten die Probleme sich dann gehäuft, obwohl das Gebiet am Kanal mit Ausnahme des Ruinengeländes, das unter konventionellem Artilleriebeschuß gestanden hatte, von unmittelbaren Kriegseinwirkungen verschont

geblieben war. In dem flachen Gebäude auf der Westseite, das einmal eine Fabrik beherbergt haben mußte, waren die Jugendlichen untergebracht. Wie ein Kinderkreuzzug waren sie unter unsäglichen Strapazen aus der Gegend an der polnischen Grenze in die zerstörte Stadt gelangt und von der Organisation hierhergebracht worden.

Das liegt nun alles schon sieben Jahre zurück, und wir wundern uns, daß die Notbrücke noch immer so steht, wie wir sie damals zurückgelassen haben. Selbst die Schienen der Schmalspurbahn sind nicht abmontiert, obwohl sie sicher anderswo dringend gebraucht würden. Aber jetzt, wo seit zwei Jahren die U-Bahn wieder den seinerzeit überfluteten Tunnel unter dem Kanal durchquert, hat die Brücke auch nicht mehr die Bedeutung wie während unseres Aufenthalts. Da war sie die zweite Brücke über den Kanal überhaupt, die wir auf die Tragfähigkeit von Schwerlastfahrzeugen auslegen konnten.

Es war eine Zeit voller Schwierigkeiten, die uns selbst aus der Kürze der Distanz kaum noch vorstellbar scheint. In der Lebensmittelversorgung hatte sich die Organisation halbwegs autonom gemacht; so hätte dies das geringste Problem sein können, wären wir nicht ständig gezwungen gewesen, Übergriffe von im Land marodierenden Banden abzuwehren. Zwar mußten wir den überwiegenden Teil des Ertrags ohnehin an die Rationierungskommissionen abtreten, aber die Lage war wegen der in den Vorkriegsjahren enorm zurückgegangenen landwirtschaftlichen Nutzflächen katastrophaler als nach jedem anderen Krieg und wurde durch den Ausfall der zahlreichen Sperrgebiete noch verschärft. Die ›Polnischen‹, wie wir die von der Organisation untergebrachten Jugendlichen nannten, hatten auf ihrer Wanderung über Monate nur durch Raub und Plünderungen überlebt, ein Umstand, der das Zusammenleben anfangs oft so unerträglich werden ließ, daß wir nahe daran waren, das Experiment im hoffnungslos überfüllten Lager abzubrechen. Noch heute zeigt Steven beim Baden gern mit einem gewissen skeptischen Stolz die acht Zentimeter lange Narbe im Oberschenkel, die ihm Römer – keiner weiß, wie er zu dem Namen kam – an einem Nachmittag bei einem harmlosen Streit mit einem eingeschmuggelten Jagdmesser beigebracht hat.

Der gleiche Römer war es dann, der, als die Organisation das Brückenprojekt vorschlug, sich in die Brust warf, nach vorn trat und lautstark verkündete, er würde dies in die Hand nehmen. Schließlich habe er vor dem Krieg zweieinhalb Jahre in einem Statikbüro gearbeitet. Ein paar von uns erkannten, als die Gruppe unruhig zu werden begann, den Ernst der Situation und mimten erst einmal Zustimmung. Es muß ein sehr schmerzhafter Prozeß für Römer, der sich schon als Bauleiter sah, gewesen sein, als wir während langer gemeinsamer Nachtwachen ihm behutsam klarzumachen begannen, daß seine Kenntnisse nur von Nutzen seien, wenn es gelänge, sie allen im

Lager gleichermaßen zu vermitteln. Die seltsame Ethik, mit der er uns – zwischen allen Stühlen sitzend – um sieben Tage Bedenkzeit bat, ließen wir ihm noch durchgehen. Als er sich aber danach, still vor sich hinschmollend, immer noch nicht entschlossen hatte, ob er uns denn nun seinen reichen Erfahrungsschatz mitteilen wolle oder nicht, platzte ein paar Leuten, die sonst viel von ihm hielten, endgültig der Kragen. Sie boykottierten während der gemeinsamen Essenszeiten so lange jedes Gespräch mit ihm, bis es dann zu jener denkwürdigen Szene unten am Bootsschuppen kam, mit der die Brückenerweiterung, die eigentlich ein vollständiger Neubau wurde, schließlich begann. Römer saß da seit zwei Tagen vor seiner Angel, ein recht seltsames Bild, wenn man bedenkt, daß wir in den zwei Monaten unseres Lebens dort keine drei Fische zu Gesicht bekommen hatten, stand plötzlich auf, zog ein Stück Schlämmkreide aus der Tasche, wie wir sie in dem Trainingsraum hinter dem Fabrikgebäude verwendeten, und begann, einen Entwurf für die Brücke auf die abblätternde Farbe des alten Bootsschuppens an der Uferböschung zu zeichnen. Nach und nach verließen alle auf dem Gelände die Arbeiten, die sie gerade verrichteten, und ließen sich im Halbkreis nieder. So begann unsere Arbeit an den mathematischen und mechanischen Problemen des Brückenbaus, die uns in der Folgezeit nahezu neun Wochen fast jeden Abend vier Stunden in Anspruch nehmen sollte und in deren Verlauf wir so viele Modelle durchrechneten und konstruierten, daß jeder einzelne und jede einzelne von uns heute wohl in der Lage wäre, selbst die zerstörte Hängebrücke über den Bosporus im Alleingang wieder aufzubauen. Milna jedenfalls, die vor mir auf den Schienen tanzt, kennt sicher noch die Maße jeder einzelnen Dehnungsfuge des Bauwerks, auf dem wir stehen.

Drüben auf der anderen Seite des Kanals sind die Ruinen, an die wir uns erinnern, ebenfalls abgetragen. Das Gelände ist frisch gepflügt und soll wohl für den Kartoffel- oder Rübenanbau genutzt werden. Gleich dahinter steht das ehemalige Schulgebäude, das wie durch ein Wunder die Kriegshandlungen überstanden hat und dessen abblätternde, ehedem knallbunte Fassade hinter den hochgewachsenen Bäumen nur deshalb noch zu sehen ist, weil die noch nicht im Laub stehen. Der kommunale Rat hat es uns während unseres ersten Aufenthalts als Schulgebäude angeboten, aber nach einer Inspektion und den Erfahrungen mit Römers physikalisch-mathematischem Kurs verzichteten wir nach kurzer Diskussion auf das Angebot. Wir wollten die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen, schon gar nicht in diesen Ausmaßen. Heute nutzt ein kleiner Verlag die lichtlosen Innenräume zeitweilig als Versandlager, anderes ließe das Problem der Energieversorgung nicht zu. Die Außenräume verwendet die Grenzgemeinde – so benannt nach der ehemals ein Stück westlich am alten Lagergebäude verlaufenden, Grenzallee benannten Straße – als Kommunikations-

zentrum, zum geringeren Teil auch für Verwaltungsaufgaben und, wie in unserem Fall, für kurzfristige stationäre Kurse.
Wir verbringen den ganzen Tag im Innern des Hauses. Milna, Steven, Sylvie, Rita und die anderen haben für diesen historischen Kurs ein Programm ausgearbeitet, das die letzten hundert Jahre der Geschichte unseres Ausbildungswesens umfaßt, und nur, weil ich mich mit ihnen beim Einsatz in dieser Gegend aufhielt und sie irgendwann ausgegraben haben, daß ich vor langen Jahren einmal Lehrer an einer ähnlichen Schule war, haben sie mich, ohne lange zu fackeln, zu ihrem Tutor gewählt. Es gab natürlich einigen Wirbel, weil ich gerade ein Verwaltungsjahr absolvierte und mich mit ein paar Ehemaligen ausgerechnet an die Archivierung der Erfahrungen aus der Brückenbauzeit gesetzt hatte. Aber Steven und Rita wußten mich rasch zu überzeugen, daß die Rekonstruktion dieser in der Aufbauphase stattgefundenen Prozesse sowieso besser vor Ort und dann gleich mit dem ganzen Kurs als Zusatzangebot für die Neuen stattfinden sollte, die damals nicht dabeigewesen waren. So habe ich den vierhundert Kilometer südlich liegenden Schreibtisch verlassen, habe mit Römer telefoniert, der in der Grenzgemeinde gerade als eine Art Koordinator für Austauschgruppen fungiert, habe mich mit meinem aus den verschiedensten Altersgruppen zusammengewürfelten Haufen in die Bahn gesetzt und spiele jetzt so etwas wie den Reiseleiter einer historisch-politischen Doppelveranstaltung. Milna allerdings, die mit ihren neunzehn Jahren ungebrochenere Erfahrungen mit der Organisation des neuen Lebens hat, hat mit der ihr eigenen Behutsamkeit die Strukturierung der Gruppenprozesse übernommen und mich dadurch ein wenig zur historischen Gewährsperson degradiert. Es erfüllt mich doch mit Wehmut, denn ich weiß, daß Steven dies nicht ungern sieht. Er ist als einziger offen gegen meine Wahl als Tutor aufgetreten und hegt noch immer das alte Mißtrauen wegen meiner Vergangenheit. Der Vorwurf der Pädagogisierung, an mich adressiert, rutscht ihm immer wieder über die Lippen bei der Diskussion des Kursprogramms. Dabei habe ich mich redlich bemüht, die Schatten der Vergangenheit abzuschütteln, und wo ich die letzten Jahre verbracht habe, hat man mir immer einwandfreie Arbeit bestätigt. Aber jetzt, wo ich durch dieses Gebäude streife, in dessen Entsprechungen ich Jahre meines Lebens verbracht habe, kann ich das Mißtrauen doch verstehen. Die Brücke am Kanal wäre hier so wenig entstanden wie das kleine Keramikwerk drunten im Süden, dessen Bau- und Funktionspläne die dort Lebenden so gut kennen wie die bunten Dekorbilder, die sie vor dem zweiten Brand auf das Geschirr kleben. Es ist schon seltsam, die Unbefangenheit zu beobachten, mit der wenigstens die Jungen in der Gruppe diese Gänge durchqueren, in denen wir alle so wohldurchdacht gelitten und uns bekämpft haben. Ob sie, die in der Vielfalt der praktischen Organisation ihres Lebens, in gemeinsamem

Handeln, gemeinsamer Stärke aufzuwachsen beginnen, je vollständig erfassen werden, mit welch grotesker Einseitigkeit hier auf das nicht minder groteske sogenannte Leben vorbereitet wurde, das uns die Katastrophe beschert hat, die uns nun aufzurütteln vermochte? Was ist aus dieser Stadt geworden, diesem zerrissenen Land, von dem wir glauben machen sollten, so und nicht anders wäre das wahre Leben?

Als wir den Bau verlassen, fällt schon die Nacht herein. Vor der Tür stehen ein paar von den ›Polnischen‹, die geblieben sind. Römer ist auch dabei, lacht, umarmt uns. Wir laufen gemeinsam durch das alte Kleingartengelände am Kanal, eine Wüste noch am letzten Tag, den ich vor sieben Jahren hier verbrachte, heute eine kleine, liebevoll gepflegte Obstplantage. Milna drängt sich an mich, von Steven argwöhnisch beobachtet. Später sitzen wir alle am Fenster des alten Bootshauses, dort, wo die neue Mathematik begann. Römer hat Bier und Saft besorgt, brät Fleisch und Kartoffeln. Ritas Blicke tasten das im Dunkeln liegende Wasser entlang, suchen die Uferkrone mit den Resten dieser Mauer, die ich der ungläubig staunenden Zehnjährigen aus dem Oderbruch vor acht Jahren, an einem Sommerabend, ein Stück weiter drüben, am Damm hinter dem Schulgebäude beschrieben habe. Steven hakt ein, ich beginne zu erzählen. Zwei Stunden tut sich das Panorama der europäischen Geschichte in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg auf. Ich merke, wie die unbewältigte Angst in mir aufzusteigen beginnt. Römer reagiert, will das Gespräch abbrechen, aber Steven, mit abschätzendem Blick, läßt es nicht zu. Tritt dann aber doch, nach einiger Zeit, zu mir, nimmt mich in den Arm, ein wenig widerstrebend, wie ich zu spüren glaube. Ich begreife seine Härte, weiß, daß sein neues Leben sie notwendig macht. Wir werden morgen über diese Frage sprechen, meint Milna. Ich kann mich nicht erinnern, gesehen zu haben, daß sie beobachtet hätte, was zwischen uns vorgeht. Dann werde ich reden, ja! Meine Unsicherheit, meine Ängste, für ihr Leben sind sie so wichtig wie die Unbefangenheit, mit der sie sich zu meinen Erinnerungen verhalten. Sylvie lächelt, faßt mich am anderen Arm. Der Wind streicht durch die noch kahlen Zweige, kräuselt das unsichtbare Wasser. So gehen wir zurück zur U-Bahn.

Anmerkungen

1 Lars Gustafsson »Utopien«, in: ders., *Utopien.* Essays. München 1970, S. 9.

2 Auf eine Erörterung der Problematik, daß eine Reformmaßnahme aus dem immanenten Bedingungsgefüge einer bestehenden Gesellschaft heraus das Prädikat des Utopischen nur bedingt für sich in Anspruch nehmen kann, will ich in diesem Zusammenhang verzichten, da ich, wie sich zeigen wird, einen linearen Zusammenhang zwischen der Gesamtschule in

ihrer jetzigen Gestalt und ihren Ausgangspunkten in den utopischen Voraussetzungen der radikalen Gesellschaftskritik der sechziger Jahre ohnehin nicht annehme. Ich begnüge mich daher mit dem Hinweis auf die weitergehenden Ausführungen des zitierten Gustafsson zu diesem Problembereich.

3 Günther Holzwarth und Bernd Roland, »Organisatorischer Ansatz«, in: Ulrich-J. Kledzik, *Gesamtschule auf dem Weg zur Regelschule. Bildungszentren in Berlin*, Hannover 1974, S. 74 f.

4 Werner Siebel, »Von der Schule zur Lernfabrik. Überlegungen zur Taylorisierung der Lehrerarbeit«, in: *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 29/1977.

5 Das beschriebene Projekt wurde geplant und durchgeführt von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Berliner Modellversuchs »Künstler und Schüler«.

6 Jonathan Kozol, *Free Schools. Schule und Gegenschule*, Ravensburg 1973, S. 59.

7 Lars Gustafsson und Jan Myrdal, *Die unnötige Gegenwart. Acht Unterhaltungen über die Zukunft der Geschichte*, München und Wien 1975.

8 Ebenda S. 98.

9 Gabriele X., »›Habt Ihr vergessen, daß in Eurer Schule 2000 Menschen rumlaufen?‹. Brief einer Gesamtschülerin an ihre Lehrer«, in: *päd. extra*, Heft 6/1978.

10 George Dennison, *Lernen und Freiheit. Aus der Praxis der First Street School*, Frankfurt am Main 1971, S. 12.

11 Oskar Negt, »Schule als Erfahrungsprozeß. Gesellschaftliche Aspekte des Glocksee-Projekts«, in: *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 22-23/1975-76.

12 Freerk Huisken, »Chancengleichheit im Bildungssystem?«, in: Robert Jungk/Rüdiger Lutz/Norbert R. Müllert/Bernhard Ziegler (Hg.), *Enzyklopädie der Zukunft. Eine Anstiftung zur praktischen Zukunftsgestaltung*, Band I, Tübingen 1978, S. 66-69.

13 Oskar Negt, a.a.O.

Fichte, Hegel, Marx und Nietzsche? Die deutschen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, sind sie mitverantwortlich für die totalitären Schrekken des zwanzigsten? Ist dies ihr Staat, den sie vorgedacht, in Frage gestellt haben, der heute GULAG produziert und die Staatsterroristen in Santiago de Chile?

Der französische Philosoph André Glucksmann stellt neu die uralte Frage der Philosophen – welche Verantwortung übernehmen die, die denken, für das, was die Geschichte aus ihren Gedanken macht: die Unfreiheit im Namen der Freiheit, die Ungleichheit im Namen der Gleichheit, die Menschenverachtung im Namen der Brüderlichkeit. Für die jungen, sogenannten »neuen Philosophen« Frankreichs kam die GULAG-Trilogie von Solschenizyn auch als Befreiung von ihrem akademischen Übervater Karl Marx.

André Glucksmann stellt sich gegen die Philosophie der Revolution – er findet zurück zu einer uralten Position – widersprüchlich, ironisch und subversiv: die Position des Sokrates.

»Der Eklat dieses Buches, seine Schönheit, seine Heftigkeiten, seine Wortschwälle, sein Lachen – all das ist nicht Ausdruck einer Stimmung, sondern sind Notwendigkeiten. Glucksmann will sich mit nackten Händen in die Schlacht begeben: keinen Gedanken durch einen anderen zurückweisen, jeden Gedanken direkt in die Wirklichkeit stellen, ihn in genau jenes Blut tauchen, das er entweder nicht wahrhaben will oder aber rechtfertigt.«
(Michel Foucault, Nouvel Observateur)

320 Seiten. DM 19,80

Rowohlt

Paul Feyerabend
Das Märchen Wissenschaft
Plädoyer für einen Supermarkt der Ideen

Das Märchen von der wissenschaftlichen Wahrheit

Das Bild, das sich die breite Öffentlichkeit von den Wissenschaften macht, ist bestimmt durch den Eindruck technologischer Wunder, wie des Farbfernsehens, der Mondfahrten, des Infrarot Bratofens, sowie durch ein etwas unbestimmtes, aber dafür nur um so einflußreicheres Gerücht oder Märchen von der Weise, in der diese Wunder gewirkt werden.
Das Märchen schreibt den Erfolg der Wissenschaften einer subtilen, aber streng geregelten Kombination von Einfallskraft und Methode zu: Wissenschaftler haben *Ideen.* Sie haben grandiose Ideen. Und sie haben besondere, vom demokratischen Prozeß verschiedene *Methoden*, mit denen sie die Ideen überprüfen, von Irrtümern und Vorurteilen reinigen und in verläßliche Spiegel der Wirklichkeit oder brauchbare technologische Instrumente verwandeln. Die Theorien und Aussagen der Wissenschaft haben die Feuerprobe der Methode bereits durchschritten. Sie geben uns bessere Beschreibungen der Welt als Ideen, bei deren Entstehung die wissenschaftliche Methode keine Rolle gespielt hat.
Das Märchen erklärt die besondere Behandlung, die den Wissenschaften in der modernen Gesellschaft zuteil wird.
Der moderne Staat ist (im Idealfall) der ideologisch gereinigte Staat. Ideologie, Religion, Magie, Mythos *haben* Einfluß, aber nur auf dem Wege über politisch einflußreiche *Parteien.* Ideologische Prinzipien *werden* von Fall zu Fall in die Staatsstruktur aufgenommen, aber nur durch *Mehrheitsbeschluß* nach einer öffentlichen Diskussion. In den öffentlichen Schulen lernt man die Religionen als *historische Phänomene* kennen, nicht als Bestandteile der Wahrheit, außer die Eltern dringen darauf, den Kindern ihre Segnungen in einer direkteren Weise zugänglich zu machen. Auch die finanzielle Unterstützung von Ideologien geht nicht über die finanzielle Unterstützung von politischen Parteien und Privatgruppen hinaus. Staat und Ideologie, Staat und Kirche, Staat und Mythos sind scharf voneinander getrennt.
Staat und Wissenschaft aber arbeiten eng zusammen. Unsummen werden zur Förderung wissenschaftlicher Ideen ausgegeben. Selbst Fächer wie die Wissenschaftstheorie, die zur wissenschaftlichen Forschung nichts beitra-

gen und sie eher behindern, werden reich finanziert. In den öffentlichen Schulen sind fast alle wissenschaftlichen Fächer Pflichtfächer. Während sich die Eltern eines sechsjährigen Kindes entschließen können, ihr Kind protestantisch oder katholisch oder religionslos aufwachsen zu lassen, besteht eine solche Freiheit im Falle der Wissenschaft nicht. Physik, Astronomie, Geschichte müssen gelernt werden. Man kann sie nicht durch Astrologie, natürliche Magie oder Legenden ersetzen. Was ein Mensch ist, wie gut er ist, was er leisten kann, ob er ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft ist oder einmal werden wird, ob er auf seine Mitmenschen losgelassen werden darf oder noch im Gefängnis zu behalten ist, wie man Jugendliche erzieht, wie man sie sanfter, gefügiger macht, wie man sorgt, daß sie die Dummheiten ihrer Vorfahren genau wiederholen, was ihre Gefühle zu bedeuten haben und wie man sie kontrolliert – alles das ist heute dem Urteil von Wissenschaftlern und wissenschaftliche Methoden und Redeweisen imitierenden Autoritäten überlassen. Schon vor Geburt des Kindes bestimmt die Wissenschaft die Ernährung der Mutter und die Aussichten des Fötus. Kommt der kleine Organismus zur Welt, dann bemerkt er als erstes helle Lichter, vermummte Gesichter, blitzende Instrumente, und wenn er denken könnte, müßte es ihm scheinen, daß er in einer Retorte und nicht in einem lebendigen Leib zusammengebraut wurde. Dann werden ›wissenschaftliche‹ Methoden der Ernährung, des Lernens, der Umgebungseingliederung an ihm ausprobiert, und wenn er sich dazu nicht freudig einstellt, wenn er rebelliert ob der Öde, der Irrelevanz und des ständig wiederholten Stumpfsinns, dann wird wissenschaftlich das Charakterprofil des Rebellen aufgenommen und messerscharf erwiesen, daß er nicht in die für ihn zurechtgemachte zivilisierte Umgebung paßt. Geburt, Erziehung, Seelsorge, Heilung, alles das ist heute in den Händen der Wissenschaft, und sinkt der müde Bürger schließlich ins Grab, dann sorgt die ›Grabeswissenschaft‹ dafür, daß auch dieses Ereignis nach streng wissenschaftlichen Prinzipien abläuft.[1]

Beim Lehren begnügt man sich nicht mit einer bloß *historischen* Darstellung physikalischer (astronomischer, geschichtlicher etc.) Tatsachen und Prinzipien. Man sagt nicht: in der Welt gibt es Leute, die glauben, daß sich die Erde um die Sonne dreht, während andere die Erde für eine Hohlkugel halten, die die Sonne umschließt. Man sagt: Die Erde *bewegt sich* um die Sonne, alles andere ist Dummheit.

Schließlich ist die Annahme oder die Ablehnung wissenschaftlicher Tatsachen und Prinzipien völlig vom demokratischen Prozeß der öffentlichen Informationsaufnahme, Diskussion und Abstimmung getrennt. Man akzeptiert Gesetze und Tatsachen, man lehrt sie in den Schulen, man gründet entscheidende politische Entschlüsse auf sie, aber ohne sie einem Votum unterworfen zu haben. Konkrete Vorschläge werden gelegentlich disku-

tiert, und man stimmt über sie ab. In den Prozeß der Erzeugung allgemeiner Theorien und grundlegender Tatsachen mischt man sich aber nicht ein. Die moderne Gesellschaft ist eine ›korpernikanische‹ Gesellschaft, nicht weil Kopernikus zur Abstimmung vorgelegt und mit Stimmenmehrheit akzeptiert wurde, sondern weil die *Wissenschaftler* Kopernikaner sind und weil man ihr Urteil in Fragen des Weltenbaus heute ebenso kritiklos annimmt wie früher das Urteil von Bischöfen und Kardinälen.
Selbst kühne und revolutionäre Denker unterwerfen sich dem Schiedsspruch der Wissenschaft. Kropotkin will die bestehenden Institutionen kurz und klein schlagen – die Wissenschaft läßt er unberührt. Ibsen geht sehr weit in der Entlarvung der Bedingungen zeitgenössischen Menschseins, aber die Wissenschaft ist ihm nach wie vor ein Maßstab der Wahrheit. Evans-Pritchard, Lévi-Strauss und andere haben erkannt, daß das ›abendländische Denken‹ alles andere ist als der Gipfel der menschlichen Entwicklung – die Wissenschaft aber schließen sie in ihre Relativierung der Denkformen nicht ein. Auch für sie ist die Wissenschaft (zum Unterschied etwa von der Religion) ein *neutrales* Gebilde, das unabhängig von Kultur, Weltanschauung, Vorurteil positive Kenntnisse zum Zweck des Verständnisses und der Beherrschung der Welt versammelt und über das es also keine demokratische Diskussion zu geben braucht und geben darf.
Der Grund für die besondere Behandlung, die der Wissenschaft im Denken und im politischen Prozeß zuteil wird, ist natürlich das weiter oben beschriebene Märchen: *wenn* die Wissenschaft eine Methode besitzt, die ideologieverseuchte Gedanken in wahre und nützliche Theorien verwandelt und die aus einem Gestrüpp von Legenden einen Tatsachenkern herauszulösen vermag, dann ist sie in der Tat nicht bloße Ideologie, sondern objektiver Maßstab aller Ideologien. Die Forderung der Trennung von Staat und Ideologie (Religion, Mythos, Magie) träfe sie dann nicht, und auch demokratische Entscheidungsverfahren könnten dann nicht auf sie angewendet werden.

Wissenschaftliche Willkür und demokratische Abstimmung

Aber das Märchen ist eben ein Märchen. Es gibt keine besondere Methode, die Erfolg garantiert oder wahrscheinlich macht. Wissenschaftler lösen Probleme nicht darum, weil sie einen methodologischen Zauberstab schwingen. Sehr oft lösen sie Probleme überhaupt nicht oder mit viel größeren Fehlern als ein Laie, der seinem gesunden Menschenverstand folgt.[2] Oder sie kommen zu verschiedenen Ergebnissen, wobei dann jede Schule ihre eigenen Lösungen anbietet. Wer hat es nicht erlebt, daß ein Arzt eine Operation vorschlägt, ein zweiter Arzt eine ganz andere Operation,

wogegen ein dritter jeden Eingriff ablehnt und sich auf die natürlichen Heilkräfte des Organismus oder auf Drogen verläßt? Wer hat nicht mit Interesse festgestellt, wie verschiedene Wissenschaftler, je nach der Quelle, aus der ihre Bezahlung fließt, zu ganz verschiedenen Ergebnissen kommen (Beispiel: die Frage der nuklearen Sicherheit). Soviele Köpfe, so viele Lösungen – das ist oft die beste Beschreibung der Situation. Und selbst wenn die Wissenschaftler eine einheitliche Denkfront präsentieren, so ist es nicht sicher, ob sich hinter dieser Front ein einheitlicher Irrtum oder eine politische Entscheidung verbirgt: man entschließt sich, trotz bestehender Differenzen, des guten Rufes der Wissenschaft wegen, allgemeine Übereinstimmung zu heucheln. Staatsbürger, die an öffentlichen Projekten interessiert sind, haben diese Fassade wissenschaftlicher Undurchdringlichkeit schon lange durchschaut und bestehen daher auf einer öffentlichen Diskussion aller jener wissenschaftlichen Ergebnisse, deren Annahme weite Kreise beeinflußt; Lehrgegenstände an Elementarschulen und an Landeshochschulen eingeschlossen (hier ist übrigens Amerika den autoritätsgläubigen Deutschen weit voraus[3]). Es gibt keine ›Methode‹ oder ›Rationalitätstheorie‹, die man gegen eine solche Demokratisierung der Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse und *letztlich der Wissenschaft selbst* ins Treffen führen könnte. Rationalitätstheorien werden zur Lösung von Problemen oft *speziell erfunden*, sie sind dann neu sowohl für Außenseiter als auch für Eingeweihte und beiden gleich zugänglich. Gelingt einem Forscher ein Versuch oder erweist sich eine Idee als fruchtbar, dann nur darum, weil er sich in die neue spezielle Materie versenkt hat, weil er nun die Situation relativ gut kennt, weil er Einfälle hat und außerdem noch Glück, und weil seine Einseitigkeiten von entgegengesetzten Einseitigkeiten innerhalb der Wissenschaft überwacht und kontrolliert werden. Im Grunde ist also der Prozeß, der zur Aufstellung einer wissenschaftlichen Wahrheit führt, nicht verschieden vom Prozeß der Aufstellung neuer Gesetze im Staat, oder vom Prozeß der Annahme oder der Ablehnung gewisser Projekte wie des Baus einer Brücke über eine Bucht oder des Baus eines zoologischen Instituts in einem öffentlichen Park: man unterrichtet die Beteiligten, man sammelt Tatsachen und Vorurteile, man diskutiert, und man kommt schließlich durch Abstimmung zu einem Entschluß. Aber während dieser Prozeß in einer Demokratie relativ klar zutagetritt, und auch mehr oder weniger adäquat beschrieben wird, liegt er in der Wissenschaft verborgen unter mythologischem Gerede.

Kein Wissenschaftler wird zugeben, daß eine Abstimmung in der Wissenschaft eine wesentliche Rolle spielt. Tatsachen, Logik und Methode allein entscheiden – so sagt das Märchen. Aber wie entscheiden die Tatsachen? Welche Rolle spielen sie im Aufbau der Wissenschaft?

Herleiten kann man Theorien aus ihnen nicht, wie schon die einfachste

logische Überlegung zeigt. Noch ist es möglich, brauchbare Theorien zumindest *negativ* auszuzeichnen als Theorien, die keiner Tatsache *widersprechen.* Jede nur einigermaßen interessante Theorie[4] ist im Konflikt mit zahlreichen gutbewährten Experimentalergebnissen. Ein Falsifikationsprinzip, das Theorien beseitigt, die den Tatsachen widersprechen, hätte die Beseitigung *aller* Wissenschaft zur Folge. Auch der Hinweis, daß eine brauchbare Theorie *mehr* erklärt als ihre Rivalen (sie erklärt die Erfolge und Fehlschläge ihrer Rivalen, und sie erklärt auch neue, uns bisher unbekannte Tatsachen), wird der wissenschaftlichen Praxis nicht gerecht. Neue Theorien sagen zwar oft neue Dinge voraus, jedoch fast immer auf Kosten der Vorhersage bereits bekannter Dinge. Wenden wir uns nun den logischen Forderungen zu, so sehen wir, daß selbst die einfachsten Bedingungen im praktischen Betrieb der Wissenschaft nicht erfüllt sind und wegen der Komplexität und der ständigen Bewegung des Materials auch nicht erfüllt sein *können.* Die Theorien, die ein Wissenschaftler verwendet und mit deren Hilfe er zu besseren Ideen kommt, genügen nur selten den strengen Ansprüchen der Logik (sie sind z. B. nur selten frei von Widersprüchen), und der Versuch, sie an diese Ansprüche anzupassen, raubt der Wissenschaft die Elastizität, ohne die Fortschritt nicht stattfinden kann.[5]

Also: Tatsachen *für sich allein* reichen zur Annahme und Ablehnung wissenschaftlicher Theorien nicht aus, der Spielraum, den sie dem Denken lassen, ist *zu weit*: und die Verbote der Logik und der traditionellen Methodologien eliminieren zu viel, sie sind *zu eng.* Zwischen beiden liegt der Bereich der sich ständig wandelnden menschlichen Ideen. Und in der Tat führt jede detaillierte Analyse erfolgreicher wissenschaftlicher Schachzüge zur Einsicht, daß die Wissenschaft einen Spielraum der Willkür enthält, der *im Prinzip* durch eine demokratische Abstimmung geschlossen werden kann, aber *de facto* durch wissenschaftliche Machtpolitik und Propaganda geschlossen wird. *Hier hat das Märchen seine entscheidende Funktion.* Es verbirgt den Spielraum, es verbirgt das Element der Freiheit, das die Wissenschaft enthalten *könnte* durch Vorspiegelung ›rationaler‹ und ›objektiver‹ Kriterien, und es schützt so die Bonzen der Wissenschaft vor dem Urteil des gemeinen Volks (der Laien; der Fachleute in einem *nicht*-wissenschaftlichen Fach; der Fachleute in einem *anderen* wissenschaftlichen Fach). Nicht das wohlinformierte Urteil aller, sondern nur das Urteil jener Bürger soll in Betracht gezogen werden, die dem (sozialen, psychologischen, finanziellen) Druck wissenschaftlicher Institutionen direkt ausgesetzt waren (sie haben eine lange Ausbildung hinter sich), die diesem Druck unterlegen sind (sie haben die die Ausbildung abschließenden Prüfungen erfolgreich bestanden), und die also felsenfest an die Richtigkeit des Märchens glauben. So ist es den Wissenschaftlern gelungen, sich selbst und auch jedermann sonst über die wahre Natur ihrer Tätigkeit zu täuschen und

zugleich von der Täuschung zu profitieren: sie haben mehr Geld, mehr Autorität, mehr sex-appeal, als ihnen von Rechts wegen zukommt, und selbst die stupidesten Prozeduren und die lächerlichsten Resultate in ihrem Bereich sind noch immer mit einer Aura von Vortrefflichkeit umgeben. Es wird Zeit, diese Überbewertung auf ihr richtiges Maß zu reduzieren und der Wissenschaft eine bescheidenere Stellung im Ganzen der Gesellschaft zuzuschreiben.

Der verlockende »Erfolg« der Wissenschaft

Dieses Ergebnis scheint gewissen einfachen und allgemein bekannten Tatsachen zu widersprechen. Ist es nicht eine Tatsache, daß ein gelernter Mediziner eine Krankheit besser diagnostizieren und eher kurieren wird als ein Laie oder ein Medizinmann einer primitiven Gesellschaft? Ist es nicht eine Tatsache, daß Seuchen und gefährliche individuelle Erkrankungen erst mit dem Aufstieg der modernen Medizin verschwunden sind? Müssen wir nicht zugeben, daß der Brückenbau, der Häuserbau, der Bau von Schiffen etc. mit dem Aufstieg der Wissenschaften an Sicherheit in hohem Maße zugenommen hat? Und ist nicht die Mondfahrt ein höchst bemerkenswerter und nicht aus der Welt zu schaffender Beweis dafür, daß sich die Wissenschaft auf dem richtigen Weg befindet? Das sind die Fragen, mit denen man die Kritiker der Sonderstellung der Wissenschaft gewöhnlich in die Schranken weist. Es ist schon möglich, so antwortet man auf unsere Kritik einer methodologischen Rechtfertigung der Wissenschaft, daß diesem Erfolg keine klar erkennbaren Regeln zugrundeliegen, und daß die Idee einer wissenschaftlichen Rationalität auf einem unberechtigten Eindringen philosophischer Abstraktionen in die wissenschaftliche Praxis beruht. Umso wichtiger ist es aber, diese so erfolgreiche Praxis vor äußeren Eingriffen zu beschützen. Sie gehorcht nicht einfachen Regeln; sie läßt sich nicht mit einfachen Mitteln beschreiben; sie funktioniert nur durch ein subtiles Zusammenarbeiten von Rationalität und Fingerspitzengefühl, das sich entwickeln und einspielen muß; sie ist gegen äußere Einwirkung wegen dieser Subtilität sehr empfindlich und darf daher auf keinen Fall gestört werden. An eine Übertragung demokratischer Methoden auf den Betrieb der Wissenschaften ist also nicht zu denken. Dieses Argument erreicht sein Ziel nur, wenn man zeigen kann

a) daß die Wissenschaften tatsächlich besser vorangekommen sind als die erwähnten Alternativen – zum Beispiel, daß die wissenschaftliche Medizin wirklich besser ist als etwa die Volksmedizin;

b) daß die Erfolge in anderen Bereichen nicht nur darum so großartig erscheinen, weil es hier keine Alternativen gibt;

c) daß die Erfolge durch die Wissenschaft allein, ohne jede Hilfe ›von außen‹ zustandegekommen sind.
Keine dieser Annahmen trifft zu.

Beginnen wir mit (b). Die Wissenschaft hat Ergebnisse. Das können wir zugeben. Wir bewundern diese Ergebnisse. Wir können auch zugeben, daß die meisten Rivalen der Wissenschaft heute entweder verschwunden sind oder sich so geändert haben, daß ein Konflikt und eine Bedrohung der Wissenschaft nicht mehr existiert: die Religion wurde ›entmythologisiert‹, Mythen werden rein psychologisch oder rituell interpretiert, niemand nimmt diese Lebensformen als Alternativen zur Wissenschaft ernst. Das ist gar nicht überraschend. Selbst in einem fairen Wettstreit hat *ein* Standpunkt oft Erfolge und läßt seine Gegner zurück.
Das heißt aber nicht, daß die zurückgelassenen Gegner keine Verdienste haben und daß sie keinen Beitrag mehr zu unserem Wissen leisten können. Sie sind vielleicht nur vorübergehend außer Atem. Sie können sich erholen und ihre Überwinder überwinden. Die Atomtheorie ist ein ausgezeichnetes Beispiel. Sie wurde (im westlichen Altertum) eingeführt, um gewisse Makrophänomene wie das Phänomen der Bewegung angesichts der parmenideischen Einwände zu retten. Sie wurde dann von der mehr detaillierten Philosophie des Aristoteles widerlegt, kehrte mit der wissenschaftlichen Revolution des 16. und 17. Jahrhunderts ins Geistesleben zurück, wurde durch die Entwicklung von Kontinuitätstheorien und ›phänomenologischen‹ Theorien eingeschränkt und gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast eliminiert, kehrte im 20. Jahrhundert nochmal zurück, nur um durch die ›Komplementarität‹ wieder eingeschränkt zu werden. Ein anderes Beispiel ist die Idee der Erdbewegung. Auch sie trat in der Antike zum erstenmal auf (es gibt sie auch in Mythen, wie dem der Hopi), wurde dann von den Aristotelikern zurückgedrängt, von Ptolemäus als »unglaublich lächerlich« abgetan und ist nun doch seit dem 17. Jahrhundert eine Grundlage unserer Weltbilder. Was für Theorien gilt, gilt für Methoden: die Erkenntnis gründete sich zunächst (bei Homer) auf Gerücht, Eingebung und Alltagserfahrung, dann auf Spekulation und eine sehr strenge Logik; dann führte Aristoteles den Empirismus wieder ein, danach kamen die mehr mathematischen Methoden Descartes' und Galileis, und um 1930 wurde mit der Kopenhagener Schule wieder ein ziemlich radikaler Empirismus die Grundphilosophie der Wissenschaften. Die Lehre, die man aus dieser historischen Skizze ziehen kann, ist, daß das zeitweilige Versagen einer Ideologie (d. h. einer Gruppe von Theorien zusammen mit methodologischen Regeln und allgemeinen philosophischen Ideen) noch kein Grund ist, sie aufzugeben.
Gerade das geschah aber mit den älteren Formen der Wissenschaft und mit

nicht-wissenschaftlichen Ideen nach der wissenschaftlichen Revolution: sie wurden eliminiert, zuerst aus der Wissenschaft selbst, dann auch aus der Gesellschaft (der Erziehung, dem allgemeinen geistigen Verkehr), und heute ist ihr Überleben nicht nur durch das allgemeine Vorurteil zugunsten der Wissenschaft bedroht, sondern auch durch institutionelle Mittel. Ist es also überraschend, wenn die Wissenschaft heute überwiegt und allein Ergebnisse hat (ob wertvolle oder nicht, das kann man ohne Vergleich ja nicht sagen)? Die Wissenschaft überwiegt, weil einige Erfolge in ihrer Vergangenheit zu institutionellen Maßnahmen geführt haben, die eine Rückkehr der Rivalen verhindern. Kurz, aber nicht unrichtig: *Die Wissenschaft steht heute im Vordergrund, nicht weil sie objektive Vorteile hat, sondern weil es den Wissenschaftlern gelungen ist, ›es sich einzurichten‹.*

Sehen wir uns die Situation doch etwas genauer an! Im 17. Jahrhundert gab es einen Fortschritt der Mechanik, der Optik, der Astronomie. Mit der Medizin und der Psychologie stand es anders. Dennoch übernahm man auch hier die in der Mechanik und Astronomie verwendeten Methoden und eliminierte Erklärungen aufgrund spiritueller Prinzipien. Man eliminierte sie nicht, weil die Erfahrung in der *Medizin* dazu riet, sondern weil man von der Astronomie sehr beeindruckt war. Dasselbe gilt von der Entwicklung in der Psychologie. Die Theorie der Besessenheit hatte zu einer brauchbaren Erklärung zahlreicher Erscheinungen und zu ihrer Ordnung geführt. Man entfernte sie und viele der angesammelten Tatsachen nicht deshalb, weil die psychologische Forschung *selbst* in andere Richtung wies, sondern wieder wegen des überwältigenden Eindrucks der physikalischen Wissenschaften. Stillschweigend glich man sich der Beschreibungsweise dieser Disziplinen an. Der Konformismus, nicht das Argument entschied.

Noch schlimmer steht es mit der Behandlung von Ideen, die nicht dem Dunstkreis der westlichen Wissenschaft angehören. Im 16. Jahrhundert begann ein mehr oder weniger fairer Wettstreit zwischen den älteren Wissenschaften und der neuen Philosophie. Einen fairen Wettstreit zwischen dem *ganzen* westlichen Denken und außereuropäischen Mythen und Kosmologien hat es nie gegeben. Diese Ideengruppen und die mit ihnen verbundenen Praktiken (Medizin, zum Beispiel) verschwanden nicht, weil die europäische *Wissenschaft* besser war, sondern weil die europäischen *Soldaten* die besseren Eroberer waren. Man hat nicht geforscht, man hat nicht verglichen. Man hat kolonisiert und die Ideen der kolonisierten Nationen unterdrückt. Diese Ideen wurden zunächst durch die Religion der brüderlichen Liebe, das Christentum, ersetzt und später durch die Religion der Wissenschaft. Wieder ist die Überlegenheit der Wissenschaft nicht ein Ergebnis der Forschung oder der Argumentation; sie ist diesmal ein Ergeb-

nis von politischen, institutionellen und auch militärischen Einwirkungen.[6] Das erledigt Punkt (b).[7]

Punkt (c) ist ebenfalls leicht zu widerlegen: es gibt nicht eine einzige ›wissenschaftliche‹ Idee, die nicht von anderswoher gestohlen wurde. Nehmen wir die sogenannte Kopernikanische Revolution. Woher bekam Kopernikus seine Ideen? Von alten Autoritäten, wie er selbst sagt. Wer sind die Autoritäten, auf die er sich stützt? Philolaos, unter anderen, und Philolaos war ein pythagoreischer Wirrkopf. Wie ging Kopernikus vor, als er Philolaos der Astronomie seiner Zeit einverleiben wollte? Er verletzte jede methodologische Regel, die zu seiner Zeit die Wissenschaft kennzeichnete. »Mein Erstaunen kennt keine Grenze«, schreibt Galilei, »wenn ich mir überlege, daß Aristarch und Kopernikus die Vernunft so sehr die Erfahrung beherrschen ließen, daß sie gegen das ausdrückliche Wort der letzten die Meisterin ihrer Ideen wurde«. »Die Erfahrung« – das verweist auf die Kenntnisse, die Aristoteles und andere verwendet hatten, um zu zeigen, daß sich die Erde nicht bewegen könne. Die »Vernunft«, die Kopernikus solchen Argumenten entgegensetzt, ist die Vernunft des Philolaos.

Während die Astronomie von den Pythagoräern sowie von der platonischen Vorliebe für Kreisbewegungen lernte, lernten Pioniere der Medizin ihr Gewerbe von der Kräuterkunde, der Psychologie, der Metaphysik, der Physiologie von Hebammen, Hexen, Wanderapothekern. Überall bereichert sich die Wissenschaft mit ›unwissenschaftlichen‹ Methoden und Ideen, überall umgeht man stillschweigend Prozeduren, die sonst als das ›Wesen der Wissenschaft‹ gelten.

Was aber Punkt (a) betrifft, so haben wir hier ein schönes Beispiel der Ignoranz und Einbildung unserer Wissenschaftler. Viele Argumente für die Wissenschaft und gegen alternative Methoden, zum Beispiel gegen alternative Behandlungsmethoden in der Medizin, beruhen nämlich nicht auf einer eingehenden Kenntnis solcher Methoden und ihrer Ergebnisse, sondern sind einfach Gerüchte, die man vom Kollegen übernimmt und ohne jede Prüfung als Argument weitergibt.

Die seltsame Geschichte von der Astrologie

Um das zu zeigen, werde ich jetzt ganz kurz die »Stellungnahme von 186 führenden Wissenschaftlern zur Astrologie« diskutieren, die in der September/Oktober-Nummer 1975 des amerikanischen Journals *Humanist* erschien. Ich wähle die Astrologie nicht, weil ich eine besondere Liebe für sie empfinde, sondern weil sie heute unter Wissenschaftlern und solchen, die es werden wollen, ein Stiefkind ist, und Stiefkinder einflußreicher Väter verdienen einen guten Anwalt. Die Stellungnahme des *Humanist* besteht

aus vier Teilen. Erstens, der Stellungnahme selbst, und die ist etwa eine Seite lang. Dann kommen 186 Unterschriften von Astronomen, Physikern, Mathematikern, Philosophen und Individuen mit nicht weiter spezifiziertem Beruf, darunter auch 18 Nobelpreisträger.[8] Hierauf zwei Artikel, die den Fall Astrologie in größerem Detail erklären.

Was nun den Leser überrascht, dessen Bild der Wissenschaften von den üblichen Lobreden geformt wurde, welche die Rationalität, Objektivität, Unvoreingenommenheit und dergleichen mehr betonen, das ist die religiöse Intensität des Dokuments, die geringe Bildung, die in den Argumenten zum Vorschein kommt, und der autoritäre Ton, in dem sie vorgelegt werden. Die gelehrten Herren haben starke Überzeugungen, sie nutzen ihre Autorität als Wissenschaftler und Nobelpreisträger aus, um diese Überzeugungen zu verbreiten (warum 186 Unterschriften, wo doch *ein* Argument genügt?), sie kennen einige Phrasen, die sich wie Argumente anhören, aber sie haben *keine Ahnung*, wovon sie reden.[9] Nehmen wir den ersten Satz der ›Stellungnahme‹: »Wissenschaftler in verschiedenen Gebieten sind beunruhigt durch die zunehmende Popularität astrologischer Ideen in vielen Teilen der Welt.«

Im Jahre 1484 veröffentlichte die Römisch-Katholische Kirche den *Malleus Maleficarum*, das hervorragende Handbuch der Hexenkunde. Der *Malleus* ist ein sehr interessantes Buch. Es hat vier Teile: Phänomene, Ätiologie, rechtliche Aspekte, theologische Aspekte der Hexerei. Die Beschreibung der Phänomene ist so detailliert, daß man einige der Geistesstörungen identifizieren kann, die die diskutierten Fälle begleitet haben. Die Ätiologie ist pluralistisch; nicht nur die offizielle Interpretation wird besprochen, sondern auch andere Erklärungen, rein materialistische Erklärungen eingeschlossen. Natürlich bleibt am Ende nur eine Erklärung übrig, aber die Alternativen werden diskutiert, und man hat einen Einblick in ihre Stärke und in die Stärke der Argumente, die sie beseitigt haben. Das stellt den *Malleus* über fast jedes wissenschaftliche Textbuch von heute. Sogar die Theologie ist pluralistisch: häretische Ansichten werden nicht schweigend übergangen, noch macht man sie lächerlich; sie werden beschrieben, untersucht, durch Argumente beseitigt. Die Autoren kennen das Gebiet, sie kennen ihre Gegner, sie beschreiben die Position der Gegner auf korrekte Weise, und sie verwenden das beste Wissen der Zeit in ihren Argumenten.

Das Buch hat eine Einleitung, eine Bulle von Innozenz VIII. Sie lautet (auszugsweise):

»Es ist uns zu Ohren gekommen, nicht ohne uns in tiefe Trauer zu versetzen, daß in . . . (und hier folgt eine lange Liste von Ländern und Ortschaften) viele Personen beiderlei Geschlechts, ohne auf ihr Seelenheil zu achten, vom katholischen Glauben abgewichen sind und sich Teufeln . . . übergeben haben«

und so weiter. Die Worte sind den Worten zu Beginn der ›Stellungnahme‹ sehr ähnlich; auch werden dieselben Gefühle ausgedrückt. Sowohl der Papst als auch die ›186 führenden Wissenschaftler‹ beklagen die zunehmende Popularität von unangenehmen Ideen. Das Ausmaß an Bildung und Gelehrsamkeit ist allerdings sehr verschieden! Ein Vergleich des *Malleus* mit zeitgenössischen Wissensquellen zeigt, daß der Papst und seine Ratgeber die von ihnen kritisierte Lehre genau kannten. Das ist bei unseren Wissenschaftlern nicht der Fall. Sie haben keine Ahnung von dem Gegenstand, den *sie* angreifen, noch kennen sie jene Teile *ihrer eigenen Wissenschaften*, die den Angriff schwächen.

So schreibt Professor Bok, ein Astronom, in dem ersten Artikel, der auf die ›Stellungnahme‹ folgt:

»Ich kann nur sagen, und zwar auf klare und eindeutige Weise, daß die modernen Begriffe der Astronomie und Raumphysik die Behauptungen der Astrologie nicht unterstützen – besser gesagt, sie stehen mit ihnen in Konflikt.«

Die »Behauptungen der Astrologie« sind dabei im wesentlichen die Annahme, daß himmlische Ereignisse wie die Stellung der Planeten, des Mondes, der Sonne das Menschenleben beeinflussen. Nun, die »modernen Begriffe der Astronomie und Raumphysik« schließen planetarische Plasmas ein sowie eine Sonnenatmosphäre, die sich weit über die Erde hinaus in den Raum erstreckt. Die planetarischen Plasmas treten mit der Sonne und miteinander in Wechselwirkung. Als Ergebnis davon hängt die Sonnentätigkeit von der relativen Lage der Planeten ab. Beobachtet man die Planeten, so kann man gewisse Züge der Sonnentätigkeit wie etwa Sonnenflecken und die Häufigkeit von Protuberanzen mit großer Präzision vorhersagen. Sonnenflecken und Protuberanzen beeinflussen die Qualität des Kurzwellenverkehrs auf der Erde, und so kann also auch diese aus der Lage der Planeten vorhergesagt werden (überprüft und bestätigt von Forschern der RCA).

Die Sonnentätigkeit beeinflußt das Leben auf der Erde. Das hat man schon lange Zeit gewußt. Was man nicht wußte, war, wie weit sich dieser Einfluß erstreckt und wie subtil er ist. Änderungen im elektrischen Potential von Bäumen hängen nicht nur von der Durchschnittstätigkeit der Sonne ab, sondern sogar von individuellen Ausbrüchen und daher wieder von der Stellung der Planeten. Piccardi hat in Experimenten, die sich über 30 Jahre erstreckten, Variationen im Verlauf von chemischen Reaktionen festgestellt, die auf subtile Änderungen in der Struktur des verwendeten Wassers zurückzuführen sind. Nun ist die chemische Bindung im Wasser nur $^{1}/_{10}$ an Stärke der durchschnittlichen chemischen Bindung, und das Wasser ist daher gegenüber äußeren Einflüssen sehr empfindlich. Einzelne Sonnenausbrüche – und damit die Stellung der Planeten – gehören zu äußeren Einflüssen der richtigen Größenordnung. Im Tier- und Menschenkörper ist

das Wasser ein Grundbestandteil, und somit sind auch die letzteren auf höchst empfindliche Weise mit der Stellung der Planeten verknüpft.
Wie sensitiv Organismen sind, hat F. R. Brown in einer Reihe von Experimenten gezeigt. Muscheln öffnen und schließen ihre Schalen nach dem Rhythmus der Gezeiten. Das setzt sich fort, wenn sie ins Landinnere gebracht werden. Sie gleichen ihren Rhythmus der Stelle an, an der sie leben, was heißt, daß sie die sehr geringen Gezeiten sogar in einem Laboratoriumstank spüren. Kartoffeln und Röhrenfrüchte ändern ihren Metabolismus mit dem Mond, selbst wenn sie in einem Raum mit konstantem Druck, konstanter Temperatur, Feuchtigkeit, Beleuchtung leben: die Fähigkeit einer Kartoffel, lunare Rhythmen zu verspüren, ist größer als die Fähigkeit des Menschen, diese Rhythmen zu verdecken. Professor Boks Behauptung, daß uns »die Wände des Geburtsraumes wirksam vor vielen bekannten Einflüssen schützen«, ist damit nur ein weiteres Beispiel einer auf Unwissenheit beruhenden starken Überzeugung.
Die ›Stellungnahme‹ legt großes Gewicht auf die Tatsache, daß »die Astrologie ein Teil der magischen Weltauffassung« war, und der zweite Artikel bietet eine »endgültige Widerlegung« der Astrologie aufgrund des Beweises, sie sei »aus der Magie hervorgegangen«. Woher haben die gelehrten Herren diese Information bezogen? Soweit man sehen kann, ist kein Anthropologe unter ihnen, und ich bezweifle, daß auch nur einer mit den neueren Ergebnissen dieser Disziplin vertraut ist. Was die Herren wissen, sind Bruchstücke *älterer* Ansichten aus einer Periode, die man die ›Ptolemäische Periode‹ der Anthropologie nennen könnte, als es noch ausgemacht war, daß der moderne westliche Mensch allein Erkenntnis habe, und als man es als selbstverständlich annahm, daß die Geschichte immer vom Schlechteren zum Besseren führen müsse. Wir sehen: das Urteil der ›186 führenden Wissenschaftler‹ beruht auf einer vorsintflutlichen Anthropologie, einer Unkenntnis neuerer Ergebnisse in ihrem eigenen Fach sowie einer Unfähigkeit, die Folgen der wenigen Dinge zu sehen, die sie gut kennen. Es zeigt das Ausmaß, in dem Fachleute bereit sind, ihre Autorität hervorzukehren selbst in Gebieten, in denen sie gar nichts wissen.
Es gibt viele kleinere Fehler. »Astrologie«, so heißt es, »empfing einen ernsten Todesstoß«, als Kopernikus das Ptolemäische System ersetzte. Man beachte die Sprache: glaubt der gelehrte Schreiber an die Existenz von »Todesstößen«, die nicht »ernst« sind? Und was den Inhalt betrifft, so kann man nur sagen, daß das reine Gegenteil der Fall ist. Kepler, der beste Kopernikaner seiner Zeit, verwendete die neuen Ergebnisse, um die Astrologie zu verbessern, er sammelte Beweise für sie, und er kritisierte ihre Gegner. Ein Zitat aus einer Stellungnahme von Psychologen sagt:

»Psychologen finden keinerlei Evidenz, daß die Astrologie auch nur den geringsten Wert hat als Anzeiger vergangener, gegenwärtiger oder zukünftiger Züge des persönlichen Lebens . . .«

Das kann uns nicht beruhigen, wenn wir uns daran erinnern, daß Astronomen und Biologen auch vorgeben, keine solche Evidenz gefunden zu haben, obwohl es sie gibt, und zwar in ihren eigenen Fächern.

»Indem die Astrologie dem Publikum das Horoskop als ein Substitut für ehrliches und gründliches Denken anbietet, unterstützt sie die menschliche Tendenz, den leichten Weg zu nehmen . . .«

Aber wie ist das nun mit der Psychotechnik, mit der Verwendung von psychologischen Tests, die schon seit langem ein »Substitut« sind für »ehrliches und gründliches Denken« in der Bewertung von Menschen oder, noch besser, wie ist das mit der Verwendung von Fachleuten, deren Urteil doch so oft das Denken ersetzt? Und was den magischen Ursprung der Astrologie betrifft, so braucht man sich nur daran zu erinnern, daß die Magie eine wichtige Rolle auch beim Ursprung der Wissenschaft selbst spielte.

Was für die Astrologie gilt, gilt in vielfach verstärktem Maße für Heilmethoden, Methoden der sozialen Analyse und Zusammenarbeit, Methoden der psychologischen Erkenntnis, die sich von den in der Wissenschaft geübten Methoden unterscheiden. Nehmen wir wieder die Medizin. Sie herrscht heute uneingeschränkt über Leben und Tod der Menschen. Sie bietet die Maßstäbe, nach denen Gesundheit, Krankheit, Heilerfolg und Mißerfolg beurteilt werden. Ein verstümmelter Körper, durch kosmetische Chirurgie (bei reichen Patienten) mühevoll auf sein früheres Aussehen gebracht, ist ›das beste, was die Medizin für uns tun kann‹. Eindrucksvolle Analysen mit Hilfe komplizierter Apparate, die zwar den Körper schädigen, eine Menge Geld kosten und oft gar nichts herausfinden – sie überzeugen den Durchschnittsbürger davon, daß er in Händen nicht einfach eines einzelnen Menschen, sondern einer ganzen mit wunderbaren Hilfsmitteln versehenen Institution ist. Geistige Gesundheit, geistige Krankheit, die Notwendigkeit von Urlaub, Operationen, Einweisung in Gefängnisse, Brauchbarkeit für die Gesellschaft, alles das wird von unseren Ärzten entschieden, deren Beruf mit der modernen Gesellschaft an vielen Stellen verbunden ist und von ihr auf vielen Wegen reiche geistige und natürlich vor allem materielle Belohnung erhält. Ist es möglich, daß dieser ganze Betrieb auf einer Illusion beruht, wie einst der Betrieb der Hexenverfolgung, der Austreibung von Dämonen, der Rettung von Seelen? Gibt es vielleicht bessere, das heißt weniger schädliche und dennoch wirksame Methoden der Diagnose als die der wissenschaftlichen Medizin? Gibt es bessere Methoden der Heilung? Lassen sich etwa chirurgische Eingriffe durch Diät oder die Verwendung von Kräutern oder durch die Akupunktur oder durch einfache Massage vermeiden? Es gibt Traditionen der Medizin, wie etwa die Medizin des *Nei Ching* und verschiedene Formen der westlichen Volksmedizin, die der wissenschaftlichen Medizin in vielen Gebieten

sowohl diagnostisch als auch therapeutisch überlegen sind, aber dennoch gelingt es ihnen nur schwer oder gar nicht, sich durchzusetzen. Der Mythos von der universalen Überlegenheit ist stärker als jede positive Erfahrung.
Im Fall der Astrologie steht das Ansehen der Wissenschaften auf dem Spiel. Die Reaktion ist nicht rationale Untersuchung und Kritik, sondern die Verwendung von Druckmethoden (186 Unterschriften von Autoritäten) und Phrasen, die autoritativen Klang haben, aber den Tatsachen nicht entsprechen. Gerüchte, Unwissenheit, autoritativer Druck – das ist die Reaktion. Im Fall der Medizin geht es nicht nur um das Ansehen, sondern auch um Einfluß und vor allem um eine ganze Menge Geld. Die ›Argumente‹ gegen alternative Heilmethoden sind auch entsprechend härter als die gegen die Astrologie. Lernen wir aber von dem kleinen Beispiel der Astrologie, daß sich hinter großen und harten Worten oft nur Unkenntnis und Unsicherheit und der Drang nach Macht verbergen, und fallen wir nicht sofort auf das Urteil unserer Experten herein. Wenn die Sache wichtig ist, dann muß dieses Urteil ganz genau untersucht werden, durch Individuen im Falle individueller Probleme, durch Organe der Gesellschaft im Fall von Entscheidungen (Rolle von Ärzten etc.), die die Gesellschaft als ganzes angehen.
Diese kurze Analyse der Methoden der Forschung hat gezeigt, daß es *kein theoretisches Argument* gegen eine solche *Demokratisierung der Wissenschaft* gibt. *Praktisch findet sie schon lange statt:* die Verwandten eines Kranken müssen selbst zwischen widersprechenden ärztlichen Ratschlägen wählen; die Bürger eines Landstrichs, die Veränderungen ihrer Umwelt vornehmen sollen, können sich nicht auf Sachverständige verlassen, sie müssen sich die Sache selbst überlegen. Und schließlich ist die Demokratisierung der Wissenschaften *von den Prinzipien der Demokratie selbst gefordert.* Diese Prinzipien bestimmen, daß jeder Gedanke und jede Handlung von den Bürgern überprüft und erst nach solcher Prüfung zugelassen werde.

Die sogenannten Laien und die hohe Wissenschaft

Demokratisch gewählte Komitees müssen beispielsweise untersuchen, ob die *Abstammungslehre* wirklich so gut begründet ist, wie uns die Biologen einreden, und ob die *Genesis* durch diese Lehre wirklich ganz erledigt ist, so daß nur die erste, nicht aber die zweite in unseren Schulen gelehrt zu werden braucht. Sie müssen untersuchen, ob die wissenschaftliche Medizin ihre Stelle theoretischer und praktischer Autorität und des bevorzugten Zuganges zu Steuergeldern verdient, die sie heute einnimmt, oder ob andere Heilmethoden nicht billiger, wirksamer und vor allem humaner sind. Sie

müssen untersuchen, ob Denken, Fühlen, Charakter von Menschen durch Tests richtig erfaßt werden – und so weiter.
Daß die Irrtümer der Spezialisten von Laien entdeckt werden können, ist die Grundannahme jeder Gerichtsverhandlung mit Geschworenen. Das Gesetz verlangt das Kreuzverhör von Experten, und es verlangt auch, daß das Urteil der Experten dem Urteil der Geschworenen unterliege. Diese Forderung beruht auf der sehr vernünftigen Annahme, daß Fachleute sich irren können, und zwar auch im Zentrum ihres Fachwissens, daß sie die Quelle ihrer Unsicherheit gewöhnlich verdecken, daß ihr Fachwissen nicht so unzugänglich ist, wie man oft annimmt, und daß sich ein kluger Laie mit einiger Mühe in nicht allzu langer Zeit das Wissen aneignen kann, das ihm dann hilft, ihre Fehler zu durchschauen. Diese Annahme wird immer wieder bestätigt. Eingebildete und furchterregende Gelehrte, bedeckt mit Auszeichnungen, Würden, Professuren und Präsidentschaften von gelehrten Gesellschaften, werden durch einen Verteidiger zu Fall gebracht, der das Talent hat, ihren Jargon zu durchschauen und die Unsicherheit, Unbestimmtheit, die ungeheure Unwissenheit bloßzulegen, die jedes menschliche Urteil durchsetzt: *die Wissenschaft ist der natürlichen menschlichen Schläue nicht unzugänglich.* Ich schlage vor, daß diese Schläue nicht nur bei Gerichtsverhandlungen, sondern bei allen wichtigen Umständen angewendet werde, die sich heute noch in den Händen von Fachleuten befinden. Fachleute werden natürlich konsultiert werden. Das abschließende Urteil liegt aber in der Hand demokratisch gewählter Kommissionen. Es gibt keine ›Tatsachen‹, keinen ›wissenschaftlichen Erfolg‹, keine zauberhafte Methodologie, die einem solchen Vorgehen den Erfolg streitig machen könnte.

Die Trennung von Wissenschaft und Staat

Betrachten wir die Ergebnisse unserer bisherigen Ausführungen! Gesellschaft und Religion, Staat und Religion sind heute streng voneinander getrennt. Die Religion kann den Staat beeinflussen, aber nur auf dem Weg über demokratisch gewählte Ausschüsse. Wissenschaft und Staat sind nicht voneinander getrennt. Institutionen des Staates sind nach wissenschaftlichen Prinzipien aufgebaut, die Wissenschaft ist die Grundlage des Unterrichts in Schulen, der Anstellung von Beamten, Entlassung von Gefangenen, der Behandlung Irrer, der Seuchen, der sozialen Probleme – alles das wird nach ›wissenschaftlichen Prinzipien‹ behandelt. Das ist eine *Tatsache.* Wir stellen die Frage, ob sie *vernünftig* ist.
Da finden wir dann, daß das Vorgehen nicht jede Handlung und nicht jede Entscheidung erfaßt. Fachleute sind beim Gericht der Überprüfung durch

Goethe Institut e.V.

Nichtfachleute ausgesetzt, und das endgültige Urteil über ihre Aussage liegt bei den Geschworenen. Dann gibt es Fälle, in denen Laien nicht durch das Gesetz, sondern durch die Umstände gezwungen werden, selbst die Entscheidung zu fällen. Beispiele sind Erkrankungen in der Familie, wo verschiedene Ärzte verschiedenen Rat geben und eine Einigung nicht erzielt werden kann, oder größere Projekte wie zum Beispiel ein neues Wasserwerk, ein neuer Reaktor, wo wieder verschiedene Gelehrte zu verschiedenen Urteilen kommen. Bürgerinitiativen, die der einmütigen Meinung von Gelehrten zum Trotz in Gang gesetzt werden, führen oft zu einer Spaltung der wissenschaftlichen Meinung und damit zu einer Situation, die ihre Notwendigkeit beweist.

Untersuchen wir den Hintergrund derartiger Vorgänge, so finden wir, daß die üblichen Argumente für die Autorität der Wissenschaft alle fehlerhaft sind. Die Wissenschaft scheint so großen *Erfolg* zu haben nur darum, weil ein Vergleichsmaßstab fehlt und weil man die wenigen *wirklichen* Errungenschaften schon zum Maßstab aller übrigen Errungenschaften macht. Wir können sagen, wie unser Leben unter der Herrschaft der Wissenschaft *beschaffen ist*; wir können nicht sagen, daß es *besser ist* als ein Leben, das auf anderen Grundsätzen aufbaut, denn von einem solchen Leben haben wir keine Ahnung. Auch hat die Wissenschaft keine *Methode*, auf die man bei der Unterstützung ihres Herrschaftsanspruchs verweisen könnte. Wissenschaftstheoretiker erzählen uns zwar fortwährend, wie die Wissenschaft ›eigentlich‹ vorgeht, aber wir werden diesen gutbezahlten Handlangern der Wissenschaft kaum mehr vertrauen als den Wissenschaftlern selbst. Und was diese betrifft, so finden wir, daß ihre Argumente gegen alternative Methoden nicht Argumente sind, sondern Phrasen, die auf Gerüchten beruhen, die ihrerseits nie untersucht wurden und sich bei gründlicher Untersuchung als irrig herausstellen. Selbst der so beliebte Hinweis auf die ›Wahrheit‹ kann uns nicht beeindrucken. Wissenschaftler und Wissenschaftstheoretiker verwenden ja das Wort nur wegen des Zaubers, den es unter vertrauensvollen Menschen noch hat.

Verbinden wir diese Resultate mit den im vorhergehenden Abschnitt kurz beschriebenen Beispielen einer Kontrolle und Einschränkung der Wissenschaft durch demokratische Beschlüsse, so sehen wir, daß die Beispiele ein Verfahren darstellen, das nicht nur dann und wann, *sondern immer* als vernünftig zu gelten hat: die Verbindung von Staat und Wissenschaft ist aufzulösen außer für jene Fälle, in denen der Staat eine solche Verbindung vorübergehend, und unter demokratischer Kontrolle, für vorteilhaft erachtet.

Dasselbe Ergebnis läßt sich auf unabhängige Weise und von ganz anderer Seite her erreichen.

In einer freien Gesellschaft hat ein Bürger das Recht, zu lesen und zu

schreiben, was ihm gefällt, er kann Propaganda für jede Idee machen, die er schätzt. Wird er krank, so kann er sich nach seinen Wünschen behandeln lassen: von Handauflegern, wenn er an die Wirksamkeit des Handauflegens glaubt, von wissenschaftlichen Ärzten, wenn er die Wissenschaft liebt, von beiden, wenn er ein Pragmatiker ist (und einen wissenschaftlichen Arzt findet, der bereit ist, mit einem so unheimlichen Menschen wie einem Handaufleger zusammen zu amtieren). Und er hat nicht nur das Recht, selbst ungewöhnliche Ideen zu studieren und nach ihnen zu leben, er kann auch Gesellschaften gründen, die seinen Standpunkt unterstützen, vorausgesetzt, er findet Anhänger und das nötige Geld. Dieses Recht hat der Bürger aus zwei Gründen: erstens, weil jedermann die Möglichkeit erhalten muß, dem zu folgen, was er für die Wahrheit hält, und zweitens, weil man Ideen und Prozeduren nur durch *Vergleich* mit anderen Ideen und Prozeduren beurteilen kann. (Die Gründe für die letzte Behauptung findet man in Mills unsterblicher Abhandlung *Über die Freiheit.*) Ist dieses Recht einmal gegeben, dann folgt daraus, daß ein Bürger bei allen jenen Institutionen ein Wort mitzureden hat, die er mitbezahlt, sei es als ein Privatmann, sei es mit den von ihm bezahlten Steuern: Landesschulen, Landesuniversitäten, von Steuern bezahlte Forschungsinstitute (wie die National Science Foundation in den Vereinigten Staaten) sind dem Urteil der Steuerzahler unterworfen, und dasselbe gilt für jede lokale Elementarschule. Wenn die Steuerzahler von Kalifornien wünschen, daß ihre Landesuniversitäten Wodu, Astrologie, Regentanzzeremonien, Volksmedizin unterrichten, dann werden die Universitäten diese Fächer eben lehren müssen.

Haben aber Laien die zu einem solchen Beschluß nötigen Kenntnisse? Werden sie nicht große Irrtümer begehen? Und ist es daher nicht nötig, die endgültige Entscheidung über schwierige Fälle den Fachleuten zu überlassen?

Sicher nicht in einer Demokratie. Eine Demokratie ist eine Versammlung reifer Menschen und nicht eine Herde von Schafen, geleitet von einer kleinen Clique von Besserwissern. Reife liegt nicht in den Straßen herum, man muß sie erwerben. Man erwirbt sie nicht auf Schulen, zumindest nicht in den Schulen von heute, wo der Schüler mit dürren und verfälschten Kopien *vergangener* Entscheidungen bekannt gemacht wird, sondern durch *aktive Teilnahme* an noch zu fällenden Entscheidungen. Reife ist wichtiger als Spezialwissen. Sie muß erworben werden auch dann, wenn der Prozeß ihres Erwerbs die delikaten Scharaden der Wissenschaftler stören sollte. Schließlich müssen wir entscheiden, wie besondere Wissensformen anzuwenden sind, inwieweit man ihnen trauen kann, wie sie sich zur *Gesamtheit* der menschlichen Existenz verhalten. Die Wissenschaftler glauben natürlich, daß nichts besser ist als die Wissenschaft. Die Bürger einer Demokratie können sich mit einem solchen frommen Glauben nicht zufrieden geben:

Teilnahme von Laien an grundlegenden Entscheidungen ist daher selbst dann gefordert, wenn sie die Erfolgsrate der Entscheidungen vermindert.
Die eben beschriebene Situation hat mit gewissen Problemen, die im Kriegsfall auftauchen, viel gemeinsam. In einem Krieg hat ein totalitärer Staat eine freie Hand. Humanitäre Überlegungen schränken ihn nicht ein. Die einzigen Beschränkungen sind Beschränkungen von Material, Talent, Menschen. Eine Demokratie muß aber einen Gegner human behandeln, *selbst wenn das die Siegeschancen vermindert.* Es ist wahr – nur wenige Demokratien sind jemals diesem Ideal gerecht geworden, aber jene, die an ihm festhielten, haben einen wichtigen Beitrag zu unserer Zivilisation geleistet. Im Bereich der Gedanken ist die Lage genau dieselbe. Wir müssen einsehen, daß es wichtigere Dinge gibt, als Kriege zu gewinnen, die Wissenschaft zu fördern, die ›Wahrheit‹ zu finden. Außerdem ist es ja gar nicht so sicher, daß die Übernahme grundlegender Entscheidungen durch demokratische Ausschüsse die Erfolgsrate vermindern wird. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das Verfahren unsere Lage verbessern wird. Setzen wir es also ein und befreien wir uns von dem Würgegriff einer dogmatischen Wissenschaft, so wie sich unsere Vorfahren einst von dem Würgegriff einer dogmatischen Religion befreit haben!

Die Aufklärung: eine alte und neue Utopie

Im März des Jahres 1978 fand in München eine Fernsehdiskussion zur Frage »Ende der Aufklärung?« statt. Die gelehrten Herren, die an der Diskussion teilnahmen, beklagten die wachsende Aversion gegen intellektuelle Maßstäbe und die Zunahme ›irrationaler‹ Unternehmungen wie der Astrologie, der Akupunktur, des Handauflegens, der anarchistischen Erkenntnisideen und des Terrorismus. Warum sie klagten? Ihr Einfluß, das fühlten sie, war im Schwinden. Und da Intellektuelle nur sehr schwer zwischen ihren eigenen Interessen und denen der Gesellschaft unterscheiden können, meinten sie, daß auch die Gesellschaft als ganze einer sehr fragwürdigen Zukunft entgegengehe.
Schon während der Diskussion kam mir die Besorgnis ganz unbegründet vor. Denn nie zuvor haben Intellektuelle so großen Einfluß besessen wie heute, und in keinem Land wird dieser Einfluß besser gelenkt und organisiert als in Deutschland. Diderot, Rousseau, Hume und Dr. Johnson waren wohlbekannt, ihre Ideen wurden unter Gleichgesinnten verbreitet, man las ihre Bücher. Auf die Erziehung an Elementarschulen, Mittelschulen, selbst an Universitäten hatten sie dagegen nur geringen Einfluß. Heute aber verwandeln die Medien, eine lawinenartige Buchproduktion und ein Schulsystem, das bis in die entferntesten Gebirgsdörfer eindringt, jeden Geistes-

blitz selbst intellektueller Zwerge in eine Sozialepidemie. Wie Maden sitzen die Intellektuellen im Speck unserer Gesellschaft, und wie Maden registrieren sie jede kleine Bewegung, die ihr schönes Leben beeinträchtigen und ihm vielleicht ein Ende setzen könnte.

Von Aufklärung kann unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Wie hat Kant die Aufklärung definiert? Aufklärung, sagte er, ist der Ausgang der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit. Nun ist es schon wahr, daß die Unmündigkeit gegenüber den Kirchen seit der historischen Periode der Aufklärung abgenommen hat, und zwar vor allem darum, weil die Kirchen den Inhalt ihrer Lehren selber beträchtlich reduzierten. Diese ›Entmythologisierung‹ war also nicht das Ergebnis neuer Erkenntnisse, sondern sie hatte einzig den Zweck, die Botschaft der Kirchen dem neuen, wissenschaftsgläubigen Zeitalter schmackhaft zu machen.[10] Die scheinbare Abnahme der Unmündigkeit gegenüber den Kirchen war folglich nicht das Ergebnis besserer Einsicht, sondern Ergebnis einer zunehmenden Unmündigkeit gegenüber dem Neuen: der Wissenschaft und dem Rationalismus – also keine *echte* Abnahme der Unmündigkeit. Vor der Periode der Aufklärung herrschte das kirchlich-theologische Denken, *heute* herrscht das rational-wissenschaftliche Denken. Von einer Aufklärung im Sinne Kants kann noch immer keine Rede sein. Die Frage ist also nicht, ob und warum die Aufklärung langsam zu Ende geht, die Frage ist vielmehr, wann sie endlich beginnen wird: wann endlich wird es *reife* Menschen geben, wann endlich wird die Befreiung der Seelen auf die Befreiung der Leiber folgen?

Das Problem der mangelhaften Aufklärung wird durch die zahlreichen kritischen Abhandlungen verdeckt, die heute erscheinen. Es gibt nicht ein einziges Buch, in dem nicht mindestens zehn Ideen umgebracht werden. Von der Prostitution bis zum Universitätsunterricht – alles wird untersucht und der Kritik unterworfen. Man kritisiert die politischen Führer und kritisiert ihre Politik, man kritisiert die Prinzipien, auf denen die Politik beruht, und kritisiert die Vorläufer dieser Prinzipien (bis hinab zu den Vorsokratikern). Kritisch sein ist heute Mode. Und wie jede Mode hat auch sie philosophischen Ausdruck in einer Modephilosophie gefunden: dem kritischen Rationalismus. Ist diese Kritikfreudigkeit aber nicht Beweis genug, daß wir inmitten eines Zeitalters der Aufklärung leben, wie es bis jetzt noch nicht existiert hat?

Die Frage muß leider verneint werden. Kritik allein zeigt noch nicht Mündigkeit. Denn jeder Gläubige kritisiert Dinge, die er nicht versteht oder die seinem Glauben widersprechen. Und mehr als jede andere Philosophie treibt der kritische Rationalismus Schindluder mit der Idee einer aufklärenden Kritik. Hier, so sagt er uns, ist eine Philosophie ohne Dogma und ein Denken ohne Prämissen: kein Prinzip kann sich der Kritik entziehen, keine

Tatsache ist fest genug, um ein für allemal als gesicherte Erkenntnis zu dienen.

Aber was finden wir, wenn wir diese »freie« Philosophie näher in Augenschein nehmen? Finden wir interessante Ideen, in lebendiger Sprache vorgetragen, ohne Fachausdrücke und frei von den Vorurteilen unserer Zeit? Finden wir heitere, einfallsreiche Menschen mit vielfachen Kenntnissen von Natur und Geschichte, Verstand und Gefühl, Klarheit und Mysterium, Gott und Welt? Eröffnet sich hier ein neuer Zugang zu den Geheimnissen, die unsere Welt birgt? Entwickelt sich hier ein neuer Stil des Denkens, Fühlens, Schreibens, eine neue Art menschlicher Beziehungen? Keine Spur! Wie andere Philosophien ist auch der kritische Rationalismus eine Schulphilosophie, entwickelt und verbreitet von akademischen Nagetieren, die zwar einen kümmerlich-engen Bereich akademischer Tätigkeit beherrschen, sonst aber Analphabeten sind und alle Vorurteile ihrer Umwelt teilen. Die Wissenschaft wird bewundert, ohne untersucht und verstanden zu werden; das (streng geregelte, ›logische‹) Denken gilt ganz selbstverständlich als das A und O des Lebens; öde Schlagworte ersetzen Argumente, und Kritik ist nichts weiter als die Wiederholung von Phrasen wie ›irrational‹, ›ad hoc‹, ›degenerierend‹, ›unfalsifizierbar‹, ›metaphysisch‹ und dergleichen mehr. Trifft ein kritisch-rationalistischer Philosoph auf ungewöhnliche Situationen, dann verhält er sich wie ein wenig intelligenter Hund, der seinen Herrn in ungewöhnlichen Kleidern sieht: er weiß nicht, soll er bellen, soll er davonlaufen, soll er das Phantom ins Bein beißen oder ihm das Gesicht lecken. Man nehme einen beliebigen kritischen Rationalisten und vergleiche ihn mit einem wirklich kritisch denkenden Menschen, wie etwa Lessing, und man wird zugeben müssen, daß wir heute dem Ziel der Aufklärung ferner sind als je; zumindest unsere Intellektuellen sind diesem Ziel nicht viel näher gekommen.

Wo immer es Intellektuellen gelingt, ihren Ideen weitere Verbreitung zu verschaffen, da finden wir eine Verflachung des Lebens, eine komplizierte Sprache und den Verlust der Fähigkeit, den Einzelereignissen des Lebens nachzuspüren; das leere und abstrakte Denken einer kleinen Gruppe von Besserwissern löscht sinnreiche Unterscheidungen aus, die dem Leben Gehalt verleihen, und führt unsinnige Unterscheidungen ein, die mit dem Leben nichts zu tun haben. Dieser Unsinn beginnt im Abendland mit dem ›alten Kampf zwischen Poesie und Philosophie‹ (Platon). Die ›Poesie‹: das ist Homer, das ist das Homerische Weltbild mit seinen menschlichen Göttern und seinen göttlichen Menschen, das ist die homerische Sprache mit ihren vielfachen Differenzierungen für die Funktionen des Denkens, Fühlens, der Bewegung, der Körperlage. Die ›Philosophie‹: das ist die abstrakte Sprache Platons mit ihrem neuen Gottesbegriff, aus dem alle menschlichen Züge entfernt worden sind. Was dabei herauskommt, ist ein

intellektuelles Monstrum, nicht sehr verschieden von dem Selbstbild der damals lebenden Intellektuellen.

Danach setzt sich die Intellektualisierung im Kampf zwischen der alten ›empirischen‹ und der neueren ›wissenschaftlichen‹ Medizin fort: Ärzte waren zunächst Praktiker. Ihre Aufgabe war es, lebendige Menschen zu heilen, Menschen, die sie kannten und kennen mußten, um ihren Beruf ausüben zu können. Sie untersuchten Symptome, sie versuchten, die Sprache des Leibes zu verstehen, um dem Leib bei seiner Gesundung zu helfen. Und der Leib, das war nicht eine Abstraktion, sondern der konkrete, beseelte Leib des Patienten, der vor ihnen stand, verschieden von allen anderen Leibern. Diese Medizin beruhte auf Menschlichkeit, Fingerspitzengefühl, genauer Beobachtungsgabe. Dann aber wurden die Ärzte Theoretiker. Wenige abstrakte Begriffe, aus anderen Gebieten entlehnt, wurden der Medizin ohne Rücksicht auf die der Medizin eigene Erfahrung aufgezwungen. Der Arzt wurde ein Fachmann. Er sprach nicht mehr die Sprache des Patienten und war auch noch stolz darauf. Eine Unmenge hilfreicher Kenntnisse wurde beiseitegeschoben, um der Theorie Raum zu geben.[11] Der Prozeß wiederholte sich mehrmals in der Geschichte der Medizin. Paracelsus führte die Empirie wieder ein, dann verursachte die Revolution des 17. Jahrhunderts eine Rückkehr der theoretisierenden Tendenzen, bis wir im 20. Jahrhundert ankommen, wo wir keine Ärzte mehr haben, sondern Technologen des Leibes; keine Heilkünstler, sondern ›objektive Wissenschaftler‹, deren Menschlichkeit die Unmenschlichkeit ist. Wo immer wir auch hinsehen: wir sehen, wie kleine Gruppen von Besserwissern das Leben und das Denken der Menschen in ihrem eigennützigen Sinn verzerren und dem Recht aller Menschen auf Mündigkeit entgegenwirken.

Diese Situation kann nicht durch eine neue *Theorie*, d. h. eine neue *Verzerrung* beendet werden. Mündigkeit heißt nicht: Besitz der richtigen *Theorie* oder *Philosophie*. Mündigkeit heißt Besitz jener *Elastizität*, die wir brauchen, um uns im wirklichen Leben mit all seiner Vielfalt und all seinen Überraschungen zurechtzufinden. Die Mündigkeit also ist nicht eine Sache der Erziehung oder des Lernens in Schulen, sie ist eine Sache der Lebenserfahrung. Die beste Erfahrung aber kommt aus der aktiven Teilnahme an diesem Leben oder, in der gegenwärtigen durch Herrschaft beschränkten Situation, an Bürgerinitiativen. Der Bürger muß erkennen, daß er die Verantwortung für die Gesellschaft, in der er lebt, und die Verantwortung für seine eigene ›Bildung‹ nicht anderen Menschen überlassen kann. Die Intellektuellen müssen seine bezahlten Diener sein, nicht seine Herren. Die Theorien, die sie vorschlagen, sind Instrumente, die vom Bürger überprüft werden müssen, bevor man sie anwendet. Intellektuelle sind nicht ›Vermittler‹ zwischen ahnungslosen Bürgern und einer ihnen schon sehr fremden

Gesellschaft, sie sind Sachverständige, die bei den Beratungen der Bürger herangezogen werden, die ihre Meinungen vorlegen, ohne dabei die Gewißheit zu haben, daß diese Meinungen auch akzeptiert werden. Eine solche *direkte Demokratie* allein kann uns die Mündigkeit geben, die uns bisher entgangen ist. Nicht Theorie, sondern der freie und informierte Entschluß der Bürger löst (abstrakte) Probleme, die Probleme des Ursprungs des Lebens eingeschlossen. Und nicht die Theorie, sondern die allmähliche Ausbreitung der Bürgerinitiativen wird eines Tages diesen utopischen Zustand verwirklichen.

Die Universität der Zukunft: ein Supermarkt der Ideen

Welches ist nun die Rolle der Universitäten in einer solchen utopischen Gesellschaft? Die Antwort ist einfach.

1. Die »akademische Freiheit« spielt schon seit langem eine sehr geringe und durchaus nicht nützliche Rolle an Universitäten. Es ist an der Zeit, sie völlig zu beseitigen. Warum? Große Abteilungen der Universitäten in allen Ländern sind heute mit der Industrie eng verbunden. Ihr Lehrplan ist auf die Bedürfnisse der Industrie ausgerichtet. Dasselbe gilt für die Forschung. Es wäre von Vorteil, diese Abteilungen völlig aus dem Verband der Universitäten zu lösen und der Industrie anzugliedern. Der Unterricht würde durch diesen Aderlaß effizienter, und die Illusion eines »freien Studiums« würde durch ein zweckbestimmtes Studium ersetzt.

2. Anstatt die Universität als ein Erziehungsinstitut aufzufassen, oder als einen sozusagen erweiterten Mutterleib, sollte man sie vielmehr wie einen Supermarkt behandeln. Die Lehrer bieten auf diesem Supermarkt intellektuelle Güter an, gewitzte Käufer (die Studenten) untersuchen das Angebot und wählen, was ihrem Geschmack oder ihren Bedürfnissen entspricht. Die Erziehung, bislang ein Prozeß, dem sich die Menschen unterwerfen, wird auf diese Weise zu einem Prozeß, den die Menschen selber planen. Universitäten solcher Art sind Privatunternehmungen, ohne Zuwendungen vom Staat.

3. Der Staat unterhält neben der Universität andere Schulen, die der staatsbürgerlichen Bildung dienen. Auch von diesen Schulen gibt es verschiedene Exemplare: der Mensch muß von klein auf lernen, sich zu entscheiden und so die ihm zustehende Lebensform zu finden. Die Lehrpläne werden von den Bürgern der umliegenden Regionen überwacht.

4. Gewisse Fächer erweisen sich nun als überflüssig. Das sind vor allem jene Fächer, die aus der Trennung von (den Institutionen der) Gesellschaft und (den) Individuen profitieren: Soziologie, große Sektoren der Psychologie, die Wissenschaftstheorie total und dergleichen mehr. Man braucht keine

Psychologie, wenn das Zusammenleben der Menschen durchsichtig wird. Man braucht keine Soziologie, wenn man frei über sein Leben in der Gemeinschaft entscheidet. Man braucht keine Wissenschaftstheorie, wenn man selber über Inhalt, Anwendung, Forschungsbetrieb in den Wissenschaften befindet. Man braucht keine Tests, wenn man seine Nachbarn kennt. Und man braucht keine Parasiten, die sich an den Ergebnissen der von ihnen geschaffenen Entfremdung sättigen.

Anmerkungen

1 Das ist kein Scherz. In den USA gibt es jetzt Institute für ›mortuary science‹, in denen man den Doktor in der Begräbniskunde ablegen kann. Ich habe ein solches Institut an der Landesuniversität Minnesota im Jahre 1962 selber besucht.

2 Als ich zum ersten Mal die Schule besuchte, machte mir das Stillsitzen und Aufpassen, vor allem aber das Schreibenlernen keine Freude und mir wurde oft dabei schlecht. Mein Vater vermutete, daß diese Anwandlungen bald vorübergehen würden – und er sollte recht behalten. Ein Kinderpsychologe dagegen hätte die Affaire endlos lange hinausgezogen.

3 Die Wissenschaftsgläubigkeit ist in Deutschland immer noch sehr groß und wird durch die Beweihräucherungen des SIR Popper noch vergrößert. Gegner der Wissenschaften oder der besonderen Form, welche die Wissenschaft im Kapitalismus einnimmt, stützen sich auf den Marxismus, und zwar ebenso unerbittlich, wie die von ihnen kritisierten Autoritäten sich auf ›ihre‹ Wissenschaft stützen. So fallen die Leute von einem Glauben in den anderen und kommen nie zum Denken.

4 Uninteressante Theorien befinden sich oft mit den Tatsachen in bester Übereinstimmung – aber das macht sie nicht besser.

5 Zur seligen Zeit der älteren Quantentheorie gab es viele Entdeckungen und die Wissenschaft schritt rüstig fort. Dann aber kam Herr von Neumann und mit ihm das Ende der fruchtbaren Wechselwirkung von Idee und Experiment.

6 Ausnahmen finden wir bei manchen Missionaren wie Las Casas und später bei Aufklärern wie Diderot, die ihre eigenen fortgeschrittenen Ideen in attraktive ›Primitive‹ hineinverlegten. Newton jedoch gilt selbst für Rousseau noch als jeder ›primitiven‹ Physik überlegen. Man bedenke: für Rousseau!

7 Sind aber die Mondfahrten nicht grandiose Beweise dafür, daß die Wissenschaft unvergleichlich besser ist als alle ihre Vorgänger und alternativen Lebensformen zusammen? Keinesfalls! Tausende von wissenschaftlichen Sklaven arbeiten monatelang für bloß einen Zweck: es zwei anderen Menschen zu ermöglichen, einige Minuten lang tapsige und unbeholfene Sprünge an einem Ort aufzuführen, den kein vernünftiger Mensch je betreten würde. Vergleichen wir mit diesem Quatsch die Leistungen von Mystikern! Ganz allein, ohne fremde Hilfe, ohne Geräte, die Millionen von Dollars kosten, weisen sie ihre Seele an, ihren Leib zu verlassen, und lenken sie so lange, bis sie jenseits der materiellen Welt Gott in seiner ganzen Pracht wahrnimmt. *Das* ist eine Leistung, der gegenüber der traurige Mondzirkus nichts ist als eine lächerliche Farce, die allerdings in einer gleichfalls sehr lächerlichen Welt großen Eindruck macht.

8 Unter den Nobelpreisträgern finden wir auch John Eccles, den ›Popperschen Knappen‹, wie man ihn in England nennt. Herr Eccles hält Sir Popper für, ich darf zitieren, »einen der hervorragendsten Intellektuellen unseres Jahrhunderts«, womit wir einen guten Einblick in Eccles' eigene intellektuelle Maßstäbe gewonnen haben.

9 Das ist *buchstäblich* wahr. Als nämlich ein Vertreter des BBC einige der Nobelpreisträger interviewen wollte, lehnten die Preisträger mit der Bemerkung ab, sie hätten von der Astrologie keine Ahnung. Was sie allerdings nicht daran hinderte, die Astrologie öffentlich zu verfluchen.

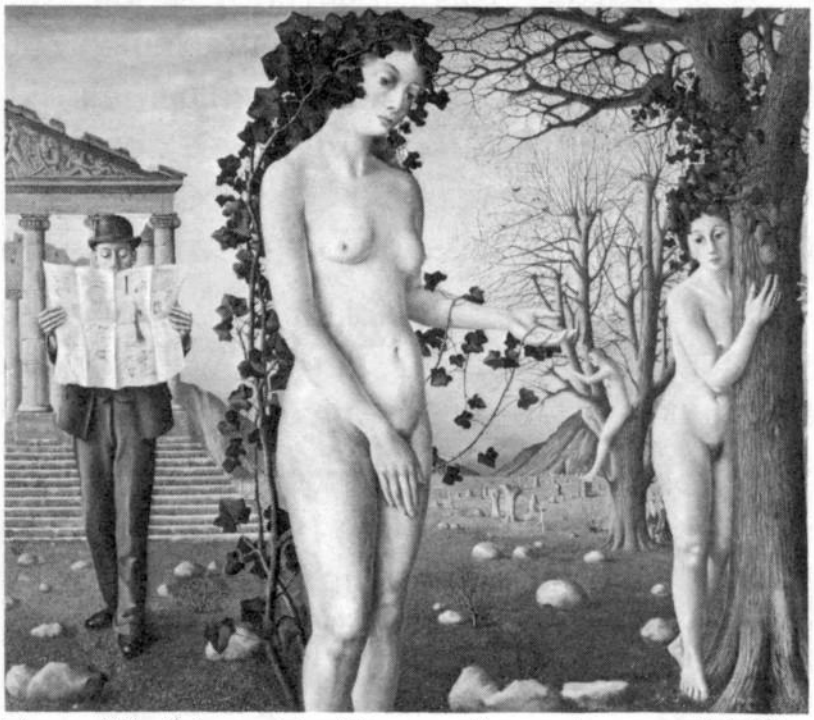
10 Das geht sehr klar aus der Diskussion zwischen Jaspers und Bultmann, *Die Frage der Entmythologisierung*, München 1954 hervor. Bultmann zufolge besteht die Entmythologisierung darin, »die Anstöße hinwegzuräumen, die für den modernen Menschen daraus erwachsen, daß er in einem durch die Wissenschaften bestimmten Weltbild lebt«. »Das eigentliche Problem«, fährt Bultmann fort, »ist das hermeneutische, d. h. die Interpretation der Bibel und der kirchlichen Verkündigung in der Weise, daß diese als ein den Menschen anredendes Wort verstanden werden können«. Kurz, und weniger bombastisch: das eigentliche Problem ist ein Problem der *Propaganda*, wobei Ideen, die einen »modernen« Menschen stören, sorgfältig beiseite zu lassen sind. Das heißt: da der »moderne« Mensch davon überzeugt ist, »daß ein Leichnam nicht wieder lebendig werden und aus dem Grabe steigen kann, daß es keine Dämonen und keine magisch-kausale Wirkung gibt«, muß der Pfarrer in »Predigt und Unterricht« eine nicht-buchstäbliche Auffassung von der »körperlichen Auferstehung Jesu, von Dämonen oder von magisch-kausaler Wirkung« vertreten. Kommentar: So verhunzt man die Botschaft Gottes, um sich den Wissenschaftsgläubigen von heute anzupassen.

11 Details in: Coulter, *Divided Legacy*, New York 1968-1975.

Syndikat

Hans Peter Duerr
Traumzeit

Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation



Etwa 400 Seiten. Großformat. Kartoniert ca. DM 25,–

Inhalt: Hexensalben: Mittel für den Flug zum Sabbat oder für dämonisches Blendwerk?/Von der 'Löwin der Weiber' zu den 'Nachtfahrenden'/Die Vagina der Erde und der Venusberg/Wilde Weiber und Werwölfe/Die Verteufelung der Sinne, vornehmlich der weiblichen/Der Wolf, der Tod und die Insel des Ethnologen/Die verkehrte Welt oder 'Pot in Every Chicken'/A midsummernight's dream?/Angst vorm Fliegen/Die Halbwahrheiten des Coyote oder Castaneda und die Altered States of America/Traumzeit und Traumfahrt/Road Bilong Science.

„Ich schrieb dieses Buch auch aus Enttäuschung und Ärger darüber, was uns heute oft von allerlei Universitätsleuchten ins Hirn geschoben wird. Ich meine Bücher, die nicht nur in schlechtem Deutsch geschrieben sind, sondern in der Sprache von Wissenschaftlern ohne Gesicht, ohne Stimme und ohne Liebe für ihren Gegenstand oder gar für ihren Leser. Es ist die Sprache, mit der junge Stundenten gedemütigt, verdummt und gleichgeschaltet werden . . .

SYNDIKAT Autoren- und Verlagsgesellschaft 6 Frankfurt/M Postfach 174003

Lust am Faschismus

Klaus Theweleit: „Der latente oder offene 'Irrationalismus'-Vorwurf gegen die Anhänger des Faschismus sollte in den **Männerphantasien** keine Rolle spielen. Ich empfand es als irrelevant, was Menschen in bestimmten Situationen irgendeiner Theorie nach zu tun hätten. Mich interessierten die Erscheinungen. Diese zeigen, daß der Faschismus eine anziehende Kraft ausgeübt hat. Hier ging es nicht mehr um Interessen; der Jubel ist kein kalkulierbares Gefühl. Es geht um die Attraktion des Faschismus selbst. Und diese Attraktion ist von Anfang an eine Attraktion der Gewalt. Keinen Zug verschweigen die faschistischen Selbstäußerungen weniger, als diesen zur Gewalt. Sie geht als Voraussetzung in den Sieg des Faschismus ein. Mich interessierte: die Frage nach dem psycho-physischen Gewinn, den eine bestimmte Destruktivität bestimmten Männern einbringt."

Friederike Fecht: „Theweleit übersieht, daß der Begriff der Ausbeutung überhaupt nicht geprägt worden wäre, wenn Marx sich nicht über das Elend der Massen Gedanken gemacht hätte."

Elisabeth Endres: „soll das ein Buch gegen die Nazis sein, oder wird hier die Nazi-Ideologie nicht zu einer faszinierenden Angelegenheit, zu einer irrationalen Form, die sich ein formfeindlicher Irrationaler imaginiert. Womit wir bei der Gefährlichkeit dieses Buches wären. Man könnte die **Männerphantasien** als die privaten Mythen eines Menschen abtun, der es schwer hat. . . Es gehört schon fast zum guten Ton, die neuartige Expedition ins Irrationale als die neue Form der Kreativität zu empfinden. . . Die Droge des intellektuellen Irrationalismus schläfert ein und hilft lediglich den sehr kühl denkenden Machthabern, die sich zur gegebenen Zeit den Irrationalismus zunutze machen. Wie schon gehabt."

Männerphantasien von Klaus Theweleit

Band 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, 612 Seiten, über 200 Abbildungen, DM 25.—, im 40. Tsd.

Band 2: Männerkörper - zur Psychoanalyse des weißen Terrors, 564 Seiten, über 200 Abbildungen, DM 25.—, im 20. Tsd.

Bitte fordern Sie jetzt den neuen Almanach an!

Verlag Roter Stern · Postfach 180 147 · 6000 Frankfurt/Main

Rolf Schwendter
Levitations-Übungen
Zur Realutopie einer befreiten Technik

I Fotografie eines Ist-Zustandes in Ausschnitten

Das Thema einer befreiten Technik nimmt seinen Platz in der zukunftsorientierten Diskussion noch nicht lange ein. Noch vor zehn Jahren war die Technikkritik ein Monopol von zumeist konservativen Naturphilosophen, kulturkritischen Rechtsintellektuellen und naturrechtlichen Kirchenmännern. In diese rückwärtsgewandte Tendenz mündete auch der Strom der technikkritischen Impulse der Jugendbewegung ein. Stimmen wie die des frühen Ernst Bloch, der dazu aufgefordert hatte, den Begriff der »Heimat« zu rehabilitieren, blieben kaum gehörte Töne.
Die Technik der Zukunft betreffend, unterschieden sich Verteidiger und Gegner der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht grundlegend. Die Forderungen nach »mehr und größer« waren wenig bestritten. Die ökologischen Passagen bei Marx (und später gelegentlich bei Bebel) waren aus der Geschichte des Sozialismus schon zu einer Zeit verdrängt worden, als der Ökonomismus Kautskys die dialektische Geschichtsbetrachtung zu überwuchern begann. Das Marxismus-Verständnis der ersten sechzig Jahre des 20. Jahrhunderts machte sich dann ausschließlich an der Frage der Fesselung der Produktivkräfte durch die Produktionsverhältnisse fest. Und schließlich wurde im Begriff der »technisch-wissenschaftlichen Produktivkraft« die soziale »Produktivkraft« des Gattungswesens Mensch auf einen immer enger werdenden (nämlich nur noch technischen) Ausschnitt seiner Entäußerungen verkürzt. Auf diese Weise konnte die Illusion entstehen, daß die Produktivkraft Technik/Wissenschaft als gesellschaftsneutraler Entwicklungsmotor zur Konvergenz der Gesellschaftssysteme führe.
Als exemplarisch für den Ist-Zustand will ich nun vier Haltungen zur Technik skizzenhaft darstellen und kritisieren. Aus dem Rahmen meiner Betrachtung fällt hierbei das reine Schwelgen in unbeschwertem Fortschrittsoptimismus (etwa Herman Kahns) ebenso heraus wie die Technikferne unbeschwerter ökologischer Harmonie (etwa eines Großteils der Landkommunebewegung). Die vier zu skizzierenden Haltungen sind:
- die Vorwegnahme einer biologisch orientierten elektronischen Produktionsform unter sozialistischen Vorzeichen;
- die radikale Ablehnung von Technik überhaupt;

- die unkritische Übernahme bzw. Einfügung ökologischer Elemente in die ostasiatische Naturphilosophie;
- die ausgewählte Übernahme bzw. Einfügung elektronischer Elemente in das Konzept einer zukünftigen ökologischen Produktionsweise.

1. Alexander Bogdanov ist in der marxistischen Heldengeschichte so gut wie ausschließlich in der Rolle des Charakterschurken bekanntgeworden. Die Tatsache, daß er, der in den Jahren nach 1905 zusammen u. a. mit Lunatscharski und (zeitweilig) Gorki einer innerparteilichen Opposition gegen Lenin angehörte, von Lenin in *Materialismus und Empiriokritizismus* als Anhänger Machs, als Empiriomonist, also faktisch als Neukantianer scharf kritisiert wurde, hat dazu beigetragen, daß Bogdanov auch dort kaum rezipiert wurde, wo seine Ideen der Realität eine Generation voraus waren. Sein 1912 erschienenes, 1926 in Moskau immerhin noch einmal aufgelegtes, zweibändiges Buch *Allgemeine Organisationslehre. Tektologie* nimmt, fast 40 Jahre vor Norbert Wiener, die Grundzüge der Kybernetik vorweg.
Das Wesen der Bogdanovschen Tektologie besteht nämlich darin, alle bestehenden Erscheinungsformen (Menschen, Tier, Pflanzen, Maschinen, Organisationen) als organisierte Systeme zu betrachten. Dabei gebührt der Natur die Priorität des Vorbilds:

»Die Natur ist in der Tat der große erste Organisator, und der Mensch ist nichts anderes als eines ihrer organisierten Erzeugnisse . . . Er ist ein Schüler der Natur, und zwar bisher noch ein sehr schlechter.«[1]

Die organisierten Systeme und organisatorischen Methoden stellen grundsätzlich eine »allgemeine Einheit« dar:

»Die Einheit der Organisationsmethoden . . . wird durch die neueste Entwicklung der Technik und Wissenschaft erzwungen . . ., daß jedes Produkt ein System darstellt, das aus materiellen Elementen und Elementen der menschlichen Arbeitsenergie organisiert worden ist, und daß folglich die gesamte Technik eine Organisation der Dinge mit Hilfe der menschlichen Bemühungen im Interesse der Menschen darstellt.«[2]

Dabei gerät Bogdanov schon sehr früh auf die Suche nach einer Gleichgewichtsdialektik, wobei er sich auf die Vorarbeiten Le Chateliers und Georges Darwins stützt. Er interpretiert das Schaffen der Natur als auf den Kampf zwischen Anziehung und Abstoßung zurückführbar: »›Liebe‹ und ›Zwietracht‹ sind die auf die Natur übertragenen Verhältnisse des sozialen Zusammenhangs und des sozialen Antagonismus.«[3] Seine Gegenüberstellung »konjunkter« und »disjunkter« Strukturen[4] erinnert schon stark an Yang und Yin.
Doch schließlich landet auch Bogdanov im Lobgesang der Großtechnologie. Das kommt besonders in seinem utopischen Roman *Der Rote Stern* zum Ausdruck.[5] Hier wimmelt es nur so von Raumfahrraketen, »reichen

Radiumlagern«[6], synthetischen Textilien, technokratischen Visionen. Der »Vorläufer der Systemtheorie«[7] wird trotz aller guten Vorsätze zum Vorläufer genau jener Systemtheorie, die einer befreiten Technik geradezu zuwiderläuft.

2. Die exakte Negation dieser großtechnologischen Hochstimmung stellt jene Einschätzung der Technik als »unbezähmbares Monstrum« dar, deren stringentester wissenschaftlicher Vertreter Jacques Ellul[8] und deren bekanntester literarischer Exponent George Orwell[9] ist.
In dieser Negation der Technik scheint jede Dialektik aufgehoben. Die Technik entsteht irgendwann im 16. Jahrhundert, schreitet gradlinig fort, indem sie immer mehr Lebensgebiete okkupiert, bis sie zur Lebenstechnik wird, die jede Lebensäußerung der Individuen technischer Kontrolle unterwirft. Sprengende Elemente, ja auch nur widersprechende Tendenzen, sind in diesem Bild nicht mehr vorhanden. Dieser schwarzen Technik gegenüber, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur noch schwärzer wird, sieht selbst die Frankfurter Schule wie eine Oase der Hoffnung aus. Bei Orwell, der allerdings seine Ideen aus seinen Erfahrungen mit der sowjetischen Politik während des Spanischen Bürgerkriegs speist, wird sogar die Verschwörung gegen die Technokratie zum technischen Produkt der Machthaber.
In diesem eingeschlossenen, linear-fortschreitenden technischen System ist kein Platz für Alternativen zur Großtechnologie geblieben. Während Ellul (er ist nach 20 Jahren noch immer nicht ins Deutsche übersetzt) in der Bundesrepublik so gut wie unbekannt ist, machen die von Ellul beeinflußten Gegner der Großtechnologie von ihrem »Lehrer« deutliche Absetzbewegungen. Dies gilt etwa für Lewis Mumford, für Ivan Illich und Theodore Roszak.

3. Die Breite der Rezeption ostasiatischer Naturphilosophie ist eine der erstaunlichsten Erscheinungen zeitgenössischer Zukunftsforschung. Sie muß nicht unbedingt fortschrittlich sein. Erinnert sei an den südkoreanischen Sektenführer Moon, der unter dem Zeichen des King das Weltchristentum und die Weltgesellschaft zum apokalyptischen Endkampf gegen den Kommunismus einigen will (und in der Bundesrepublik selbstredend die CSU unterstützt).
Nach ostasiatischer naturphilosophischer Auffassung läßt sich die Totalität durch die aus der ursprünglichen Einheit entäußerten Grundprinzipien Yin und Yang vollständig erklären. Oder, frei nach Lao-Tse: Yin und Yang erschufen die zehntausend Erscheinungsformen. Yang ist hierbei das Prinzip der Attraktion, der Ordnung, der Zeit; Yin das Prinzip der Repulsion, der Entropie, des Raums. Darauf basiert letztlich der Taoismus, die makrobiotische Spielart des Zen-Buddhismus und das *Buch der Wendungen*

(King). Letzteres ist eine Art Interpretationshilfe für eine Matrix, die aus den logisch möglichen $2^6 = 64$ Zeichen besteht. Es wurde auch als Orakelbuch verwendet.

Eine Form der Rezeption bezieht sich auf die ostasiatische Naturphilosophie, um die Subjektivität mit dem Marxismus zu versöhnen. Dies gilt etwa für Dieter Duhm[10] und Rainer Taëni[11]. Ihren Syntheseversuchen mangelt es aber ebenso an jeglicher historischer Dialektik wie denen von Theodore Roszak[12]: dieser macht sich zum Beispiel Gedanken, ob Naturwissenschaftler ein Zusatzstudium über Taoismus betreiben sollten (was er als nicht hinreichend für den Wandel der Technik dann jedoch ablehnt).

Eine zweite Form der Rezeption versucht, Interlinearversionen zwischen zeitgenössischer Wissenschaft und ostasiatischer Naturphilosophie herzustellen. Beispielhaft dafür ist Martin Schönbergers[13] Anstrengung, den I Ching zum Bauplan des Lebens hochzustilisieren, indem er ihn mit den Grundmomenten des genetischen Codes, den Quarkteilchen, der binären Mathematik konfrontiert.

Eine dritte Version rezipiert die ostasiatische Naturphilosophie schließlich indirekt, indem sie – oft seitenlang – kaum verhohlene Yin-Yang-Listen einander gegenüberstellt.

So geht zum Beispiel Magoroh Maruyama vor:

»*Logik des industriellen Zeitalters* (Yang. Anm. des Autors)	*Logik des nach-industriellen Zeitalters* (Yin. Anm. des Autors)
Normung	Entnormung
Homogenität	Heterogenität
Wettbewerb	Symbiose
Hierarchie	Wechselbeziehung
Naturbeherrschung	Einklang mit der Natur
Materielle Befriedigung	Kulturelle Befriedigung
Effizienz	Ästhetik und Ethik
Denken in Kategorien	Denken in sozialen Zusammenhängen«[14]

Oder Reimer Gronemeyer (Auszug):

»*Bürokratische Organisation* (Yang. Anm. des Autors)	*Assoziierte Organisation* (Yin. Anm. des Autors)
definierte Positionen, abgegrenzte Rollen	kurzfristig definierte Positionen und Rollen durch Kollegen
Kontrolle der Rollenerfüllung durch Vorgesetzte	
Kompetenzfestlegung auf Dauer	Kompetenzregelung von Fall zu Fall
ausschließlich vertikale Kommunikation	. . . Bedarfskommunikation«[15]

Das Gemeinsame aller dieser Rezeptionsformen besteht meines Erachtens in der Art und Weise, wie Yin/Yang von außen an andere Sachverhalte

herangetragen werden. Wie die Listen sich jeweils entwickeln, wird nicht einmal angedeutet.

4. Für die vierte Haltung, die Einfügung elektronischer Momente in eine ökologische Produktionsform, ist Gösta Ehrensvärd[16] ein Beispiel. Zunächst prognostiziert er mit den mittlerweile bekannten Argumenten (Rohstoffknappheit, Umweltverschmutzung, Atommüll usw.), daß in 200-300 Jahren wiederum das Niveau einer reinen Agrargesellschaft erreicht sein werde. Das Jahr 2050 wird zur »Pforte zum großen Hunger«.[17] Überleben werden technisch das Fahrrad, das Streichholz, das Glas, das Papier – und der Fusionsreaktor, falls es ihn bis dahin gibt. Wenn aber, so Ehrensvärd, in einer ansonsten ressourcenarmen Welt Energie unbegrenzt zur Verfügung steht, so wird sie vor allem für Traktorenantrieb verwendet werden.
So neu ist diese Idee aber auch wieder nicht. August Bebel schreibt unter Bezug auf Techniker seiner Zeit (Kurt Krohne, K. S. Lemström):

»Die leichte Zuführung und Teilbarkeit der elektrischen Energie, die äußerste Vereinfachung in der Bedienung und in der Instandhaltung der elektrischen Maschinen bilden durchschlagende Vorzüge für die Landwirtschaft mit ihren ausgedehnten Flächen, für deren Kraftversorgung ein dünner Draht genügt.«[18]

Es ist hier kein Platz zu zeigen, in welche Widersprüche zwischen großtechnologischen und ökologischen Gesichtspunkten bereits Bebel geraten muß. So erst Ehrensvärd: das Bild des Chaos, das er für die Zeit nach 2050 entwirft, setzt sich in seinem eigenen unvermittelten Nebeneinander von chinesisch anmutender ökologischer Produktionsform und faustisch-klösterlicher Fusionselektronik direkt fort.
Da bei Ehrensvärd programmatischerweise ohnehin von Befreiung keine Rede ist, sondern von notwendigkeitslogischer Mängelverwaltung, fällt es gar nicht auf, daß seine Ansätze zur Synthese keine Aspekte befreiter Technik enthalten. Die ökologische Produktionsform scheint ihm ohnehin eher eine Art Strafe Gottes für die zwei Jahrzehnte des Überkonsums einer Minderheit als eine Chance der Entfaltung der eigenen Kräfte (für Fremdwortfreunde: der »forces propres«) zu sein. Wo hinter Bogdanov noch der Anspruch der Befreiung der Arbeiterbewegung, hinter Ellul und Orwell noch das Insistieren auf dem Recht des Einzelindividualismus, hinter den meisten Freunden der ostasiatischen Naturphilosophie noch die Erwartung der List des Yin-Yang-Prinzips stehen, bleiben bei Ehrensvärd die uralten Charaktermasken im Hintergrund: Robinson, der wissende Mönch und der hungernde Bauer.

II Auf dem Weg ins Jahr 2043 (und Umgebung). 27 Thesen

1. Meine den folgenden Überlegungen zugrundeliegende These lautet: Ausgangsbedingung einer zukünftigen befreiten Technik ist die *Synthese* der elektronischen Produktionsform und der Rückkehr zur ostasiatischen Naturphilosophie auf höherer Stufe.
2. Unter »Produktionsform« verstehe ich hierbei den Gesamtzusammenhang des jeweils vorherrschenden Moments in der langfristigen Bewegung kapitalistischer Produktionsweise. Diese Bewegung wird, hierin Ernest Mandel folgend, »Akkumulationszyklus« genannt oder auch als »lange Wellen der Konjunktur«, »Kondratieff-Zyklus« etc. bezeichnet.
3. In den zwanziger Jahren entdeckte Nikolai Kondratieff das Vorhandensein langfristiger Wirtschaftszyklen, die während der 50 Jahre ihrer durchschnittlichen Dauer jeweils etwa 25 Jahre lang erst eine aufsteigende, dann eine absteigende Tendenz aufweisen. Daß diese Wirtschaftszyklen von der Bewegung der Akkumulation und, dem folgend, der Profitraten abhängen, hat Mandel in seinem Buch *Der Spätkapitalismus* schlüssig dargestellt.[19]
4. Ernest Mandel, der vom kurzfristigen Auseinanderbrechen des kapitalistischen Wirtschaftssystems felsenfest überzeugt ist, vermeidet es allerdings, die Akkumulationszyklen prognostisch zu nutzen. Nachdem er die Zyklen von 1793 bis 1945 analysiert, und noch die beiden Phasen des elektronischen Akkumulationszyklus (1945-66, 1967-n) untersucht hat, bleibt das Ende des Zyklus (das irgendwann zwischen 1990 und 1995 zu erwarten wäre) schon außerhalb der Fragestellung. Wahrscheinlich sind jedoch weitere Akkumulationszyklen (1993-2043, vielleicht auch noch 2043-2093) vorauszusagen.
5. Die Genesis der elektronischen Produktionsform und ihre Geltung sind auseinanderzuhalten. Bekanntlich verdankt die Elektronik ihre historische Entstehung dem Zweiten Weltkrieg. Und zwar in etwa gleichzeitig (und auch personell vielfach vernetzt) mit der Atomindustrie, dem Aufstieg der Firma IBM, der Kybernetik und auch der Zukunftsforschung (im heutigen technokratischen Verständnis dieser) selbst. Die elektronische Produktionsform, mit Hilfe reichlich fließender Geldmittel der US-Regierung (als Reaktion auf den Zweiten Weltkrieg) rasch entwickelt, fällt jedoch zusammen mit der ökonomischen Notwendigkeit eines Innovationsschubs, der sich dem Fall der Profitraten in der Zeit der Weltwirtschaftskrise verdankt. Wie alle gesellschaftlichen Erscheinungsformen unter kapitalistischen Bedingungen weist sie einen Doppelcharakter auf.
6. Dieser Doppelcharakter drückt sich unter anderem in folgenden Momenten aus: Die elektronische Produktionsform wirkt zugleich zentralisierend und dezentralisierend. Sie wirkt zugleich arbeitsentlastend und hebt die Entfremdung der Arbeit doch auf eine neue Stufe.

7. Das Moment der gleichzeitigen Zentralisation und Dezentralisation kann auf mehreren Ebenen dargestellt werden. Zum Beispiel:
– Auf der Ebene des Einzelkapitals: Die elektronische Produktionsform stellt einerseits das technologische Substrat zur bekannten akkumulationsbedingten Zusammenballung im multinationalen Konzern, und andererseits ermöglicht sie Produktion in dezentralisierten Einheiten, die netzwerkartig miteinander verbunden sind und tendenziell nicht mehr direkter Leitung, sondern bloßer Koordination bedürfen.
– Auf der Ebene des Staats: Die elektronische Produktionsform ist sowohl das technologische Substrat zum datenüberwachten 1984-Staat als auch, wie so verschiedene Autoren wie Victor Zworykin, Helmut Krauch und Hans Magnus Enzensberger nachgewiesen haben, die praktische Ermöglichung einer umfassenden massenweisen Willensbildung.
– Auf der Ebene des Bewußtseins: Die elektronische Produktionsform ermutigt zu Fortschritten auf das unendlich Große hin (das heißt: asymptomische Annäherung an die Totalität als erkenntnistheoretische Utopie), wenn auch aktuell nur in der bornierten Form immer informationsreicherer Systemmodelle, und sie ermöglicht zugleich auch die praktische Präzision des unendlich Kleinen (und läßt dadurch zum Beispiel erstmalig eine systematische Interaktion mit den Mikroben in Frage kommen).
Gleichzeitig wird durch die elektronische Produktionsform eine Freisetzung von Arbeitskraft möglich, die sich negativ, wie derzeit weltweit in der Massenarbeitslosigkeit, niederschlägt, die sich aber auch positiv in der Möglichkeit zu weiterer Arbeitszeitverkürzung und damit zu einer Qualifikationsverbesserung ausdrückt, die allein die Grundlage weiterer Entwicklung sein kann.
8. Wie erwähnt, hat der elektronische Akkumulationszyklus in den frühen vierziger Jahren begonnen, und er wird aller Wahrscheinlichkeit nach in den frühen neunziger Jahren enden. Dies scheint, bei sehr verschiedenen ideologischen und methodischen Grundlagen, eine Art Konsens der Zukunftsforscher zu sein. Fast alle rechnen für diese Zeit mit einer großen Krise. Der Schnittpunkt zwischen den Akkumulationszyklen bzw. zwischen auf- und absteigenden Phasen war immer recht wahrscheinlich für Krisen: ich denke an die beiden Weltkriege und die Serie der Revolutionen von 1848.
9. Als Aufhebung (im dreifachen Sinn des Wortes) der elektronischen Produktionsform bietet sich in der Folge die ökologische Produktionsform an; denn meines Erachtens ist entsprechend ein ökologischer Akkumulationszyklus zwischen etwa 1990/95 und 2040/45 zu prognostizieren.
10. Um mit der ökonomischen Seite zu beginnen: die Profite, die aus den ökologischen Innovationen etwa zwischen 1990 und 2015 zu holen sind, werden gewaltig sein. Das ökologische Insistieren auf einer arbeitsintensi-

veren und weniger kapitalintensiven Arbeit wird den angenehmen Nebeneffekt für das Kapital haben, daß seine organische Zusammensetzung sich wieder ändert und der tendenzielle Fall der Profitrate fürs erste aufgehalten wäre. Ein anschauliches Beispiel: Wenn die Kernenergie als »Übergangstechnologie« ausgedient hat (was im Klartext heißt: zum einen sind die systemsichernden Strukturen für den »Atomstaat« geschaffen, zum anderen sind die zwischenzeitlich gehorteten Patente für alternative Energieformen rentabler als die weitere Atomkraftwerkproduktion), und das soll um 2000 der Fall sein (wahrscheinlich haben die Systemplaner für diesen Zeitpunkt die optimale Rentabilität errechnet), wird es zu einem Riesengeschäft werden, etliche Millionen Gebäude mit integrierten alternativen Energieversorgungssystemen auszustatten.

11. Zum einen basiert die ökologische Produktionsform auf der elektronischen: auf der Möglichkeit dezentralisierter Einheiten, auf dem kybernetisch erfaßten Systemzusammenhang, auf der Präzision des unendlich Kleinen, auf der Möglichkeit zur Massenproduktion. Zum zweiten negiert die ökologische Produktionsform die erstere: im Umschlagen von Überzentralisation ins Streben nach überschaubaren Einheiten; in der Herstellung einer inhaltlichen Totalität, wo der kybernetische Systemzusammenhang seine Elemente als einander äußerliche konstituiert hat; in der teilweisen Rücknahme der Freisetzung von Arbeitskraft; in der Möglichkeit des Umschlagens der Massenproduktion in individuelle Produktion.

12. Zum dritten wohnt der ökologischen Produktionsform, um mit Ernst Bloch zu sprechen, die Latenz-Tendenz inne, das technologische Substrat zu stellen

– im antagonistischen Fall für eine Gleichzeitigkeit von Widerspruchslogik und Gleichgewichtslogik;

– im nicht-antagonistischen Fall für die Ablösung der Widerspruchslogik durch die Gleichgewichtslogik, also auch der des Widerspruchs Mensch-Natur durch eine Kooperation Mensch-Natur.

Womit wir bei der Frage der ›Formbestimmung der Gleichgewichtslogik‹ als Überbau im nicht-antagonistischen Fall wären, der denn auch mit der Basis zusammenfiele: eben dem, was ich eingangs als »Rückkehr zur ostasiatischen Naturphilosophie auf höherer Stufe« erwähnt habe.

13. Als der Zukunftsforscher Johan Galtung aus der VR China zurückkam und Teilnehmern eines futurologischen Seminars die Dialektik derselben veranschaulichen wollte, zog er zwei Linien. Die längere führte vom I Ching zu Leibniz, von da zu Hegel, dann zu Marx, dann zu Mao-Tse-tung. Die kürzere führte direkt vom I Ching zu Mao-Tse-tung.

Es ist erwiesen, daß Leibniz vom I Ching Kenntnis erhalten hatte und dadurch seine Entwicklung der binären Arithmetik bestätigen konnte. Ebenso ist bekannt, daß Hegel in seiner Philosophiegeschichte die ostasiati-

sche Naturphilosophie sehr abwertend behandelt hat – historisch durchaus stimmig: was hätte Hegel in seiner Sicht der Weltgeschichte und noch vor Beginn der Akkumulation des Kapitals in Deutschland auch mit ostasiatischer Naturphilosophie anfangen können? Diese Beurteilung mag wohl bis heute (bei grundlegend geänderter historischer Situation) in marxistischen Kreisen nachgewirkt haben: da gilt es im allgemeinen als unfein, über ostasiatische Naturphilosophie zu reden.

14. Wie ich schon im ersten Teil kurz erwähnt habe (Duhm, Roszak, Taëni, Maruyama, Schönberger), erlebte die ostasiatische Naturphilosophie in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine zunächst überraschende Renaissance bei sehr verschiedenen Leuten aus sehr verschiedenen Richtungen. Mao Tse-tung hat sein Denkmal der Self-Reliance, »Yu Güng versetzt Berge«, nahezu wörtlich aus der klassischen Schrift Liä Dses »Quellender Urgrund« übernommen. Die Physiker Yang und Lee haben Yang und Yin zur Grundlage ihrer nobelpreisheischenden Entdeckung der Anti-Materie gemacht, und Galtung hat es mit seiner Entwicklungstheorie von Zentrum und Peripherie kombiniert. Das Gleichgewicht dieser Dualität und ihre Übergänge erscheinen auch in den eifrig produzierten psychologischen und populärmedizinischen Büchern, in welchen es von A-Typen und B-Typen nur so wimmelt. (Etwa beim Biologen Walther Birkmayer, bei dem Yang in der Gestalt des Sympathicus und Yin in der Gestalt des Parasympathicus auftritt.) Paul Feyerabend erwähnt Marxismus und I Ching im gleichen Atemzug als kontextabhängigen Rationalismus. Die Liste ließe sich lange fortsetzen.

15. Gleichzeitig (wenn auch viel weniger systematisch) erfolgt seit einigen Jahrzehnten ein Aufschwung der Ethnologie, des Interesses an Verkehrs- und Vergesellschaftungsfunktionen und am Verhältnis zur Natur der Indianer, der Polynesier, afrikanischer Stämme, der Schamanen und Hexen. Hier ließe sich eine ähnliche Liste erstellen. Nicht zu vergessen ist, daß Paul Goodman sich als einen »neusteinzeitlichen Konservativen« begriffen hat, daß Nigel Calder ein wiederentstehendes Paradies der Jäger und Sammler vor sich sieht (allerdings unter sehr haarigen Zusatzbedingungen), daß Ernest Bornemann eine Rückkehr zu strukturellen Elementen der matrilinearen Sippengesellschaft anvisiert.

16. Bei allen Genannten können wir sicherlich jede Menge Ideologiekritik treiben und ihre Widersprüche darlegen; dies habe ich im ersten Teil ja auch exemplarisch versucht. Jedoch unterstellt, daß die erwähnten Erscheinungsformen einen gemeinsamen logischen Ort haben (und ich muß hier die – sekundäre – Funktion des Weltmarkts vernachlässigen, Ideologien räumlich herum- und durcheinanderzuwirbeln), so ist zu fragen, was der materielle Kern für ihr gehäuftes Auftreten sein könnte. Als mögliche Antwort ergibt sich, was *Il Manifesto* die »Notwendigkeit des Kommunismus«

nennt (Kommunismus im Sinne des Marxschen Wortgebrauchs, nicht im Sinne der diversen Nachfolger von Lenin und Stalin). Ich würde es vorziehen, von einer »Authentizität des Kommunismus« zu sprechen, denn der Begriff der »Notwendigkeit« suggeriert einen linearen Fortschritt der Geschichte, der die historisch allemal gegenwärtige alternative Möglichkeit, nämlich die der Barbarei, tendenziell unterschlägt.

17. Spätestens nämlich beim prognostizierten Übergang zur ökologischen Produktionsform kreuzen sich zwei Spiralen. Zum einen die der in Akkumulationszyklen dargestellten innerkapitalistischen Entfaltung von der Negation des Feudalismus bis zur gleichzeitigen Freisetzung der möglichen Grundlagen einer befreiten Gesellschaft und der möglichen vollständigen Weltzerstörung. Zum anderen die der durch die Entwicklung der Produktivkräfte selbst hervorgetriebenen Rückkehr zur vorentfremdeten Gesellschaft auf höherer Ebene. Eine solche Gesellschaft, in deren Kontext erst die Praxis einer befreiten Technik sinnvoll möglich wäre, erfordert eine nicht-antagonistische Gleichgewichtsdialektik, deren materielle Grundlage die Ökologie als Aufhebung der elektronischen Produktionsform wäre. Demgegenüber stellen die bisherigen Überlegungen, von Marx' früher Anmerkung zur Geschichte als einem wirklichen Teil der Naturgeschichte selbst und zur Gesellschaft als einem durchgeführten Humanum der Natur, über Bogdanovs monistische Idee von der Natur als großem ersten Organisator und vom Menschen als ihrem Schüler, bis hin zu den Vorstellungen der zeitgenössischen Subkulturen, etwa dar, was mit einem Wortmonster als »resurrectio praecox« bezeichnet werden könnte (für Fremdwortgegner: »eine etwas vorschnelle Auferstehung«).

18. Schließlich muß (wiederum verkürzt) überprüft werden, inwieweit Momente einer befreiten Technik heute schon diskutiert werden, und inwieweit die Ökologie auch tatsächlich die Funktion hat, die ihr hier zugeschrieben worden war. Daß es sich unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts um einen sehr widersprüchlichen Prozeß handeln muß, ist vorauszusetzen. Bogdanov, der die Natur soeben noch als Lehrmeisterin gelobt hat, ergeht sich in Utopien über die Unterjochung der Natur. Selbst Ernst Bloch, geradezu als der Heldenvater der »natura naturans« (für Fremdwortgegner: etwa »die sich selbst hervorbringende Natur«) bekanntgeworden, singt in den fünfziger Jahren im *Prinzip Hoffnung* Hymnen auf die Großtechnologie, wie sie heute am linken Spektrum nur noch von der Europäischen Arbeiter-Partei angestimmt werden: »Einige hundert Pfund Uranium und Thorium würden ausreichen, die Sahara und die Wüste Gobi verschwinden zu lassen . . . Grönland und die Antarktis zur Riviera zu verwandeln.«[20]

19. Zum einen ist das auch schon bei Marx erwähnte recycling (»Die Exkremente der Produktion« in: *Kapital* III) eine Keimform der befreiten

Technik. Unzweifelhaft ist die Natur hier Objekt, wird aber als solche wenigstens ernstgenommen. Gleichzeitig ist das recycling das technologische Substrat zur inhaltlichen Verschmelzung vorher auseinanderfallender Produktionsprozesse, die aufgrund der Akkumulation bis hin zu den Konglomeraten erst formal vernetzt worden sind.
Darüber hinaus zeigt die Idee der »mittleren Technologie« (wiederum kein Zufall, daß sie von E. F. Schumacher zur »*buddhistischen* Wirtschaft« stilisiert wird[21]) eine Möglichkeit an, die erst auf ihren Begriff zu bringen wäre. Vorerst ist die mittlere Technologie aber weithin eine kleine Technologie.
In die Richtung dieser Synthese verweisen auch verschiedene Beispiele aus der chinesischen Kulturrevolution. Am bekanntesten ist die »mittlere Medizin« geworden, der Versuch einer Synthese aus Naturheilverfahren und Großmedizin. Der Sammelband *Eins teilt sich in zwei* ist voll von Beispielen der geplanten Auswirkungen nicht-antagonistisch-dialektischer Überlegungen im materiellen Produktionsprozeß, wobei sicher eine Menge Empirie hinzuzutreten hätte, sollen Sammelbände dieser Art ihren Märchenbuchcharakter verlieren. (Man kann nur wünschen, daß der Band nicht in der Zwischenzeit als »Machwerk der Viererbande« oder etwas ähnliches »entlarvt« worden ist.)
Schließlich deutet der langfristig sogar von Konzernseite beabsichtigte Wandel zu den natürlichen Energiequellen hin einen Wandel in der Struktur der Ausbeutung der Natur selbst an: die Rückwendung von der zweiten, vom Menschen produzierten, Natur zur unmittelbaren Verwertung der ersten Natur.
20. Es gibt auch futurologische Diskussionen, die auf eine schlechte Aufhebung des Widerspruchs zwischen Mensch und Natur hinauslaufen. (Noch die subkulturelle Rede vom »Zeitalter des Wassermanns« erinnert immerhin an die Astrologie als eine bornierte Formbestimmung des Natursubjekts.)
Als Beispiel hierfür mag uns zum einen die Diskussion um den »Kyborg« dienen. »Kyborg« heißt »kybernetischer Organismus«. Darunter wird ein Wesen verstanden, das gleichzeitig aus menschlichen und maschinellen Bestandteilen besteht. Spielte diese Vorstellung schon seit jeher im Mythos vom Natursubjekt eine Rolle (etwa in der Abfolge Golem, Zauberlehrling, Frankenstein, Roboter), so ist sie mit den neueren elektronischen und biologischen Entwicklungen in der Tendenz machbar geworden. Hier wird aber das Natursubjekt wiederum als Objekt produziert, und zwar, im Falle des weiteren Fortbestehens eines kapitalistisch organisierten Weltsystems, als wahrscheinliche fünfte reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital. Diese Innovationen wären von so weitreichender (auch machtpolitischer) Bedeutung und auch so außerordentlich profitabel, daß sie voraussichtlich

einen bionischen Akkumulationszyklus begründen würden. Dieser Zyklus könnte von etwa 2040 bis 2090 ausbrechen. Wie er allerdings anderswohin einmünden könnte als in die Barbarei, vermag ich nicht abzusehen.

21. Ähnliches gilt für die Genetik. Ihre negativen Momente sind gerade in Deutschland zur Zeit des Faschismus überdeutlich hervorgetreten. Doch könnten auch positive Momente erscheinen. Die biblische Metapher der befreiten Natur, der neben dem Lamm liegende Löwe, erscheint ebenso machbar wie die Vorstellung des großen utopischen Sozialisten Charles Fourier, nach welcher der Anti-Löwe Verkehrsmittel zieht. Denn, so ließe sich zynisch sagen, das Gattungswesen Löwe ist mittlerweile so dezimiert worden, daß die genetische Veränderung einer ganzen Löwenpopulation nicht im Bereich des Unmöglichen läge. Doch selbst in diesem Falle wäre, um den Diskurs mit dem gebotenen futurologischen Ernst weiterzuführen, ein gründliches »technology assessment« (für Fremdwortgegner: »Vorwegüberprüfung der wahrscheinlichen technischen und sozialen Folgen einer angestrebten technischen Maßnahme«) des neuen Löwen erforderlich. Zum Beispiel würde sich sofort das Problem stellen, ob nicht Löwen und Lämmer sodann *gemeinsam* soviel Pflanzen verzehren würden, daß die Entstehung neuer Sahel-Zonen unausweichlich wäre.

22. Naheliegenderweise spielt im Diskurs der bürgerlichen Zukunftsforschung die positive Bestimmung einer befreiten Technik (als ideelle Vorwegnahme der genannten Synthese) längst nicht die Rolle wie die schlechte Aufhebung des Natursubjekts. Es ist wahr: die große Zeit der elektronischen Utopien ist im Moment vorbei, und in einer Mischung von Hoffnung auf langfristige Profite und schlechtem Gewissen schlummern die technokratischen Manuskripte ihrem Auferstehungstag um 1990 entgegen. Geblieben ist als Denkmal dieser Zeit Herman Kahn (der die Atomkraftwerke ähnlich beurteilt wie dereinst die Weltkriege: bei einigen Dutzend Millionen Toten wird doch die Welt nicht gleich untergehen) und als Agitationssignal fürs nächste Atemholen der »Krieg der Sterne«. Doch stehen im derzeitigen Oberwasser der Zukunftsökologen Erscheinungsformen des einfachen Lebens im Vordergrund: nach Biogas und Sonnenkollektoren (die Kontroverse zwischen großtechnologischen und kleintechnologischen Sonnenverwertern präludiert die realen Kämpfe der späten achtziger Jahre) steht die Phantasie meistens still. Auf die Ausnahmen, die besonders Robert Jungk[22] und Frederic Vester[23] fleißig zusammengetragen haben, bezieht sich das im folgenden Gesagte.

23. Die biologische Produktion spielt von alters her eine gewisse Rolle: ich erinnere an die Brot- und Bierproduktion. Ihre Vermassung, eine Art »biologische Produktion auf zunehmender Stufenleiter«, spielt in der Debatte derzeit die vergleichsweise größte Rolle. Da ist von bakterienreichen Molasseabfällen die Rede, die ölverschmutzte Abwässer reinigen; von

Direktumwandlung des Viehherden-Dungs mit Hilfe hitzebeständiger Bakterienstämme in ein eiweißreiches neutrales Pulver; von Lehmbaum, Chinabeere und Knoblauch als Mittel, Pflanzen vor Schädlingsbefall zu schützen; von Klärwerken, die auf Algenbasis arbeiten. Aus Menschenkot und Glasscherben wird eine Art Keramik, die einen feuerfesten Baustoff für Fliesen, Ziegel und Kacheln abgibt. Aus Müll werden Blocksteine. Bakterien produzieren Kupfer, Schwefel und Phosphor, verwandeln Gifte in harmlose Stoffe, verwandeln Holz in Zucker und den Rest in Aktivkohle und erzeugen durch den Abbau von Fruchtfleisch in Kokosnüssen Strom.
Zur organisatorischen Zusammenfassung meint Frederic Vester: »Die Vorstellung von Zellen als komplette Fabrikationsbetriebe gewinnt durch die Biotechnik allmählich konkret an Gestalt.«[24] Es handelt sich um »die latente Anlage sämtlicher möglicher Entwicklungen in kleinster Form, also . . . als Keimzelle, die sich durch begrenztes Wachstum und anschließende Teilung multipliziert«[25]. Die Formbestimmung der Interaktion zwischen Mensch und Natur stellt sich also dar als menschlich-gesellschaftliche Aufgabe der Erstellung des Planungszusammenhangs, in dem die natürlichen Elemente wirken, wie sie es sonst auch täten.
24. Zum zweiten wird in der Zukunftsforschung die Frage menschlicher Kommunikation mit Tieren und Pflanzen diskutiert. Um mit ihnen zu kommunizieren, muß der Mensch imstande sein, ihre Kommunikationsweisen zu verstehen. Daß im Verständnis der Kommunikationsweisen einer Vielzahl von Tieren Fortschritte gemacht worden sind, kann als bekannt vorausgesetzt werden – hierüber erscheinen gelegentlich schon populäre Fortsetzungsreihen. (Dabei darf die Erwähnung nicht vergessen werden, daß den Ausgangspunkt dieser Forschung – z. B. bei den Delphinen – wieder einmal Rüstungsinteressen bilden.)
Möglicherweise weniger bekannt sind die Untersuchungen (etwa von Tomkins und Bird) zur Pflanzenphysiologie. Darin sind mittels elektronischer Meßgeräte vergleichsweise differenzierte Reaktionen und Verhaltensweisen von Pflanzen (z. B. Lust- und Unlustgefühle) bestimmt worden. Zu erinnern ist jedoch daran, daß auch dies nichts grundsätzlich Neues ist. Mehrere Autoren (am populärsten ist der kalifornische Ethnologe und Romancier Carlos Castañeda geworden) führen an, daß bei den Indianern große Mühe darauf verwendet wurde, Kräuter nur dann zu pflücken, »wenn sie nicht schreien«. So läge die »mittlere Technologie der menschlichen Kommunikation mit Pflanzen« wahrscheinlich darin, sowohl alte Stammeserfahrungen als auch neue elektronische Untersuchungen auszuwerten, um das vorläufige Ergebnis weiterzuentwickeln. Erst durch bessere Kenntnisse der Ausdrucksstrukturen in der organischen Natur kann die Ausgangsbasis für eine Kooperation zwischen Mensch und Natur gewonnen werden, die diesen Namen auch verdient.

25. Des weiteren hat sich die Frage gestellt, wie die anorganische Natur in eine Kooperation einbezogen werden könnte. Die »Dybbukologie« erscheint so geradezu als Negation der oben erwähnten Kyborgs. Unter »Dybbukologie« wird ein Verfahren verstanden, in dem sich evolutionäre Maschinen, großteils elektronische Zellen, unter Interaktion mit organischer Natur bzw. unter Zugabe bestimmter Rohstoffe, selbsttätig weiterentwickeln. Hierzu gehören auch natürliche Systeme, die unter bestimmten Zusatzbedingungen selbsttätig produzieren können. Der Name stammt von Richard Landers, dessen künstliche Zellen, die »Dyblocks«[26], ihre Kräfte aus elektromagnetischen Feldern, Sonnenlicht oder Feuchtigkeit beziehen, sich selbständig vermehren, absterben und dann vom Trägersystem ersetzt werden. Als Beispiel kann etwa ein Autoreifen genannt werden, der seine »Verletzungen« selbst »ausheilen« kann. Als vorläufige Realutopie nennt Warren Brodey ein Auto, das sich zu fahren weigert, wenn der Lenker besoffen ist.
Eine gelungene Parodie auf diese Bestrebungen, gleichzeitig eine Warnung davor, was unter den Bedingungen kapitalistischen Verwertungsprozesses daraus werden könnte, stellt Anatol Dneprows science-fiction-Erzählung »Krebse gehen auf der Insel um« dar. Aus verschiedenen Bestandteilen bauen sich synthetische metallfressende Krebse auf. Es ist eingeplant, daß, sobald es kein anderes Metall mehr zu fressen gibt, die Krebse sich gegenseitig auffressen, um aus dieser sozialdarwinistischen Konkurrenz die optimale Kombination zu erzielen. Ein solcher Monopol-Krebs entsteht dann auch: in Ermangelung eines anderen Metalls tötet er den leitenden Wissenschaftler, um an seine Zahnplomben heranzukommen. In der negativen Utopie fällt der Dyblock wieder mit dem Kyborg zusammen.
26. Schließlich gewinnt, unter verschiedenen Aspekten, in der Diskussion der Gegenstand an Boden, den Ernst Bloch als »Willenstechnik«[27] bezeichnet hat. Der Begriff der Energie ist sicherlich eines der vorwärtstreibenden Momente des Natursubjekts. Es kann als wahrscheinlich gelten, daß es in den Naturkörpern selbst bislang noch unentdeckte Energieformen gibt, für die »élan vital«, »Libido«, »Orgon« etc. nur vorläufige, ideologisch belastete, wenig präzise Begriffe darstellen. Nicht zufällig betreiben die militärischen (wieder einmal) Forschungsinstitutionen sowohl der USA als auch der Sowjetunion vehement Psi-Forschung (also Forschung der außersinnlichen Wahrnehmung). Ebenfalls kein Zufall scheint zu sein, daß die Richtung der Transzendentalen Meditation in neuester Zeit ihre Agitation auf der Grundlage der Behauptung betreibt, durch Willenstechnik die Schwerkraft überwinden zu können. (Die Zukunftsforscher Gordon und Helmer haben schon 1966 aufgrund einer Delphi-Umfrage behauptet, es würde im 21. Jahrhundert wahrscheinlich möglich sein, die Schwerkraft praktisch

aufzuheben.) Auch das wissenschaftliche Interesse an Akupunktion, Yoga, Psychosomatik (etwa des Krebses) weist in diese Richtung.
Wie überstiegen auch immer die Hoffnung der verschiedensten Richtungen auf neu zu entdeckende organische Energieformen sein mag, so scheint mir doch festzustehen, daß eine weiterreichende Entdeckung in diesem Bereich für die Kooperation zwischen Mensch und Natur folgenreich wäre.
27. Reaktionen auf einen Vortrag, den ich zu diesem Thema neulich hielt, veranlassen mich, zu versuchen, ein naheliegendes Mißverständnis auszuräumen: Im oben Gesagten ist die Rolle des »objektiven Faktors Subjektivität« (Rudolf zur Lippe) methodisch so strikt wie möglich ausgeklammert. Daraus folgt, daß ich, wie bei futurologischen Prognosen üblich (etwa auch der Friedrich Engels' zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges), das Entstehen neuer Akkumulationszyklen, Produktionsformen etc. unter der Bedingung von »Vorgeschichte« formuliere. Also unter der Bedingung weiteren naturwüchsigen Fortwälzens eines kapitalistischen Weltsystemzusammenhangs, mit der unabweisbaren Möglichkeit elektronischer, ökologischer, bionischer Barbarei. Dabei ist die Funktion der Prognose nicht, die ökologische oder bionische Produktionsform zu einer neuen Ausdrucksform des Hegelschen »Weltgeists« zu erheben, sondern durch Hinweis auf die Möglichkeit ihres Eintretens Menschen die Ermutigung zu geben, anders zu handeln.

III Föhrenwalder Bruchstücke aus dem Jahre 2056[28]

». . . die Zeit der kruden Wismut-Versuche ist vorbei. Gift ist Gift geblieben, und die Pflanzen haben ihren Unmut darüber genauso zu äußern versucht wie die mit Valium vollgestopften Mitteleuropäer um 2015. In den Jahren nach 2040 hat eine ›Bewegung zum materialistischen Studium der Homöopathie‹ eingesetzt. Kurze Zeit danach war es verpönt, überhaupt eine Substanz mitzuverwenden, der giftige Wirkungen zugeschrieben wurden: eine Übertreibung. Erst die Wiederentdeckung sektiererischer Schriften aus dem 20. Jahrhundert hat uns zu ersten Ansätzen einer ›mittleren Dybbukologie‹ geführt. Aber auch das wäre sicher nicht so schnell gegangen, wenn nicht in Provoland ein gemischtes Team von Linsenschleifern, Hara-Mana-Forschern und Physikern in dem, was früher die Freizeit genannt worden wäre, das Kirlian-Elektronenmikroskop weiterentwickelt hätte. Nun ist mit der Kartierung des Wissens begonnen worden: zwischen den in bunten Skizzen eingeschlossenen Molekülen wurden die Spiralen eingezeichnet, die die Zugaben von kleinsten Einheiten planbar werden lassen . . .«
». . . habe versucht, mich in den Baumterminal zu levitieren, in dem Agatha schon seit einer Stunde sitzt, aber meine Konzentration hat wohl nichts

getaugt, wahrscheinlich war mein Orgasmus heute morgen zu zerbrochen, wohl durch den subrealistisch kritisierten Streß. Also hau' ich mich die acht Meter in den Levitationsersatzfahrstuhl, in dem mich die kupfergestärkten Blätter mit ihrem Meter Durchmesser von Blatt zu Blatt hinaufschnellen, gestützt durch ein Geflecht von bambusierten Ästen . . .«

». . . da das Subjekt (ich habe halt meinen Nachman studiert) immer hintenrunterfällt, wenn es zuviel an die Technik denkt und zuwenig an sich selbst, und ich dann morgen wieder die acht Meter nicht raufkomme (das ist so wie beim Goldsucher, der an kein Känguruh denken darf: oh, diese vielen Känguruhs . . .), muß ich an meine eigenen Schwierigkeiten denken. Übungshalber habe ich mir vorgenommen, mein Logbuch für die Arbeitsgruppe Technik in der Schrift der letzten siebziger Jahre zu schreiben: sonst kann ich diese womöglich morgen nur schwer im sprachgeschichtlichen Kurs darstellen. Das fällt mir schwerer, als ich erwartet habe: schon die Sprache wird holprig, voll von Füllwörtern und in der Suche nach einem Ende. Im Schriftwandel von 2048, wie soll ich das nur schreiben, haben die Buchstaben von früher, einige der Formeln, einige der Piktogramme sich eingekleidet in das, was uns beschäftigt, in die Blätter, in die Blüten, in die Wurzeln, in die Zweige, in das Geflecht, und die Farbe kann das ausdrükken, was wir zu fühlen versuchen . . .«

». . . also, jetzt bin ich endlich im Baumterminal. (Daß ich noch immer ›endlich‹ denke . . .) Vielleicht wird es leichter gehen, wenn wir die vorübergehenden Stufen entfaltet haben, aber bis jetzt erreichen die erst eine Höhe von zwei Metern, und was darüber hinausgeht, endet sicherheitshalber wie der Turmbau zu Babel. (Das ist der Versuch, daß sich Korallen aus Bröckelbeton in Zellen mit Hilfe von Eisenfeilspänen in der Form von Ameisenstraßen erheben.) Im Baumterminal fühle ich mich meistens sehr wohl: als ob sie es von handgemachten kalifornischen Holzhäusern gelernt hätten (und wir haben etwas daraus gelernt), erreichen hier die bambusierten Äste die größte Dichte ihres Geflechts. Sie sterben nicht ab, wie früher, sie erreichen durch Zugaben ihre größte Verwendbarkeit, während die Stämme weiterleben. Vernestet durch den Kitt künstlicher Mauersegler und ausgekleidet mit Samt, den Bienen aus Raps herstellen (dabei fiel noch die Ernte im Vorjahr aus, als es den Bienen zu kalt wurde). Nur noch das gebogene Glasfenster erinnert an Großvaters Technik, und sicherlich auch die technischen Teile des Terminals . . .«

». . . wenn nur nicht immer die vegetarischen Katzen die jungen Blätter anknabbern würden, bevor sie zum Fahrblatt ausgewachsen sind. Wenn wer von uns da oben ist, ist es ja noch gut. Agatha oder ich, oder wer sonst im Baumterminal sitzt, wir spüren ja die Katzen, und wenn wir sie ansehen, lassen sie das Blätterknabbern bleiben. Aber in der Nacht ist bestenfalls mal ein Astronom oben, und der schaut ja in die Sterne . . .«

». . . im Baumterminal spüren wir nicht nur die Katzen und die Blätter, wir spüren auch die Sonne und den Wind, die Heftigkeit des Regens und manchmal auch die Wasseradern unter der Erde. Angenehm zu wissen, daß der einzige Wettbewerb, der uns geblieben ist, der mit unseren Seismographen ist. Ich gebe meine Widersprüche zum Seismographen an die Leute am Elektrospeicher, die Windmühlen Richtung Nordwest speicherbereit zu machen . . .«

». . . haben die zwei Volkscomputer in den letzten Jahren selbst gebaut. In meiner Jugend sollen noch die älteren Ingenieure über diese Gedanken den Kopf geschüttelt haben: zu filigran für Radiobastler. Aber wir wollten ja mit den Maschinen nicht rechnen, wie wir zum Mond fliegen wollen. Zweimal gingen uns die Volkscomputer kaputt, weil die Temperatur im Raum zu warm war, bis wir imstande waren, eine transportable Drehwärmepumpe dazu zu konstruieren. Wärmepumpen waren ja zuvor bei uns verpönt, wegen der möglichen Klimaveränderung. Aber so konnten wir tagsüber die Computerräume kühlen, dadurch wurde der Boden warm, und in der Nacht, als die Computerräume ohnehin kühl genug waren, einige Schlafräume wärmen, dadurch wurde der Boden kühl . . .«

». . . lange überlegt, ob ich meine Windbeobachtungen per Griffel oder per Hara-Mana an die Leute am Volkscomputer durchgeben soll; habe mich dann doch für den Griffel entschieden. Wenn ich schon zuvor nicht levitieren konnte, wird meine Informationswahrscheinlichkeit heute nicht sehr hoch sein . . .«

». . . Hara-Mana noch nicht sehr lang. Vielleicht wäre es schon früher gelaufen, wenn sich die Leute, die davon einen Zipfel in der Hand hatten, an einen Tisch gesetzt hätten. Zu bedenken ist auch, daß die vorige Generation nach der Katastrophe von Biblis und beim dezentralen Aufbau des Sozialismus andere Sorgen hatte. 2045 erfolgte die Entdeckung dieser neuen Energieform gleich an zwei Stellen fast gleichzeitig. In Oakland verfaßte Sam Rosenholz seine ›Allgemeine Theorie des Elektrons‹. In seiner Jugend hatte er noch an der Auswertung der Marineversuche zur außersinnlichen Wahrnehmung teilgenommen, war aber dann aus dieser Arbeit ausgeflippt, als er sich der nicht-friedlichen Nutzung der Ergebnisse bewußt wurde. Er zog sich in eine Landkommune zurück und befaßte sich an den langen Winterabenden mit Ethnologie, Bergson, Freud, Reich und den Archiven der parapsychologischen Gesellschaften. Nachdem er im Alter von 72 Jahren von der körperlichen Arbeit freigestellt worden war, verfaßte er seine grundlegende, allerdings sehr abstrakte Niederschrift. Auf dem 24. interkulturellen Treffen in Auroville entdeckte, eher erfahrungsorientiert, eine Projektgruppe von brujos, Schamanen, Yogis und Medizinmännern die in etwa gleichlautenden ›Grundlagen des Hara-Mana‹. Nach nicht immer erquicklichen Diskussionen zwischen den Anhängern der beiden Versionen

scheinen sie sich nun international auf den Begriff des ›Hara-Mana‹, wegen der Besorgnis des Kulturimperialismus, geeinigt zu haben . . .«

». . . Agatha über den Terminal das Ersuchen bekommen, die Kooperationsmöglichkeit der Karotten herauszufinden. Das ist nun ein besonderes Problem, und da sind auch in den elf Jahren jede Menge Fehler gemacht worden. Die Entdeckung des Hara-Mana gab zunächst großen Auftrieb: die Flugsutren wurden abgeändert und es wurden vollkommen neue Hara-Mana-Akkumulatoren gebaut. Aber wir glaubten auf einmal, alle Probleme, auch die, die durch uns selbst entstehen, durch Hara-Mana lösen zu können, und das war falsch. Die ersten Sprachrechenbiologen kamen und glaubten, Hara-Mana in die ihnen vertrauten Zahlen übersetzen zu können. Für die barfüßigen Seelenredner wiederum war schon ein Wort wie ›Informationswahrscheinlichkeit‹ etwas, das in der Geschichte als ›Sünde gegen den Geist‹ bezeichnet worden wäre. Ähnlich zum Beispiel bei den Karotten. Anfangs leisteten wir uns die Unsitte, sie zu ernten, wenn ihr Hara-Mana stark war. Wir redeten mit den Karotten, aber sie hörten nicht zu. Wir legten den Karotten Elektroden an, aber ihr Hara-Mana wurde schwächer, wenn sie die Dinger auch nur wahrnahmen. Bis die Produktionseinheit Larzac Elektroden entwickelt hatte, die die Karotten als Partner akzeptierten, dauerte es weitere fünf Jahre. Heute wissen wir: mit den Karotten ist erst zu reden, wenn ihr Hara-Mana zuerst trotz der Elektroden stärker wird, und dann erst schwächer. Denn . . .«

». . . Deshalb habe ich den Sonnenmagnet eingestellt. Eine Zellenstraße bewegt sich langsam und über das Wurzelwerk holpernd vom recycling-Rohr des Volkscomputers zum Fuß des Baumterminals. Beladen mit Eisenfeilspänen, die die Bröckelbetonzellen füttern. Die Stiege baut sich wiederum langsam auf . . .«

». . . die Sonne wärmt den Rapsbienensamt, ich notiere eine Empfindung, daß es Zeit für die Literaturgruppe ist, für den Fall, daß es eine Hara-Mana-Information ist, leider fühl' ich mich, Nachman sei Trauer, im Baumterminal immer noch wie im Mutterleib, Agatha kommt zurück, sagt, daß mit den Karotten heute nichts anzufangen ist: sie schreien . . .«

». . . die Wellen schlagen auf dem Bildschirm des Terminals wirklich wild aus, also wird es morgen mittag eher Curcuma-Nüsse geben, ich deute dies den Leuten am Volkscomputer an. Dann lege ich mich in die Stellung des Embryos und gleite von Blatt zu Blatt den Baumterminal hinunter, bis ich bei der wachsenden Stiege angelangt bin. Sie hat die Höhe von zwei Meter zwanzig erreicht, und diesmal bleibt sie stehen.«

Anmerkungen

1 Alexander Bogdanov, *Allgemeine Organisationslehre. Tektologie*, Band 1. Moskau 1926, S. 21.
2 Op. cit. S. 4
3 Op. cit. S. 137.
4 Op. cit. S. 181-184.
5 Alexander Bogdanov, *Der Rote Stern*, 2. Aufl., München 1974.
6 Op. cit. S. 59.
7 Günther Maschke, »Bogdanovs Warnung«, in: op. cit. S. 139.
8 Jacques Ellul, *The technological Society*, New York 1964.
9 George Orwell, *1984*, Zürich 1948.
10 Dieter Duhm, *Der Mensch ist anders*, Lampertheim 1975.
11 Rainer Taëni, *Latente Angst: das Tabu der Abwehrgesellschaft*, Hamburg 1976.
12 Theodore Roszak, *Where the Wasteland Ends*, New York 1973.
13 Martin Schönberger, *Verborgener Schlüssel zum Leben*, Frankfurt 1977.
14 Magorah Maruyama, »Wir brauchen eine nachindustrielle Logik«, in: Gottfried-Duttweiler-Institut (Hrsg.), *Experimente*, Frankfurt 1976, S. 111 ff.
15 Reimer Gronemeyer, *Integration durch Partizipation?*, Frankfurt 1973, S. 16 ff.
16 Gösta Ehrensvärd, *Nach uns die Steinzeit*, München 1973.
17 Op. cit. S. 42.
18 August Bebel, *Die Frau und der Sozialismus*, Berlin (DDR) 1964, S. 464 f.
19 Ernest Mandel, *Der Spätkapitalismus*, Frankfurt 1972.
20 Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Band 2, Frankfurt 1959, S. 775.
21 Ernst F. Schumacher, *Es geht auch anders*, München 1974, S. 81 ff.
22 Robert Jungk, *Der Jahrtausendmensch*, München-Gütersloh-Wien 1973.
23 Frederic Vester, *Das kybernetische Zeitalter*, Frankfurt 1974.
24 Op. cit. S. 91.
25 Op. cit. S. 104.
26 Jungk, op. cit. S. 83.
27 Bloch op. cit. S. 788 ff.
28 Vgl. meine utopische Schrift im *Kursbuch 43: Arbeitsorganisation*, die den Titel trägt: »Produktionseinheit Föhrenwald. Impressionen aus dem Jahre 2043.«

Gustafsson

HANSER VERLAG

Lars Gustafsson
Der Tod eines Bienenzüchters

ROMAN

180 Seiten. Leinen. 24.80 DM

Dies ist der letzte Roman eines Systems von Erzählungen über die Zeit Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre: ein Spiegel der Hoffnungen und Ängste, eine Bestandsaufnahme der sozialen und psychischen Verfassung unserer Generation, ein Versuch, in der Beschreibung von fünf fiktiven Biografien* die »Risse in der Mauer« unserer Identität sichtbar zu machen.

* Sigismund, Das Familientreffen, Wollsachen, Herr Gustafsson persönlich.

Hanser

Eine *Diogenes*-Anzeige

Jägersberg
○
Lehrstücke

4 Lehrstücke aus der bundesrepublikanischen Wirklichkeit, 4 Schulbeispiele aus unserer Gegenwart:

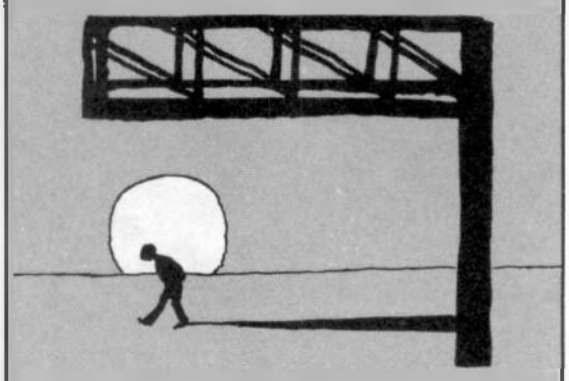
Land
Ein Lehrstück für Bauern und Leute, die nichts über die Lage auf dem Lande wissen.
detebe 180/1, 4.80

He he, ihr Mädchen und Frauen
Eine Konsum-Komödie
detebe 180/2, 4.80

Seniorenschweiz GmbH & Co. KG
Reportage unserer Zukunft
detebe 180/3, 4.80

Der industrialisierte Romantiker
Reportage unserer Umwelt
detebe 180/4, 4.80

4 Lehrstücke zusammen in Kassette nur 16.80



Thomas Kaever
Die grüne Autobahn
Projekt eines neuen Gesamtverkehrssystems

Die grüne Autobahn ist keine Metapher, sondern ein Verkehrsmodell, das sich ein älterer freundlicher Herr, Dr. Hochhäusler, ausgedacht hat. Zum erstenmal hörte ich davon in einer Radiosendung. Ich rief ihn an und verabredete mich an seinem Arbeitsplatz, den ihm die Berliner Elektrizitätswerke AG (BEWAG) zur Verfügung gestellt hat. Er erwartete mich vor dem Gebäude und führte mich treppauf, treppab durch lange Korridore schließlich in einen großen, schwarz ausgemalten Raum, der vorher für Lichtmessungen von Flutlichtanlagen gedient hatte. Zwischen Kondensatoren und Transformatoren hatte sich Herr Hochhäusler eingerichtet. Neben einem Schreibtisch standen ein Klappbett, ein Kühlschrank und ein Kleiderschrank, aus dem er zwei Gläser holte und mir etwas zu trinken anbot.

Das Zentrum des Raumes aber bildete eine 12 Meter lange Magnetdoppeltrasse, deren Oberfläche mit grünen Teppichfliesen abgedeckt war. An dem einen Ende der Bahn stand ein buntlackiertes Fahrzeug, ähnlich einem TEE-Zug, zu groß für ein Blechspielzeug und zu klein, um darin Platz zu nehmen. Das andere Ende schloß eine ca. 2 Meter breite Mauer ab, von den Technikern der BEWAG aus Sicherheitsgründen gefordert, um zu verhindern, daß das Fahrzeug über die Bahn hinwegschieße. Für Herrn Hochhäusler war dieses Mißtrauen unbegründet, es widerspreche der technischen Vernunft – was er mir durch die Vorführung bewies. Auf einen Knopfdruck hin erhob sich das Fahrzeug, blieb zitternd in der Luft stehen, setzte sich langsam in Bewegung und sauste dann bis ans Ende der Bahn. Dort wurde umgepolt, was bewirkte, daß das Fahrzeug in der Luft stehen blieb und wieder zurückraste. Während der Vorführung plauderte Herr Hochhäusler, wobei er – stolz auf seine humanistische Bildung – lateinische Zitate einstreute und sich als Erfinder eines Palindroms erwies, eines Satzes, der vorwärts und rückwärts zu lesen ist: *Eine treue Familie bei Lima feuerte nie.*

Der Gegenstand, der da über die Bahn schwebte, ist ihm ein vertrauter, alltäglicher Anblick. Doch die unheimliche Faszination, die von diesem Ablauf ausgeht, ist ihm nicht fremd. In der Fernsehshow »Wer dreimal lügt« trat er mit einer Vorführung auf, in der er wie durch Hypnose eine

Frau durch die Luft gleiten ließ. Er nannte diese Demonstration »Die schwebende Jungfrau«.
Dr. Hochhäusler stammt aus Berlin, ist 78 Jahre alt – »Ich bin so alt wie das Jahrhundert« – und Junggeselle. Er machte mit 23 Jahren, als Jüngster seines Prüfungsjahrgangs, sein Diplom als Ingenieur. Nach dem Krieg arbeitete er als technischer Leiter im Transformatorenwerk von Bad Honnef, wo er auch Adenauer kennenlernte, den er sehr bewundert. In dieser Zeit schrieb er sich als Mitglied in einem Kölner Karnevalsverein ein. Heute lebt er als beratender Ingenieur in Westberlin. Seine Experimente mit der Magnetschwebebahn begann er in seiner Wohnung, bis diese zu klein wurde. Dann stellte ihm die BEWAG Raum, Geräte und Elektrizität zur Verfügung. Im übrigen hat er seine Erfindung allein finanziert, und er arbeitet nur für sie.
Warum erzähle ich das alles? Weil Herr Hochhäusler ein Einzelgänger ist, der eher anachronistisch anmutet. Die technischen Innovationen, die sich durchsetzen können, kommen heute nicht mehr von einzelnen Erfindern, sondern von wissenschaftlichen Teams, hinter denen eine starke finanzielle und politische Lobby steht. Hochhäuslers Konkurrenten sind die Forschungseinheiten von Messerschmidt Bölkow und Siemens; die Chance der Verwirklichung seines Modells ist deshalb gering.
Herr Hochhäusler war so freundlich, einen Text zu verfassen, der sein Modell einer Magnetschwebebahn so erläutert, daß es auch Laien verständlich wird.

Dr.-Ing. Paul Hochhäusler
DIE AUTOBAHN ALS MAGNETISCHE SCHWEBEBAHN

1. Voraussetzungen
Die Psyche des Menschen läßt sich nicht ändern. Er will nach wie vor mit seinem eigenen Auto fahren, und sei es noch so weit. Gewiß, einige nehmen bereits das Flugzeug oder die Eisenbahn und steigen am Zielort auf ein geliehenes Auto um. Aber das sind die wenigsten. Die meisten scheuen sich nicht vor dem stundenlangen Autostop auf der Autobahn. Sie kommen oft später ans Ziel als mit der Eisenbahn. Das Schlimmste aber ist das Riskieren der Autounfälle, selbst wenn der Fahrer sich selbst nicht schuldig fühlt. Diese steigen von Jahr zu Jahr und Tausende mit tödlichem Ausgang. Selbst die Pflicht des Anschnallens nimmt der Kraftfahrer in Kauf, obwohl das gegen seine persönliche Freiheit verstößt.
Die Anzahl der Kraftfahrzeuge hat erschreckend zugenommen, so daß der Bau der Autobahnen nicht schritthalten konnte.
Die Eisenbahn hat total versagt, obwohl sie ihr Defizit durch eine zweckmäßigere und elegantere Lösung des Kraftwagentransportes hätte vermeiden können. Das Durchfahren des Tauerntunnels ist das beste Vorbild zum Nachahmen, was man leider versäumt hat. Dieser Fehler der Bundesbahn ist unverzeihlich. Alle Bahnhöfe könnten leicht so eingerichtet werden, daß jedes Kraftfahrzeug von der Straße aus direkt in die letzten dafür eingerichteten Waggons hineinfahren kann. Der Fahrpreis würde während der Fahrt von dem Beamten entgegenge-

nommen, der sich sowieso im Zug aufhält. Der Zug wäre mit Wagen versehen, die auf Umsteigebahnhöfen an Züge für andere Richtungen angekoppelt würden.

2. Die magnetische Schwebebahn
Man sollte in Zukunft keine Autobahnen mehr bauen, sondern statt dessen magnetische Schwebebahnen für so hohe Geschwindigkeiten, daß sie die gegenwärtigen von Eisenbahn und Kraftfahrzeug erheblich übersteigen und sich der eines Flugzeugs angleichen. Nach und nach sollten die vorhandenen Autobahnen in Schwebebahnen umgewandelt werden, zumal sich diese Trassen glänzend dafür eignen.

3. Das elektrodynamische Schwebebahnsystem
Jedoch sollte dabei nur das elektrodynamische System des Verfassers angewendet werden. Eine so umgebaute Autobahn würde die Bevölkerung in Erstaunen versetzen. Statt der bisherigen Betonstraße sieht man eine Grasfläche. Die seitlichen eisernen Begrenzungsschienen entfallen. Umweltfreundlicher geht es nicht. Ein Modellbau von 12 m Länge, 1 m Breite mit einem Fahrzeug von 210 kg Gewicht beweist, daß dies möglich ist. Das Fahrzeug kann zudem noch 200 kg tragen. Genau wie bei der Auto- und Eisenbahn ist dafür zu sorgen, daß die Strecke nicht betreten wird.

4. Funktionsweise
Der Kürze wegen soll hier nur das elektrodynamische System (EDS) des Verf. näher erläutert werden. Es gibt noch das elektromagnetische System (EMS), bei dem das Schweben eines Fahrzeugs dadurch bewirkt wird, daß sich zwei Magnete gleicher Polarität senkrecht gegenüberstehen und sich gegenseitig abstoßen. Das ist leichter gesagt als getan. Der eine Magnet befindet sich auf der Trasse, der andere im Fahrzeug. Diese Magnete, seien es Permanent- oder Gleichstrommagnete, können sich nicht im Gleichgewicht halten, sondern rutschen seitlich weg.
Beim elektrodynamischen System (EDS) werden die Magnete mit Wechselstrom gespeist. Über einer Drahtspule, an die eine Wechselspannung gelegt wird, befindet sich eine zweite ebensolche, deren Enden jedoch kurzgeschlossen sind. Die untere Spule erzeugt ein magnetisches Wechselfeld, das auf die obere Spule einwirkt. Da diese kurzgeschlossen ist, fließt in ihr ein Wechselstrom, der ebenfalls ein magnetisches Wechselfeld erzeugt. Diese beiden magnetischen Wechselfelder sind aber entgegengesetzt gerichtet, so daß sich die beiden Spulen oder, besser gesagt, Wicklungen nicht anziehen, sondern gegenseitig abstoßen. Dabei tritt das gleiche wie beim EMS ein, die beiden Wicklungen weichen einander aus und rutschen seitlich weg. Das kann man verhindern, wenn man die beiden Spulen über einen senkrecht stehenden Holzbalken schiebt. Dann bleibt die obere kurzgeschlossene Wicklung in einem bestimmten Abstand von der unteren Wicklung stehen. Die Schwebehöhe richtet sich nach der Stromstärke, die man der Primärspule zuführt. Statt des Holzbalkens kann man auch ein eisernes Blechpaket nehmen, das die beiden entgegengesetzten Magnetfelder konzentriert und dadurch eine größere Schwebehöhe hervorruft. Der Elektrotechniker spricht von Streuung des Magnetfeldes, die im zweiten Falle kleiner ist.

5. Der Linearmotor
Die Funktionsweise einer Schwebebahn auf elektrodynamischer Basis (EDS) läßt sich am besten an der eines Drehstrommotors, speziell eines Asynchronmotors erklären, der eine kurzgeschlossene Sekundärwicklung hat. Die dreiphasig gewickelte Primärwicklung nennt man den Stator, die sich drehende Kurzschlußwicklung im Inneren den Rotor. Nun stelle man sich einen solchen Motor mit einem Durchmesser vor, der dem der Erde entspricht, und denke sich ein Stück davon (beispielsweise 1000 km) herausgeschnitten. Dann hat man die Magnet-

trasse einer Schwebebahn auf elektrodynamischer Basis vor sich. Der »Rotor« ist eine ebene kurzgeschlossene Wicklung und stellt praktisch das Unterteil des Fahrzeugs dar. Dieses Unterteil besteht entweder aus Reinaluminium oder aus einer Legierung von Aluminium mit 14% Silizium, die man Silumin nennt. Nun bewegt sich bei eingeschaltetem Stator dieses Aluminiumstück in einer Richtung, wie beim rotierenden Motor, vorwärts oder rückwärts, je nachdem, in welcher Phasenfolge die Statorwicklung, hier also die Magnettrasse geschaltet ist. Dabei hebt sich, wie beim eingangs erwähnten Spulenpaar, der Aluminiumboden des Fahrzeugs von der Magnettrasse ab und schwebt über dieser. Das kompakte Aluminiumstück kommt einer Kurzschlußwicklung gleich, in der Wirbelströme entstehen, die ein Magnetfeld erzeugen, das dem primären Magnetfeld entgegengesetzt gerichtet ist. Dadurch kommt das Schweben zustande, aber auch die Vorwärts- bzw. Rückwärtsbewegung des Fahrzeugs. Denn das primäre Magnetfeld wandert wie beim rotierenden Motor und nimmt das Fahrzeug mit. Daher nennt man einen solchen Linearmotor auch Wanderfeldmotor.
Wie bei dem erklärten Spulenpaar fehlt auch hier die seitliche Stabilität quer zur Fahrtrichtung. Dieses schwierige Problem ist beim EMS- und bei anderen EDS-Systemen durch Anbringen seitlicher Führungsmagnete sowohl auf der Trasse als auch auf dem Fahrzeug gelöst. Solche Führungsschienen heben sich räumlich von der Trasse ab, so daß diese nicht mehr eben ist.

6. Integration von Hub-, Vortriebs- und seitlicher Stabilisierungskraft

Bei der Bahn des Verf. ist das Stabilitätsproblem auf elegantere Weise gelöst worden. Die ebenen Magnetsysteme sind im Aufbau und in der Schaltung so ausgebildet, daß eine Aluminiumplatte darüber stabil schwebt. Die Seitenstabilität wird noch durch die Formgebung des Aluminiumunterteils des Fahrzeugs erhöht. Es bekommt Kanten im Winkel von 60°, in denen ebenfalls Wirbelströme und somit ein Magnetfeld entstehen. Dieses wirkt wiederum dem primären Magnetfeld entgegen und ruft so die Seitenstabilität hervor. Das Fahrzeug schwebt somit stabil zwischen den entgegengesetzten Feldern zweier parallel angeordneter Magnete. Es hat die Form eines Wasserfahrzeugs. Da die Trasse mit Drehstrom betrieben werden muß, ergibt sich somit eine Kombination von $2 \times 3 = 6$ Einzelmagnetsystemen, von denen jeweils 3 mit einem Eisenkern versehen sind. Praktisch sind das zwei Drehstromtransformatoren üblicher Bauart, jedoch ohne oberes Joch. Der Vergleich mit einem Wasserfahrzeug hat den Verf. auf den Gedanken einer weiteren Vergrößerung der seitlichen Stabilität gebracht. Die Aluminiumwanne schwebt praktisch zwischen 2 Feldbergen in einem Feldtal. Ein starker seitlicher Winddruck würde das Fahrzeug in das Feldtal hineinrutschen lassen, wobei es zwar stabil gefesselt ist, aber seitlich geneigt steht. Es benimmt sich wie ein Kahn, der einem seitlichen Winddruck ausgesetzt ist. Man nennt das Krängung. Diese läßt sich vermeiden, wenn man 2, 3 oder mehr Kähne seitlich miteinander koppelt. Derartige Boote nennt man Katamaran und Trimaran. Das Aluminiumfahrzeug des Verf. ist als Trimaran ausgebildet und schwebt über zwei sechspoligen Magnettrassen. Dadurch ist eine Seitenstabilität erreicht worden, die einem Winddruck standhält, der dem 2,4-fachen der Windstärke 12 (Orkan) entspricht. Dieses Verfahren ist patentiert und am Modell praktisch verwirklicht.
Auf einige wichtige Konstruktionsmerkmale muß noch hingewiesen werden. Die Tragkraft wird ja durch den Skin- oder Hauteffekt im Aluminium hervorgerufen. Die Eindringtiefe des primären Magnetfeldes mit der Frequenz von 50 Hz beträgt bei Aluminium etwa 10 bis 15 mm. Das Fahrzeug muß daher eine Bodenstärke von mindestens 20 mm haben, um einerseits die volle Tragkraft zu erzielen, andererseits aber den Raum oberhalb des Fahrzeugbodens feldfrei zu haben. Dadurch können auch eiserne Lasten befördert werden. Sie werden vom Primärfeld nicht angezogen. Der Verf. legt großen Wert darauf, daß die Bahn mit der Normalfrequenz von 50 Hz betrieben wird, um diese an das allgemeine Versorgungsnetz anzuschließen.
Die Modellbahn ist so eingerichtet und an das 10-kV-Netz der BEWAG angeschlossen. Das

Fahrzeug hat eine Länge von 3 m, eine Breite von 86 cm und ein Eigengewicht von 210 kg. Es trägt eine Nutzlast von 200 kg. 2 Personen sind schon damit gefahren. Die Länge der Fahrstrecke beträgt vorerst leider nur 12 m, wird demnächst aber verlängert.
Die Trasse ist völlig eben und verschleißfrei. Die Magnete können in den Erdboden einbetoniert werden. Darüber kann man die Trasse mit einer Grasnarbe versehen. Damit ist sie wesentlich umweltfreundlicher als eine konventionelle Autobahn.
Wegen der hohen Investitionskosten ist die magnetische Schwebebahn nur für weite Strecken und für Geschwindigkeiten geeignet, bei denen die Energieübertragung von Leiterschienen auf das Fahrzeug versagt. Das ist ab 250 km/h der Fall.

7. Magnetschwebebahn statt Autobahn
Das Gelände einer konventionellen Autobahn wäre auch für eine magnetische Schwebebahn geeignet. Der Platz für 2 Fahrspuren für die Hin- und Rückfahrt wäre vorhanden. Deren Abstand muß so groß gewählt werden, daß beispielsweise bei zwei Fahrzeugen, die in entgegengesetzter Richtung fahren und sich mit etwas über 600 km/h begegnen, kein Knall auftritt, weil die Schallgeschwindigkeit dabei erreicht wird. Die vorhandene Breite einer normalen Autobahn ist dafür ausreichend.
Kurven und vor allem Weichen sind bei dem EDS-System Hochhäusler kein Problem, weil es weder Stromschienen noch seitliche Führungsschienen gibt. Nebenbei gesagt, lassen sich auch Steigungen größerer Steilheit als bei der Schienenbahn überwinden.

8. Die Weiche
Soll ein Fahrzeug von der Haupttrasse abfahren, um einen anderen Ort zu erreichen, so wird eine Nebentrasse angelegt, die sich in einem sehr kleinen Winkel an die Haupttrasse anschließt. Diese Weiche wird dadurch bedient, daß kurz vor der Ausscherung die vor dieser liegenden Magnete kurzzeitig ausgeschaltet werden. Dann schwebt das Fahrzeug automatisch auf die Nebentrasse über. Bei einer Länge des Fahrzeugs von 20 m geschieht das in Bruchteilen einer Sekunde, wenn die Geschwindigkeit beispielsweise 500 km/h beträgt.
Der Vorgang muß natürlich von einer Warte aus automatisch gesteuert werden, worauf wir noch zurückkommen. Die Nebentrasse ist hinter der Abfahrt auf Bremsen geschaltet, d. h. die Drehstrommagnetsysteme haben eine Phasenvertauschung gegenüber der Hauptstrecke. Ferner wird die Polteilung der Drehstrommagnete bis zum Haltepunkt stetig verkleinert, um die Geschwindigkeit herabzusetzen und der Bremskraft jeweils anzupassen. Beim Modell ist die Bremsverzögerung gleich der Anfahrbeschleunigung, weil aus Kostengründen gleiche Polteilung für alle Magnetsysteme gewählt worden ist. Sie beträgt 24 m/s² und entspricht der des größten Düsenflugzeugs. In der Praxis wird man an den Haltepunkten zum Anfahren und Bremsen eine kleinere Polteilung vorsehen, damit sich die Passagiere nicht anzuschnallen brauchen. Aber die Autofahrer sind ja neuerdings daran gewöhnt.
Auf der Hauptstrecke fahren alle Schwebefahrzeuge mit der gleichen Geschwindigkeit, die der Synchrongeschwindigkeit bei 50 Hz abzüglich Schlupf entspricht. Folglich können sehr viele Fahrzeuge auf der Fahrbahn gleichzeitig entlangschweben, und zwar in kurzem Abstand, ohne Gefahr zu laufen, daß sie aufeinander auffahren. Dazu sei ein Experiment mit dem Modell angeführt. Ursprünglich bestand das 3 m lange Fahrzeug aus zwei von halber Länge. Sie fuhren in 1 cm Abstand, ohne sich zu berühren. Der Schlupf kann durch Winddruck in Fahrtrichtung verändert werden, so daß man bei der Abstandhaltung darauf Rücksicht nehmen muß. Auch die Kurzabschaltung an den Weichen erfordert einen entsprechenden Abstand zwischen den einzelnen Fahrzeugen.
Will man nun mit einer solchen Auto-Schwebebahn Kraftfahrzeuge mit Personen und Lasten befördern, so ist das eigentliche Schwebefahrzeug als völlig geschlossenes mit Fenstern, Vorder- und Hintertür wie ein Flugzeug auszubilden. Denn bei Geschwindigkeiten von

500-600 km/h dürfen weder die Fahrzeuge, selbst wenn sie festgemacht werden, noch die Personen dem hohen Fahrwinddruck ausgesetzt werden. Das Chassis des Schwebefahrzeugs muß Stromlinienform haben und wird gegebenenfalls mit Leitflossen versehen. Bei hohen Geschwindigkeiten wird das Fahrzeug so austariert, daß sich magnetische Hubkraft und die Auftriebskraft durch den Fahrwind das Gleichgewicht halten. Das Fahrzeug kommt alsdann einem gerade landenden Flugzeug gleich.

9. Der praktische Betrieb

Die Benutzung einer solchen Auto-Magnetschwebebahn durch Autofahrer und Fußgänger würde sich wie folgt abwickeln. Unbedingte Voraussetzung ist, daß sich an den Einfahrstellen zur Schwebebahn keine längeren Wartezeiten, wie beim Flugverkehr, ergeben. An Einfahrorten mit größerem Verkehrsbedarf werden mehrere Schwebefahrzeuge für verschiedene Reiseziele zur Verfügung gestellt. Sie werden mit Schildern versehen, aus denen der Halteort, die Nachbarstadt und der Fahrpreis zu entnehmen sind. Bei Bedarf erhält das Schwebefahrzeug eine Länge zur Aufnahme mehrerer Kraftfahrzeuge für das gleiche Endziel.

Sobald es besetzt ist, gibt einer der Teilnehmer dies über Funktelefon der Zentrale bekannt. Die Funkverbindung muß auch der Zentrale anzeigen, daß die Türen des Fahrzeugs verschlossen sind. Alsdann wird Rückmeldung über Lautsprecher bekanntgegeben, und das Fahrzeug wird in Betrieb gesetzt. Der Fahrpreis wird mittels Euroscheck entrichtet. Ein Einwurfbehälter ist dafür vorgesehen.

An Einfahrstellen mit schwächerem Verkehr stehen ebenfalls einige Schwebefahrzeuge, jedoch ohne Angabe des Ziels, zur Verfügung. Der Teilnehmer gibt über das Telefon der Zentrale das gewünschte Ziel bekannt und erfährt den Fahrpreis. Die heutigen Nachrichtenübermittlungseinrichtungen geben die Möglichkeit, Betrügereien auszuschließen. Z. B. kann der Euroscheck über Fernsehen von der Zentrale eingesehen werden.

Im Schwebefahrzeug selbst wird für Bequemlichkeit gesorgt. Beleuchtung, Telefon, Toilette, Automat für kalte und warme Getränke stehen zur Verfügung. Die elektrische Energie dafür und vor allem für die notwendige Kühlung des Aluminium-Unterteils des Fahrzeugs wird, wie beim Modell von Hochhäusler, Sekundärwicklungen entnommen, die im Fahrzeugboden eingelassen sind und mit der Unterseite abschließen, damit das Primärfeld der Statorwicklung voll einwirken kann.

Es werde gute Schwebefahrt gewünscht.

P. Hochhäusler — Berlin, den 14. August 1977

Zukunftsvision: ein neues deutsches Gesamtverkehrssystem

In der Geschichte der Verkehrstechnik leiten oft zwitterartige Konstruktionen eine neue Art der Fortbewegung ein. Sie bilden einen Kompromiß zwischen fortschrittlicher und konservativer Technik. Man denke an das Segeldampfschiff, das Lauffahrrad, die Pferdestraßenbahn und die ersten Autos, die noch das Design der Kutschen bewahrten.

Wie sehen Herrn Hochhäuslers Zukunfts-Züge aus? Es sind Aluminiumwannen ohne Motor, versehen mit einigen Kühlaggregaten. Die Trasse, das grasbewachsene Fließband, ist der Motor. Es gibt also keine Lokomotiven mehr, nur noch Waggons. Somit können Personen- und

Güterzüge, U- und S-Bahnen, aber auch Busse, Lastkraftwagen und Personenkraftwagen in einer zwitterartigen Konstruktion, nämlich mit versenkbaren Aluminiumböden und zusätzlichen Kühlsystemen ausgestattet, in gleichbleibendem Abstand und mit gleicher Geschwindigkeit lautlos durch die Lande schweben.
Die Hochhäusler-Technik ist robust und einfach. Sie ermöglicht es, daß Autos heutiger Machart ohne großen zusätzlichen Aufwand einerseits durch Ottomotoren angetrieben auf Rädern über Straßen rollen und andererseits mit einem Aluminiumboden auf Magnetwellen schwimmen können – bis zu 500 Std/km schnell. So fügt sich diese neue Verkehrsart in das bestehende heterogene Verkehrssystem ein und dient zur Integration konkurrierender Verkehrsmittel wie Güterzüge / Lastwagen oder Individualverkehr / Massenverkehr zu einem Verbundsystem schwebefähiger Transportmittel. Wie einst Teerstraßen und Betonautobahnen die Pflasterstraßen und unbefestigten Landstraßen verdrängten, werden nun grüne Magnetbänder Autobahnen und Eisenbahngleise ersetzen und z. T. überflüssig machen. Das wird schrittweise geschehen. Zunächst könnte z. B. eine Spur einer dreispurigen Autobahn in eine Magnetstraße umgewandelt werden; die verbleibende zweispurige Autobahn wird dann später, wenn die Fahrzeuge konventioneller Technik aussterben, überflüssig werden, wie auch die Eisenbahnschienen gleicher Richtung. Mit dem stetigen Ausbau der Magnetstraßen wird eine Art technische Evolution vom schwebenden Fahrzeug zur fahrbaren Schwebekabine einhergehen.
Die Magnetschwebebahnen, die Großkonzerne planen, sind nur als Ersatz für die heutigen defizitären Bahnbetriebe gedacht. Diese Schwebezüge verschärfen zwar durch ihre Schnelligkeit die Konkurrenz zum Auto, lösen aber das Problem des unbequemen, zeitraubenden Umsteigens nicht. So wird die Notwendigkeit der Amortisation dieser riesigen Investitionen die Politiker dazu verleiten, z. B. durch Erhöhung der Benzin- und Kraftfahrzeugsteuern den Individualverkehr zu verteuern, um das öffentliche Verkehrsaufkommen zu steigern. Das Hochhäusler-System hat demgegenüber den Vorteil, die Widersprüche von öffentlichem und privatem Verkehr buchstäblich auf höherer Ebene zu versöhnen und zugleich für einige volkswirtschaftliche und ökologische Probleme griffige Lösungen anzubieten; die technischen Probleme scheinen so gut wie bewältigt zu sein.

1. Technische Probleme

a) Elektrodynamisches Schweben
Stellen wir uns eine Leiter mit fünf Sprossen vor. Die Endpunkte der Holme mögen Bremerhaven – Lörrach und Kiel – Passau sein. Die Sprossen könnten Hamburg, Hannover, Kassel, Würzburg und München tangieren.

Damit wäre ein mögliches Trassennetz von etwa 3000 km skizziert. Verteilt man darauf etwa 50 Bahnhöfe, so leben alle Bundesbürger maximal vier Schwebeautostunden voneinander entfernt. Die Bahnhöfe bestehen aus Parkhäusern, Großcomputern, nebeneinander liegenden Beschleunigungs- und Bremsstraßen.
Wie schleust der Bahnhof nun ein ankommendes Fahrzeug in die nicht bremsende schwebende Verkehrsschlange ein? Lücken, d. h. Abstände von mehr als zehn Metern – soviel Raum wird zum Einschleusen benötigt – würden nur dann nicht auftreten, wenn das Verkehrsaufkommen die Kapazität von 40 000 Fahrzeugen in der Stunde überstiege. Das aber ist die Tageskapazität einer Autobahn. Nachdem der Bahnhofscomputer die Schwebetauglichkeit des Fahrzeugs überprüft hat, wird dieses auf einer Nebenstraße in den Schwebezustand gebracht und zu einem vorausberechneten Zeitpunkt gestartet, so daß es die Geschwindigkeit des Systems genau dann erreicht, wenn es parallel zu einer Lücke der Schwebeschlange liegt. Aufgrund der Weichenlosigkeit des Hochhäusler-Systems läßt es sich nun leicht mit Hilfe magnetischer Ablenkung einreihen. Das Ausschleusen und Bremsen geschieht entsprechend auf einer zweiten Nebenstraße.

b) Elektromagnetisches Rollen
Das grobmaschige Schwebebahnnetz könnte durch ein dichteres, 12 000-15 000 km langes Netz ergänzt werden, auf dem elektromagnetisch gerollt wird. Das funktioniert folgendermaßen:
In der Mitte einer Straße sind Doppelmagnetstränge eingelassen, wobei die Abstände der Magnete und die Stromstärke so bemessen sind, daß ein Rollen mit konstanter Geschwindigkeit eines einmal auf dieses Tempo beschleunigten Fahrzeugs gewährleistet wird. Gewichtsunterschiede könnten bis zu einem gewissen Grad durch entsprechendes Verstellen der Bodenhöhe des Fahrzeugs ausgeglichen werden. Durch gegenpolige Aufladung der Stoßstangen und Sicherheitsbremsen kann ein durch Geschwindigkeitsunterschiede oder Stromausfall verursachtes Auffahren vermieden werden. In den Bahnhöfen wird diese rollende Fahrzeugkette zum Schweben gebracht, damit das Ein- und Ausschleusen, wie bei der Schwebebahn beschrieben, vor sich gehen kann.
Diese schmalen Magnetstraßen, ring-sternförmig angeordnet, nehmen den dichten Stadtverkehr auf. Aus einem stockenden, zähen Kriechen wird ein gleichmäßig schnelles Fließen. Die Bahnhöfe mit den Parkhäusern ermöglichen verkehrsberuhigte Stadtviertel. Dadurch überflüssig gewordene Stadtautobahnen und Straßen schaffen Platz für glücklichere Stadtplanerträume.

c) Geschwindigkeitsbereiche
Das Gesamtverkehrssystem ließe sich nun in vier Geschwindigkeitsbereiche aufteilen:
1. Geschwindigkeitsstufe I: elektrodynamisches Schweben mit maximal 500 Std/km. Bei Geschwindigkeiten über 500 Std/km werden die Energiekosten, bedingt durch den im Quadratmeter wachsenden Luftwiderstand, zu hoch, und um den Lärm beim Durchbrechen der Schallmauern zu verhindern, müßten Unsummen aufgewendet werden für das Trennen oder Umbauen der entgegengesetzten Trassen. Dieser Geschwindigkeitsbereich deckt den Fernverkehr mit Auto, Eisenbahn und Flugzeug ab.
2. Geschwindigkeitsstufe II: elektrodynamisches Rollen mit 100-200 Std/km. Das elektrodynamische Rollen erfaßt den dichten Nahverkehr, weil es sonderbar wäre, kurze Entfernungen in rasender Geschwindigkeit zurückzulegen, und weil beim Schweben die Energiekosten mit abnehmender Geschwindigkeit unbezahlbar werden. Dieser Geschwindigkeitsbereich ersetzt S- und U-Bahn, Stadtautobahnen und Hauptverkehrsstraßen.
3. Geschwindigkeitsstufe III: konventioneller Verkehr mit 20-100 Std/km auf dem übrigen Straßen- und Schienennetz.
4. Geschwindigkeitsstufe IV: 0-20 Std/km in den verkehrsberuhigten Stadtsektoren, die durch die ring-kreisförmige Trassenführung eingegrenzt und durch sie ermöglicht werden.
Das hier dürftig skizzierte Verkehrskonzept, dessen technische Realisierbarkeit durch das funktionierende Modell eines einzelnen Erfinders belegt wird, ist nur eines von vielen denkbaren, und es mag bessere, ausgereiftere geben. Trotzdem will ich mich mit Argumenten beschäftigen, die aus dieser technischen Möglichkeit gesellschaftliche Wirklichkeit herbeireden möchten.

2. Energie- und Umweltprobleme

Das Hochhäusler-System ist umweltfreundlich. Nicht 20 Millionen Verbrennungsmotoren verpesten die Luft, sondern wenige Kraftwerke, bei denen die Hoffnung besteht, daß ihre Emissionswerte niedriger sind als die von 20 Millionen Auspuffrohren (es müssen ja nicht Atomkraftwerke sein!). Es wird weder gebremst noch beschleunigt, es wird leise geschwebt oder gerollt, die Magnetspulen brummen ein wenig, die Trasse ist fast unsichtbar, fügt sich also harmonisch in die Landschaft ein, höchstens Zäune zum Schutz der Vögel und anderer Tiere wären notwendig. Die Schwebe- oder Rollstränge sind schmal (ca. 3 m) und haben eine höhere Kapazität als acht- und zwölfspurige Autobahnen. Das liegt an den hohen Durchschnittsgeschwindigkeiten und den möglichen kleinen Abständen

zwischen den Fahrzeugen, denn beschleunigt und gebremst wird ja in den Bahnhöfen auf den Nebenstraßen.
Es wird energiesparend geschwebt oder gerollt, da Beschleunigungs- und Bremsenergie auf ein Minimum reduziert sind. Ist das Verkehrssystem voll ausgebaut, werden Elektromotoren mit einer Reichweite von 50 km, deren Batterien beim elektrodynamischen Schweben oder Rollen durch Induktionsströme wieder aufgeladen werden, fast alle herkömmlichen Verbrennungsmotoren in den Fahrzeugen ersetzen. So wird das Hochhäusler-System unabhängig von einer bestimmten Primärenenergie wie Öl, Kohle oder Gas.
Die Anlage der Magnetstränge erfordert nicht zusätzlichen Grund und Boden, sondern gibt enorme Flächen, die heute mit Schotter, Asphalt, Beton bedeckt sind, an die Landschaft zurück. Außerdem: Schweben ist schön und schnell. Es verbindet die Leichtigkeit des Fliegens mit der Erdverbundenheit des Motorradfahrens. Es läßt die Sinnlichkeit eines Gleitfluges erahnen.
Das Hochhäusler-System wird auch zur Lösung politischer Probleme beitragen:

3. Das Verkehrsproblem

Die fortschreitende Konzentration von Handel und Industrie, mehr Führerscheine, mehr Urlaubsreisen werden auch in Zukunft das Verkehrsaufkommen kräftig ansteigen lassen. Platz für breitere Autobahnen und Benzin werden knapp und teuer werden, so daß der Individual- zugunsten des Kollektivverkehrs eingeschränkt werden muß. Für Politiker ist das eine undankbare Aufgabe.
Das Hochhäusler-System ist ein öffentliches Verkehrsmittel, läßt sich aber sowohl individuell (Auto) als auch kollektiv (Bus, Zug) nutzen. Es konkurriert nicht mit dem Auto, sondern potenziert es. Der Verkehr ist flüssig, die Geschwindigkeit stark erhöht, die Unfallgefahr minimalisiert. Da das Fahrzeug automatisch gesteuert wird, kann man sich beim Schweben oder Rollen beliebigen Beschäftigungen oder Entspannungen hingeben – wie heute in einem Zugabteil, das man für sich allein hat.

4. Das Arbeitslosenproblem

Der Aufbau des Hochhäusler-Systems könnte damit beginnen, daß man z. B. die rechtsrheinische Eisenbahnlinie als Teil der Nord-Süd-Verbindung Bremerhaven-Lörrach auf elektrodynamisches Schweben umrüstet. An den Bahnhöfen müßten Kabinen für den öffentlichen Fernverkehr und Schwebefähren für PKWs, Container usw. bereitstehen, die dann computerge-

steuert an ihren Bestimmungsort geleitet werden. Bald werden vermögende Geschäftsleute aus Prestige-, Zeit- und Kostengründen eigene schwebefähige Nobellimousinen benutzen. Sie werden mit der Zeit massenhaft Nachahmer finden, so daß die Autoindustrie weiteren Aufschwung erhält. Mit der steigenden Benutzerzahl wird der Ausbau des Systems Schritt halten müssen. Dieser Ausbau und die bauliche Anpassung der Städte und Gemeinden, die Verwandlung vom Autobahnstaat zum Schwebebahnstaat – der nicht, wie sein Vorläufer, grundgesetzwidrig kollektivistisch und dirigistisch, sondern freiheitlich ist, d. h. die Freiheit gibt, mit Golf oder Mercedes wann auch immer, mit wem auch immer, wohin auch immer zu schweben bzw. zu rollen bzw. traditionell zu fahren – schafft für Jahrzehnte ungefähr eine halbe Million zusätzliche Arbeitsplätze; Arbeitsplätze auch für die Jugend der starken Jahrgänge der sechziger Jahre.

5. Wirtschaftliches Wachstum

Bau-, Montan-, Maschinenbau- und Elektroindustrie sind für Jahrzehnte mit Milliardenaufträgen versorgt. Die Autoindustrie braucht Ölkrisen nicht zu fürchten und kann schwebefähige Fahrzeuge mit umsatzsteigerndem Aufpreis verkaufen. Die Innenausstattung der Mobile wird endlich Wohnzimmerstandard erreichen, Fernseher, Bar, Stereoanlage etc. werden keine Ausnahmen sein. Der Umschlag von Gütern in computergesteuerten Containern von Häfen zu Fabriken, von Fabrik zu Fabrik und zum Verbraucher wird konkurrenzlos schnell und billig sein.

6. Finanzierung

Vorsichtigen Schätzungen zufolge wird der Ausbau dieser neuartigen Infrastruktur eine halbe bis eine Billion Mark kosten. Es müßten also 20-30 Jahre lang 30 Milliarden jährlich investiert werden. Solche Summen (die allerdings, gemessen an den derzeitigen Subventionen für die Bundesbahn, nicht allzu hoch anmuten) können nur gemeinsam von Bund, Ländern, Gemeinden, Wirtschaft und Sparern aufgebracht werden. Es ließe sich eine gemeinnützige Aktiengesellschaft denken, deren Grundkapital sich zusammensetzt aus Mitteln für den Straßenbau (wenn der Straßenbau stagniert, gibt es Verstopfungen, Verkehrschaos etc., was wiederum die Schwebebahn begünstigt); aus den Sozialetats (weil jeder zusätzliche Arbeitsplatz die Aufwendungen von jährlich 20 000 Mark für einen Arbeitslosen einsparen hilft); aus Geldern der Bildungsministerien (um fehlende Facharbeiter gezielt für dieses Bauprogramm auszubilden); und aus prämienbegünstigten Wertpapieren. Die Vergabe von Sparprämien sollte nur noch für gemeinnützige Anlageformen gewährt werden, so daß auch auf diese Weise die

Finanzierung des Systems gefördert wird. Die Hoffnung der Kapitaleigner auf eine hohe Rendite dürfte begründet sein; denn gelänge es z. B., 50% des Verkehrsaufkommens auf die Magnetstraßen umzuleiten, so wäre mit einem Umsatz von 40 Milliarden Mark jährlich zu rechnen, wobei die Kilometerpreise den Kilometerkosten des Autofahrers entsprechen. Zu bedenken ist auch, daß aufgrund der minimalen Unfallgefahr beim Schweben mehr als die Hälfte der Versicherungsprämien von 20 Millionen Fahrzeugen der Bahngesellschaft zufließen würden. Diesem Umsatz stünden erheblich geringere Kosten für Energie, Wartung und Personal gegenüber, denn Pflege-, Wartungs- und Reinvestitionskosten der privaten Schwebefahrzeuge entfallen. Die Realisierung des Systems wäre finanzierbar und damit möglich.

7. Formierte Gesellschaft

Wirtschaftskommentatoren sehen Licht am Ende eines langen Tunnels der Rezession. Aber was ist, wenn die Schönwetterlage der Weltkonjunktur umschlägt? Düstere Wolken der Depression, des Untergangs lassen uns zusammenrücken, und wir sitzen wieder alle in einem Boot. Nicht kleinliches Gezänk weichlicher Abgeordneter, nein, die aussöhnende Solidarität der Demokraten, der große historische Kompromiß sind das Gebot der Stunde.

Gleichschaltung in einer sich pluralistisch gebenden Gesellschaft läßt sich erreichen, indem man ein Konzept, eine Idee anbietet, die frei von jeder Ideologie erscheint und es jeder, zumindest jeder politisch mächtigen Gruppierung ermöglicht, ein ihr wesentliches, sie zusammenhaltendes Interesse durch die Verwirklichung des Konzepts gefördert zu wis en. Darüber hinaus sollte ein solches Konzept alle aktuellen Probleme kurzfristig lösen und Zuversicht in die Zukunft, die neue, glücklichere Epoche suggerieren. Das Hochhäusler-Konzept erfüllt diese Forderungen.

Die Magnetstraßen sind teuer, nur alle gemeinsam können sie finanzieren. Sie brauchen zu ihrer Verwirklichung die allseitige Koalition – die Krise ruft auf zur Gemeinsamkeit, Geschlossenheit. Ein gemeinsamer Wunsch, ein Wille bedarf seiner Formulierung, der gleichschaltenden Idee. Hochhäuslers Verkehrskonzept erscheint neutral und wertfrei. Der Bau der Magnetstraßen verbrüdert schwarze, rote und grüne Argumente, löst viele Probleme und öffnet den Blick auf eine neue Epoche.

Neue Verkehrssysteme wurden stets von autoritären Mächten gebaut und halfen in ihrer Entstehungszeit Machtverhältnisse zu stabilisieren. Volkswagen und Autobahnen verdanken ihre Geburt einer Zeit der rigorosen Gleichschaltung, dennoch wurden sie modellhaft für die pluralistische Bundesrepublik. Diese und andere historische Beispiele deuten darauf hin,

daß sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Aufbauphase eines Verkehrssystems von denen in der Gebrauchszeit unterscheiden.
Verkehrswege regeln die Kommunikation von Körpern und Gütern, die eine Gesellschaft prägt. Welche Hoffnungen und Träume vom glücklicheren Dasein lassen sich nun mit den grünen Magnetbändern verbinden?

8. Beruhigtes Leben

Das Wissen um Endlichkeit und Sättigungsgrenzen führt zu der Forderung, eine neue Technik, die eine höhere Produktivität zur Folge hat, nur dann einzuführen, wenn sie durch sinnvoll empfundene Unproduktivität ausgeglichen wird. Klassische Antworten auf diese Forderung, wie das Herstellen von kurzlebigen Gütern, Akkumulation von Gütern, Arbeitslosigkeit, Rüstung, Bildung, Kultur, Unterhaltung usw., scheinen in den Industriestaaten ihre Sättigungsgrenzen erreicht zu haben.
Das Hochhäusler-System läßt die in Zeit gemessenen Entfernungen in der BRD auf die des heutigen Westberlins schrumpfen. Diese erhöhte Produktivität der Transportwege wird ausgeglichen durch die verkehrsberuhigten Stadtsektoren, welche die Magnettrassen eingrenzen. Die gewonnene Zeit kann hier verausgabt werden. Das streßverursachende Mißverhältnis der Geschwindigkeiten von Auto und Fußgänger wird aufgehoben: die hier erlaubte Autogeschwindigkeit von 20 Std/km paßt sich den Körperbewegungen Gehen, Laufen und Fahrradfahren an.
Weniger Streß und Hetze auf den Straßen lassen auf mehr Kommunikation hoffen. Ein Arbeitswechsel wird nicht mehr so oft Grund für einen Ortswechsel sein und Familien, Freunde und Bekannte trennen. Größere Immobilität könnte die Anonymität des Lebens in den Städten verringern und die Bürger zu einer regeren Anteilnahme an Belangen ihrer Stadtviertel veranlassen. Städtisches Leben würde sich dem dörflichen angleichen und umgekehrt.

9. »Menschliche« Umwelt

Der Mensch möchte in einer »menschlichen« Umwelt leben, sich in ihr geborgen fühlen, nicht länger durch Literatur getröstet werden, die den Leser durch die Geordnetheit des Einzelnen zum Ganzen, des Worts zum Text Harmonie empfinden und so das Chaos der Wirklichkeit, des sich entfremdeten Menschen in einer entfremdeten Umwelt vergessen läßt. Homomorph zur Literatur verspricht die Technik Harmonie, eine »menschliche Ordnung«. Die Technik gibt den Menschen die Chance, sich mit seiner durch sie entfremdeten Umwelt auszusöhnen, indem er die beiden gesellschaftlichen Kommunikationssysteme dem Wissen über die

körperlichen angleicht: Das Hochhäuslersystem funktioniert wie der menschliche Blutkreislauf. Es überzieht das Land mit einem dichten Adernetz, in dem jeder und jedes Gut in Minutenschnelle jeden Ort erreicht. Die Analogien von technischen Informationssystemen – Telefon, Computer, Schrifttext – und den biologischen – Nervensystem, Gehirn, Gene – sind ebenfalls ersichtlich. So wird durch den Ausbau dieser beiden Verbundsysteme die entfremdete Umwelt manipuliert zu einer »menschlicheren«, indem sie funktionelles Abbild des menschlichen Körpers wird.

Fatale Schlußgedanken

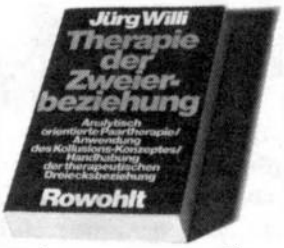
Das Ungleichgewicht der Bilanz zwischen Produktivität und sinnvoll erlebter Unproduktivität der Menschen läßt wirtschaftliche Krisen entstehen, führt zu Massendepressionen und Untergangsstimmung, die mehr oder weniger gewitzte Fernsehkommentatoren mit dem Befinden in einem langen schwarzen Tunnel vergleichen. Dieses im Dunkeln Tappen erweckt den Wunsch nach Licht. Man hofft, es in einer Revolution des Verhaltens der Menschen zueinander oder bequemer in der Zuflucht zu einer neuen, sich »menschlich« gebenden Technik zu erblicken. Moderne Technik ist weltumfassend, ihre Menschlichkeit besteht in der Wandlung des Menschseins. Sie ist autoritär wie die Atombombe, die der Menschheit als Ensemble aller lebenden Menschen den Selbstmord beschert hat. Der Selbstmord ist eine Möglichkeit des Individuums, durch die dieses sich definieren läßt. So gerinnt der heterogene Begriff der Menschheit zum homogenen Begriff Mensch.
Ich war es satt, es langweilte mich, ein buntlackierter Automensch zu sein, und ich träumte den Tagtraum vom schwebenden Menschen. Doch diese Vision macht mich traurig. Ich glaube Menschen zu sehen, die sich ein Abbild aus Beton und Stahl von ihrem Wissen über ihren Körper bauen, in der Hoffnung, sich in diesem geborgen zu fühlen. Ein Menschgott stülpt sich aus, um sich in sich zu verkriechen. Ein seltsamer Gott.

Seelische Konflikte
in einer menschenfeindlichen Gesellschaft

Über den Umgang des Menschen mit dem Menschen. Reden, Aufsätze, Essays.
325 Seiten. Brosch. DM 19,80

HORST E. RICHTER
ENGAGIERTE ANALYSEN

Die wichtigsten Symptome einer menschenfeindlichen technisierten Gesellschaft sind Abstumpfung und seelische Verarmung. Die Wechselbeziehung von sozialer Unfreiheit und seelischer Unfreiheit erfordert neue Modelle von sozialer Kooperation und psychosozialer Therapie. Mit seinen »Engagierte Analysen« versucht Richter die Widersprüchlichkeiten der gegenwärtigen Orientierungskrise aufzudecken und zu deren Überwindung beizutragen.



Analytisch orientierte Paartherapie. Anwendung des Kollusionskonzeptes. Handhabung der therapeutischen Dreiecksbeziehung.
377 Seiten. Brosch. DM 24,–

JÜRG WILLI
THERAPIE DER ZWEIERBEZIEHUNG

Dieses Buch erweitert Prof. Willis Kollusionskonzept und ist die praktische Ergänzung zu dem vorangegangenen Buch »Die Zweierbeziehung«. Breiten Raum nimmt die auf Videoprotokolle gestützte Therapiegeschichte von Helga und Stani ein: Ein Paar gelangt auf einem krisenreichen Weg der vertieften Klärung und gegenseitiger Wahrnehmung schließlich an ein nicht vorausgesehenes Ziel.

Reader zur pyschoanalytischen Psychosomatik.
360 Seiten. Kart. DM 29,80

GERD UND ANNEGRET OVERBECK (Hg.)
SEELISCHER KONFLIKT - KÖRPERLICHES LEIDEN

Mit diesem Reader systematisieren die Herausgeber die vielfältigen Probleme und Ansatzpunkte in der Frage nach dem Zusammenhang zwischen seelischen und körperlichen Leiden. Diese konzeptionelle Orientierung hilft allen Interessierten, sich einen Überblick über Wesen, Bedeutung und Leistung der psychoanalytischen Psychosomatik zu verschaffen.

Selbstbehandlung und Selbsterkenntnis in eigenverantwortlichen Kleingruppen.
416 Seiten. Brosch. DM 24,–

MICHAEL LUKAS MOELLER
SELBSTHILFEGRUPPEN

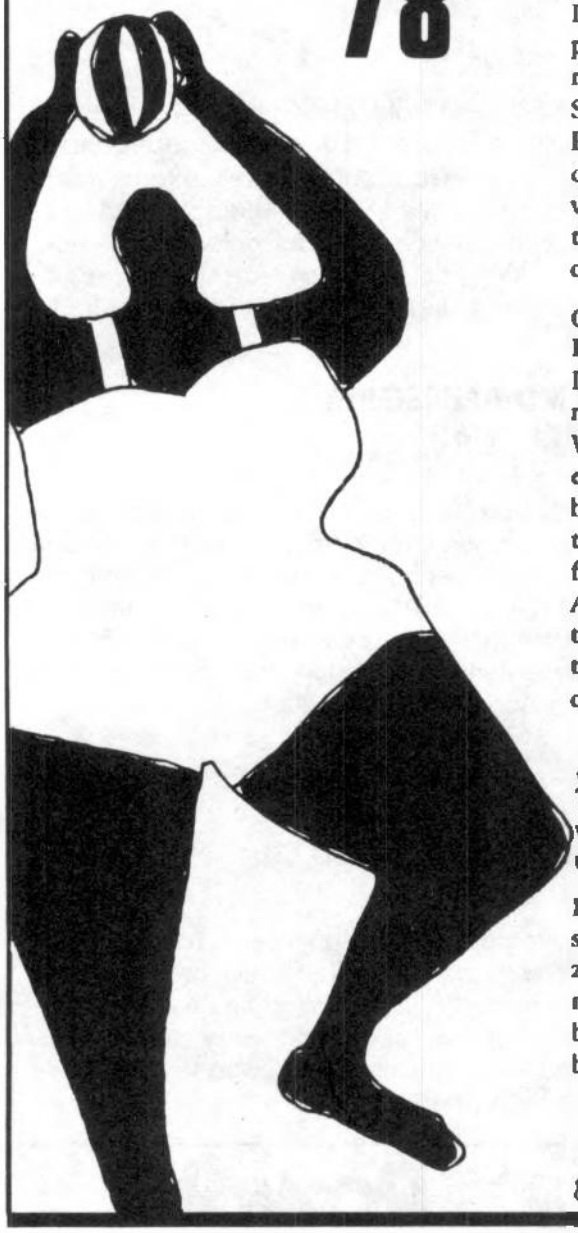
Die Selbsthilfegruppen haben im Bereich der psychosozialen Versorgung eine stille Revolution eingeleitet. Ihre therapeutische Wirksamkeit ist heute unbestritten. Dieses Buch bietet gleichzeitig eine umfassende Analyse und eine konkrete Grundlage für die Arbeit von Selbsthilfegruppen.

Rowohlt

DREI GUINEEN
Essay von Virginia Woolf
1938, kurz vor Ausbruch des 2. Weltkrieges, wagt es Virginia Woolf, die Kolonisierung der Frauen der Unterdrückung durch den Faschismus gleichzusetzen – ein politischer Text, der damals zum Skandal wurde, und heute noch von größter Aktualität ist.
ca. 264 S. ca. DM 18.–

Katharina Havekamp
. . . UND LIEBE EIMERWEISE
Die Geschichte einer magersüchtigen Frau, eine autobiographische Erzählung aus dem Englischen. ca. 168 S. ca. DM 14.–

HERBST '78



Monika Savier/ Carola Wildt
MÄDCHEN ZWISCHEN ANPASSUNG UND WIDERSTAND
Ein am Praxisansatz in Jugendfreizeitheimen orientierter Beitrag zur feministischen Mädchenarbeit. Reflexionen und Handlungskonsequenzen, um das Selbstbewußtsein und die Lebensrealität von Mädchen positiv zu verändern. ca. 204 S. ca. DM 14.–

Anja Meulenbelt
DIE SCHAM IST VORBEI
Anja Meulenbelt, bekannte holländische Feministin, beschreibt in diesem autobiographischen Roman den schwierigen Weg einer Frau, die sich nach gescheiterter Ehe und politischen Aktivitäten in der Linken zu einem Leben mit Frauen bekennt.
ca. 300 S. ca. DM 18.–

Rosemary Rodewald
MAGIE, HEILEN UND MENSTRUATION
Dieses Buch beschreibt wissenschaftlich und poetisch den Verlauf und das positive Ergebnis eines Experiments, schwere menstruelle Störungen durch Anwendung spiritueller Energie zu heilen. Die verwendeten Methoden – Hypnose, Trance, Meditation etc. – werden erläutert und zeigen den Weg zu alternativen Heilweisen.
ca. 264 S. ca. DM 18.–

Claudine Herrmann
DIE SPRACHDIEBINNEN
Inwieweit sind Literatur und Kunst von männlichen Wertvorstellungen beherrscht? Wie drückt sich „Männersprache" aus? Was empfinden Frauen, die sich dieser Sprache bedienen müssen? Gibt es für sie Möglichkeiten, neue sprachliche Ausdrucksmittel zu finden? All diese Fragen werden von der Autorin unter verschiedenen Gesichtspunkten anhand historischer, juristischer und literarischer Texte untersucht.
ca. 132 S. ca. DM 13.–

„BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS" herausgegeben vom Verein **„Sozialwissenschaftl. Forschung und Praxis für Frauen".**

Die erste Nr. **„ERSTE ORIENTIERUNGEN"** setzt sich schwerpunktmäßig mit der unbezahlten Frauenarbeit auseinander, wobei eine Analyse der Bedingungen der Frauenarbeit in der 3. Welt in die Diskussion miteinbezogen wird. ca. 130 S. ca. DM 10.–

Frauenoffensive
8 München 80 • Kellerstr. 39

Peter Löw-Beer
Das Recht auf Arbeit, die den Menschen nützt
Die konkrete Utopie von Lucas Aerospace

»Wir verfügen über ein technologisches Niveau, das uns in die Lage versetzt, eine Concorde herzustellen, aber während wir an der Concorde arbeiten, sterben Rentner an Unterkühlung, weil ihnen das allereinfachste Heizungssystem fehlt; soviel ich weiß, etwa 980 allein in London im Winter des Jahres 1975, der dazu noch besonders milde war.«[1] (Mike Cooley)

»Das Bedürfnis, an sozial nützlichen Produkten zu arbeiten, ist heute über weite Teile der Industrie verbreitet. Die Luftfahrtindustrie ist dabei nur ein leuchtendes Beispiel für die Kluft zwischen den Möglichkeiten, die die Technologie hätte, um die Vielfalt menschlicher Probleme zu lösen, und dem, was die Technologie heute tatsächlich leistet.«[2] (Lucas Aerospace Corporate Plan)

»Ich kann große Sprüche riskieren und sagen: ich bin gegen die Rüstung. Aber dann kommen die Kollegen und fragen mich: gut, aber was sollen wir jetzt machen?«[3] (Paul Rodewald)

»Anfangs entwickelten wir den Plan im wesentlichen zur Selbstverteidigung. Wir schauten uns an, was andere Leute getan haben, um ihre Arbeitsplätze zu behalten, und stellten fest, daß sie fast immer erfolglos waren. Wir sahen, daß man streiken, ein sit-in machen, eine Fabrik besetzen kann. Das alles ändert aber gar nichts, wenn niemand die Produkte benötigt, die man während der Arbeit herstellt.«[4] (Phil Asquith)

Wenn sie mit Fragen der Abrüstung konfrontiert werden, befinden sich die Gewerkschaften traditionellerweise in einem Dilemma: während sie auf nationaler Ebene Resolutionen für die Abrüstung verabschieden, kämpfen sie auf lokaler Ebene um jeden Rüstungsauftrag, um ihren Mitgliedern die Arbeitsplätze zu sichern.
Die Belegschaft des britischen Firmenverbundes Lucas Aerospace (Lucas), die in einem wesentlichen Teil ihrer Produktion Ausrüstungen für Militärflugzeuge herstellt (darunter das MRCA-Kampfflugzeug Tornado), hat hier etwas Neues initiiert: Trotz drohender Entlassungen haben die Arbeiter von Lucas nicht für arbeitsplatzsichernde Rüstungsaufträge gekämpft, sondern einen *Alternativplan* aufgestellt, der anstelle der Rüstungsproduktion die Produktion »sozial nützlicher« Waren vorsieht: zum Beispiel die Herstellung medizinischer Geräte. Bemerkenswert daran ist auch, daß sie die Vorschläge für eine alternative Produktion nicht etwa vom Staat gefordert, sondern sich selbständig ausgedacht haben. Die Prototypen der von ihnen selber vorgeschlagenen alternativen Produkte haben daraufhin Arbeiter-

und Techniker-Teams in ihrer Freizeit gebaut. Dabei machten sie die Erfahrung, daß es nicht genügt, nur die erzeugten Produkte in Frage zu stellen: man muß auch die ihnen zugrundeliegende Weltanschauung verändern. Damit wurde die Arbeit an der Herstellung dieser Prototypen zum Vorbild für einen Plan zur grundsätzlichen Neugestaltung des gesamten Arbeitsprozesses.
Man sollte eigentlich meinen, daß eine Forderung, die »das Recht auf Arbeit, die den Menschen nützt« einklagt, etwas ganz Banales ist. In einer Gesellschaft jedoch, die nicht einmal das »Recht auf Arbeit überhaupt« garantieren kann, sondern Millionen Arbeitslose wie Kalkulationsposten behandelt, ist diese Forderung revolutionär und ihre allgemeine Verwirklichung eine meilenweit entfernte Utopie. Umso erstaunlicher (oder aber konsequent) ist, daß die »Revolution« von Lucas Aerospace, verglichen etwa mit LIP, im Ausland kaum eine Resonanz gefunden hat.

Der Betrieb

Lucas Aerospace ist eine Tochter des britischen Elektromultis Lucas Industries, der in den 60er Jahren durch Fusion mehrerer im Luftfahrtbereich tätiger Firmen mit staatlicher Unterstützung entstand. Lucas ist an der Lieferung der Ausrüstung für fast alle europäischen Flugzeugprojekte beteiligt: darunter Concorde, A 300 B Airbus, die sowjetische TU 144 und das multi-role Kampfflugzeug MRCA Tornado. In seinen siebzehn über ganz England verstreuten Betrieben beschäftigt Lucas eine relativ hochqualifizierte Belegschaft, deren Fertigkeit nicht so sehr in der Produktion großer Stückzahlen, sondern in der Spezialmontage liegt. Neben seinen Produktionsstätten unterhält Lucas noch ausgedehnte Forschungs- und Entwicklungsabteilungen.

Die »Combines«

»Ohne die Entwicklung von Combines hätte es den ›Alternativplan‹ nie gegeben«, sagt Mick Cooney, Werkmaschineneinrichter, aktives Mitglied der »blue-collar«-Gewerkschaft AUEW und Vorsitzender des Combine. Was aber bedeutet das »Lucas Aerospace And Defence Systems Combine Shop Stewards Committee«, welches abgekürzt Combine genannt wird? Ende der 60er Jahre setzte der damalige Premierminister Harold Wilson das Bild von der »Weißglut des technologischen Wandels« in Umlauf: alte Produktionsstrukturen sollten »niedergebrannt« werden und neuen, produktiveren Verhältnissen Platz machen. Im Ergebnis dieses Wandels wurden vor allem Unternehmenskonzentrationen gefördert und Tausende von hochqualifizierten Arbeitsplätzen »weggebrannt«. Die auf diese Weise ent-

stehende Arbeitslosigkeit betraf oftmals ganze Regionen. Leiden mußte besonders die Luftfahrtindustrie, die an Überkapazitäten und an der starken amerikanischen Konkurrenz litt.
Gemessen an dieser rapiden Entwicklung erwiesen sich die überkommenen Strukturen der britischen Gewerkschaften in zunehmendem Maß als veraltet. Sie waren aus ursprünglich handwerklichen Organisationen hervorgegangen, deren erstes Ziel die Wahrung der beruflichen Autonomie sowohl gegenüber den Unternehmern als auch gegenüber »fremden« Berufsgruppen war. Auch die Entstehung der Massengewerkschaften ungelernter Arbeiter um die Jahrhundertwende änderte an dieser traditionellen Haltung nur wenig. Es blieb bei der gewerkschaftlichen Organisierung auf der Basis von Berufen und nicht, wie zum Beispiel in der Bundesrepublik, von Industriebranchen. Als in den 60er Jahren innerbetriebliche Rationalisierungen und technologische Umwälzungen immer stärker die berufliche Autonomie der einzelnen Gruppen bedrohten, führte diese Haltung zwar einerseits zu einer starken Zunahme der Zahl der Streiks, aber andererseits dazu, daß diese Streiks zumeist auf die direkt betroffenen Gruppen beschränkt blieben.
Angesichts dieser Unfähigkeit der Gewerkschaftsbewegung, auf die Expansion der multinationalen Konzerne mit neuen, den Multis adäquaten und schlagkräftigen Organisationsprinzipien zu reagieren, schlossen sich die Shop Stewards (die etwa den gewerkschaftlichen Vertrauensleuten in der BRD vergleichbar sind) zusammen. Auf *Abteilungsebene* gibt es diese Zusammenschlüsse schon lange. Auf *Werksebene* haben sie als Joint Shop Stewards Committees ihre Anerkennung durch die Gewerkschaften und das Management erst in den letzten Jahren durchsetzen können. Das Combine aber, von dem hier die Rede ist, ist ein Zusammenschluß der Shop-Stewards auf *Konzernebene* und ist eine Entwicklung der jüngsten Zeit.
Combines dieser Art werden in schöner Einhelligkeit sowohl von den Gewerkschaften als auch vom Management abgelehnt: Die Gewerkschaften fühlen sich von ihnen verdrängt; das Management sieht in den reaktionsschnellen und basisnahen Combines einen potentiellen überregionalen Unruheherd, mit hohem Verständigungs- und Kommunikationsgrad.
Die Combines selber nehmen die Angriffe eher gelassen hin. Mick Cooney drückt das so aus: »Wir haben keinerlei Absicht, die offiziellen Gewerkschaften zu untergraben. Alles was wir von ihnen verlangen, ist anzuerkennen, daß es uns nun mal gibt und auch geben soll. Wir hatten zu keiner Zeit vor, mit dem TUC [dem Dachverband der britischen Gewerkschaften] oder unseren eigenen Organisationen in Konkurrenz zu treten.«[5]
Mitglieder im Combine sind die von den »Joint Shop Stewards Committees« in jedem Werk gewählten Vertreter. Die Funktion des Combine

besteht darin, »solche Schritte zu unterstützen, zu koordinieren und zu initiieren, die notwendig sind, um Arbeitsplatzsicherheit, Löhne und Arbeitsbedingungen aller Beschäftigten von Lucas zu verbessern«[6].
Im Combine war man sich von Anfang an der Gefahr bewußt, daß »das Combine selbst ein bürokratisches Gremium werden könnte und daß die Zentralisierung der Aktivitäten aller Werke in einem einzigen Gremium auch eine Gefahr darstellt«[7]. Aus diesem Grund haben die Beschlüsse des Combine nur den Charakter von Empfehlungen an die Joint Shop Stewards Committees der einzelnen Werke, denn das Combine will und kann etwaige Einwände der Shop Stewards eines Werkes nicht auf administrativem Weg abschneiden. »Wenn ein Werk die Beschlüsse des Combine zurückweist, muß das klar zur Kenntnis genommen werden; aber normalerweise funktioniert die Umsetzung der Beschlüsse ausgezeichnet.«[8]. Die Sitzungen des Combine sind für die Mitglieder der Joint Committees öffentlich, aber nur ein Vertreter jedes Werks ist abstimmungsberechtigt, unabhängig von der Größe des Werks. Vor jeder Sitzung des Combine müssen sich also in den einzelnen Werken die Shop Stewards von Arbeitern und Angestellten sowie von den verschiedenen Gewerkschaften über ihre Stimmabgabe im Combine einigen. Daraus entstehen natürlich Konflikte, meistens aber führt diese Bestimmung dazu, daß die einzelnen Punkte sorgfältig diskutiert werden und daß am Ende eine Einheit entsteht.
Wie sehr das Combine bemüht ist, Entscheidungen nicht über die Köpfe seiner Mitglieder hinweg zu treffen, sondern ihnen Zeit für individuelle Lernprozesse zu geben, macht das Beispiel der Haltung des Combine zur Frage der Atomkraftwerke deutlich: obwohl im Alternativplan energiesparende Produkte Priorität besitzen und die Gewinnung von Energie aus Wind, Sonne und Wellen anvisiert wird, hat sich das Combine nach langen internen Debatten erst vor kurzem gegen Atomkraftwerke ausgesprochen.

Der Alternativplan

Den ersten Anstoß für die Ausarbeitung eines Alternativplans (LACP) gab ein Treffen des Combine 1974 mit dem damaligen Industrieminister Tony Benn. Benn informierte das Combine darüber, daß das Rüstungsbudget in den nächsten Jahren wahrscheinlich gekürzt werde. Das Combine-Committee sei deshalb gut beraten, alternative Produkte vorzuschlagen, insbesondere solche mit ›intermediate technology‹, die den Mitgliedern des Combine im Falle einer Budgetkürzung weiterhin Arbeit geben könnten.
Auch das Combine betrachtete eine Kürzung des Rüstungsbudgets als »sowohl unvermeidbar als auch wünschenswert«.[9] Deshalb versandte es Briefe an 180 Persönlichkeiten und Institutionen, die sich mit alternativer

Technologie beschäftigten: Briefe mit der Bitte um Vorschläge für sozial nützliche Produkte, die Lucas anstelle der Rüstungsgüter herstellen könnte.
Von den 180 Angeschriebenen reagierten drei! Daraufhin verteilte das Combine Fragebögen an die Belegschaft. Diese Fragebögen waren dialektisch aufgebaut: einerseits sollten sie das Combine mit Informationen über mögliche alternative Produkte versorgen, andererseits sollten sie bei den Angeschriebenen ein Problembewußtsein erzeugen.
Den endgültigen Plan stellte das Combine im Januar 1976 der Öffentlichkeit vor. Dieser Plan umfaßt Vorschläge für 150 Produkte, die sechs Bereichen zugeordnet wurden. Fast alle diese Vorschläge stammen von der Lucas-Belegschaft selbst.
Für jeden dieser sechs Bereiche haben die Shop Stewards einen 250-seitigen Bericht verfaßt, der nicht nur eine detaillierte technische Beschreibung der alternativen Produkte enthält, sondern auch eine Untersuchung der für diese Produkte in Frage kommenden Märkte. Da die Shop Stewards keine Lust verspüren, für das Management Gratisarbeit zu leisten, haben sie bisher nur 12 der 150 Produkte bekanntgegeben. Über die restlichen, noch geheimgehaltenen, wollen sie nur in konkreten Verhandlungen sprechen. Die sechs Produktbereiche sind:

1. Unterseegeräte
– Entwicklung von Tiefseeölförderungsanlagen und Geräten zur Gewinnung der riesigen Mengen an Metallknollen auf dem Grund der See; beides sind Projekte, in die auch von anderen Konzernen gewaltige Summen investiert werden. In der letzten Zeit aber entwickelte sich im Combine aus ökologischen Gründen eine große Skepsis gegenüber dieser Art von Erschließung der Ressourcen des Meeres.
– Entwicklung von ferngesteuerten Geräten für »Unterwasserfarmen«.

2. Telechirische Maschinen
– Entwicklung ferngesteuerter Bergwerkmaschinen und Löschgeräte für Hochhausbrände. Telechirics sind ferngesteuerte Geräte. Sie sollen den Arbeitenden aus der Gefahrenzone entfernen, aber über ein System von Fernsehkameras, Geräusch- und vielleicht sogar Geruchssensoren im Bedienungsraum die Verhältnisse vor Ort trotzdem exakt reproduzieren. Der Arbeitende bleibt in ständiger Tuchfühlung mit dem Arbeitsgegenstand und ist nur räumlich »verschoben«. Das Prinzip telechirischer Geräte ist somit dem des Roboters entgegengesetzt, der die Kontrolle des Arbeitsprozesses völlig auf sich konzentriert, was für den Arbeitenden einen erheblichen Qualifikationsverlust bedeutet. Telechirics stellen aber nicht nur eine Möglichkeit dar, die bisher mit der Automation verbundenen sozialen

Lasten zu vermeiden, sondern mit ihrer Hilfe lassen sich auch viele Aufgaben lösen, für die Roboter in absehbarer Zukunft nicht zur Verfügung stehen werden.

3. Transportsysteme
– Entwicklung eines Benzin-Elektro-Hybridmotors: ein kleiner, ständig auf optimaler Tourenzahl laufender Verbrennungsmotor ist mit einem Generator gekoppelt, der seinerseits wiederum einen Elektromotor antreibt. Als Zwischenspeicher dient eine Batterie, die auch den beim Bremsen erzeugten Strom aufnimmt. Dieser Hybridmotor benötigt nur 50% der Energie eines vergleichbaren Benzinmotors und reduziert die Abgase um 80%. Außerdem ist er nur auf zehn Meter Distanz hörbar und im Gewicht viel leichter als ein vergleichbarer Elektromotor.
– Das Straßen-Schienen-Fahrzeug. Es fährt auf Gummireifen und hält auf der Schiene mittels hochklappbarer Steuerungsräder die Spur. Auf der Straße fährt es wie jedes Auto. Diese Konstruktion hat sich so gut bewährt, daß mit dem von den Shop Stewards hergestellten Prototyp auf der East Kent Railway Hochgeschwindigkeitstests durchgeführt werden. Später soll dieses Fahrzeug auch noch mit dem Hybridmotor, mit Verzögerungsbremsen und Mikroprozessoren zur Geschwindigkeitskontrolle ausgestattet werden.
– Steuerungssysteme für Luftkissenfahrzeuge.

4. Bremssysteme
– Entwicklung einer Verzögerungsbremse zum Schutz vor Bremsversagen bei Kraftfahrzeugen.
– Entwicklung von Radarsensoren zur Verhinderung von Auffahrunfällen.
– Entwicklung eines Mikroprozessorsystems zur automatischen Geschwindigkeitsregulation von Zügen.

5. Alternative Energiequellen
– Koppelung von Sonnentechnologie mit Windrädern und Wärmepumpen bei einem »integralen Haus«, das nur einen Bruchteil der sonst notwendigen konventionellen Energie für Heizung und Warmwasser benötigt.
– Bau einer 30-Kilowatt-Brennstoffzelle auf Wasserstoffbasis.
– Herstellung von Wärmepumpen auf Erdgasbasis.

6. Medizinische Ausrüstung
– Lucas erzeugt bereits Herzschrittmacher und Dialysemaschinen (»künstliche Nieren«). Da aber in Großbritannien noch jeder zweite Mensch mit Nierenversagen mangels Dialysemaschinen stirbt, fordert das Combine die

sofortige Ausweitung der Produktion um 40%. Außerdem experimentieren die Lucas-Arbeiter daran, Dialysemaschinen wesentlich kleiner und billiger zu bauen.
– Anwendung von Radartechnologie zur Konstruktion von Sehhilfen für Blinde.
– Anwendung von Flugzeugtechnologien zum Bau künstlicher Gliedmaßen.
– Entwicklung eines Geräts für Herzinfarktpatienten: etwa 30% der Herzinfarktpatienten sterben in den ersten zwei Stunden nach dem Schlaganfall. Bisher existierende Geräte, die diese Zeitspanne überbrücken könnten, sind zu schwer, um sie in Rettungsmobile einbauen zu können. An neuen Geräten, die leichter sind, arbeitet das Combine.
– Entwicklung eines Wärmeaustauschgerätes: es kommt immer wieder vor, daß bei Operationen das Wärmeregulationssystem des Patienten versagt. Als Folge davon verdickt sich sein Blut und der Patient stirbt. Das könnte durch einen einfachen Wärmeaustauscher verhindert werden, den das Combine schon gebaut hat.
Sonstige Produktbereiche sind: Kugelbolzen für Präzisionsventile und Universalmotoren für die Dritte Welt, die alternativ mit Methan, Benzin oder Diesel betrieben werden können und je nach Aufsatz als Generator, Kompressor oder Pumpe fungieren.

Ebenso wichtig wie die Veränderung ihrer Arbeitsprodukte ist für die Arbeiter von Lucas die Veränderung der Produktionsweise selbst. Ihr Argument: Es hieße auf halbem Wege stehenbleiben, einerseits für die Produktion sozial nützlicher und ökologisch adäquater Güter zu kämpfen, wenn andererseits die Arbeitsverhältnisse so ausbeutend, entfremdend und ökologisch schädlich bleiben wie bisher.
Deshalb hat das Combine ein »ziemlich radikales Job Redesign« (Alternativplan) vorgeschlagen, das die Lucas-Belegschaft vor der Dequalifizierung durch die Einführung neuer Technologien schützen soll. Dieses »Job Redesign« geht weit über das hinaus, was bisher unter Bezeichnungen wie »teilautonome Gruppen« realisiert worden ist. Design, Entwicklung und Produktion sollen von integrierten Teams vorgenommen werden, die die praktischen Erfahrungen der Arbeiter mit den wissenschaftlichen Kenntnissen der Techniker verbinden.
Das Combine unterschätzt die Schwierigkeiten keineswegs, die einem solchen Vorhaben entgegenstehen. Aber es stützt sich in seinen Vorschlägen auf gelungene Beispiele: Viele der im Alternativplan vorgeschlagenen Produkte wurden, wie schon erwähnt, als Prototypen von Arbeiter-Techniker-Teams in deren Freizeit gebaut. Dabei erwies sich, daß die angestrebte Form der Organisation des Arbeitsprozesses durchaus realistisch und allen

anderen Formen überlegen ist. Sollten Entlassungen notwendig werden, bevor die Produktion den Vorschlägen des Alternativplanes gemäß umgestaltet worden ist, so hätte jedes Mitglied der Belegschaft Anrecht auf ein Bildungsprogramm, das sich an ihren Interessen orientiert, und an einem Programm von »Work-Sharing« am Arbeitsplatz.

Das Combine und die alternative Technologie

Am Anfang der Beziehungen des Combine zur Wissenschaft stand die Enttäuschung: lediglich drei Antworten auf 180 ausgesandte Briefe. »Eine der Erfahrungen, die uns am meisten enttäuscht haben, war jene, daß wir trotz so vieler Jahre der Diskussion über alternative Technologie nur drei nützliche Vorschläge erhalten haben. Der Alternativplan . . . ist daher hauptsächlich unser eigenes Werk; aber natürlich gibt es nichts Schlechtes an dieser Art von Unabhängigkeit.«[10]

»Self reliance« (zu deutsch etwa: »sich auf die eigenen Kräfte stützen«) wurde daher zum Schlüsselbegriff des Alternativplans. Das Combine war von sich aus in der Lage, Vorschläge zu machen, die sowohl in technischer Hinsicht umwälzend waren als auch seinen sozialen und politischen Interessen entsprachen.

In den erwähnten Briefen erbat das Combine ausdrücklich Vorschläge auf der Basis alternativer Technologie. Diese »enge« Haltung war ein Produkt der schlechten Erfahrungen mit der Einführung neuer »high technologies«, die die Arbeit enthumanisiert und dequalifiziert haben: statt die Probleme zu lösen, waren die »high technologies« oft genug selbst zu einem Problem geworden.

»Wir meinen, daß diese Probleme nicht allein durch das Verhalten von Wissenschaftlern und Technikern entstehen, sondern ihre Wurzeln in einer Gesellschaft haben, die die fachlichen Kompetenzen und Fähigkeiten der Wissenschaftler mißbraucht. Wir dagegen teilen die Ansicht, daß Wissenschaftler, Techniker und Arbeiter dieser Industrien (wie z. B. LA) gehalten sind, die Grundannahmen, auf denen die Großindustrie basiert, zu hinterfragen. Wir meinen, daß sie versuchen müssen, ihre Kompetenzen und ihre Fähigkeiten im Interesse der Gemeinschaft als ganzer zu benutzen. Indem wir das sagen, sind wir uns der Tatsache bewußt, daß diese Ansicht viele der ökonomischen und ideologischen Selbstverständnisse unserer Gesellschaftsordnung in Frage stellt.«[11]

»Alternative Technologie« bedeutet für das Combine, daß für jedes der vorgeschlagenen Produkte die Frage untersucht wurde, welches Niveau an Technologie den Anforderungen optimal entspricht: »high technology« wurde keinesfalls grundsätzlich ausgeschlossen, aber in ihrer Anwendung durch *ein* Kriterium eingeschränkt: die sozial nützlichen Geräte sollen ihrem Benutzer ein größtmögliches Maß an Kontrolle über das Produkt vermitteln. Die Anwendung der Technologie soll also autonomieorientiert sein.

Die Kritik an der Funktion von Wissenschaft und Technologie im Produktionsprozeß führte, über die innerbetriebliche Praxis hinaus, zur Gründung des »Center for Alternative Industrial Technological Systems« (CAITS) am North East London Polytechnicum. Das CAITS, als Clearingstelle für die Arbeit an den alternativen Produkten gedacht, stellt nun die Nahtstelle zwischen der Fortentwicklung der Produkte und Beratung der Lucas Shop Stewards durch den Lehrkörper des Polytechnicums einerseits und der völligen Veränderung des Lehrinhalts der technischen Studiengänge (Entwicklung sozial nützlicher Produkte) andererseits dar. Es ist fast überflüssig zu erwähnen, daß mit dieser Neuorientierung des Studiums nicht nur eine Kritik an der ›Neutralität‹ der bisher gelehrten Wissenschaft, sondern auch eine Kritik der sozialen Verhältnisse insgesamt verbunden ist.
Für das Polytechnicum bedeutet die Zusammenarbeit mit dem Combine beispielsweise, daß einige Studenten ein Handbuch schreiben, welches es jedermann ohne besondere Voraussetzungen ermöglichen soll, theoretisch hinzuzulernen und gleichzeitig ökologisch wünschenswerte Häuser zu errichten. Wenn es gelingt, dafür Unterstützung seitens der Regierung zu erhalten, könnte diese Zusammenarbeit auf Gebieten zur Geltung kommen, in denen sowohl Arbeitslosigkeit als auch Wohnprobleme herrschen.
Das CAITS steht unter der kollektiven Leitung der Shop Stewards von Lucas, Professoren des Polytechnicums und anderer Universitäten und eines lokalen Abgeordneten. Nach Aussagen der Beteiligten arbeitet dieses einmalige Gremium ungeheuer produktiv. Combines anderer Industrien, die an Alternativplänen arbeiten, beteiligen sich ebenfalls. Die Idee der Produktion sozial nützlicher Güter bringt ein schon seit langem schwelendes Unbehagen auch von großen Teilen der Techniker, Ingenieure und Naturwissenschaftler auf den Begriff, wie die enthusiastische Reaktion vieler von ihnen beweist. Sie könnte jenes Potential an kreativen Ideen freisetzen, das bisher, unter einem Berg von Resignation verschüttet, keinen Ausdruck finden konnte.

Finanzierung

Nicht alle der im Alternativplan vorgeschlagenen Produkte sollen auch mit Gewinn verkauft werden: während einige Geräte, z. B. Wärmepumpen, große Gewinne in Aussicht stellen, sollen andere, sozial wichtige, zu Selbstkostenpreisen oder sogar darunter verkauft werden. Das sind besonders die medizinischen Geräte und jene für die Dritte Welt.
Um zu verhindern, daß das Management die Belegschaft zu spalten versucht und, in einem einzigen Betrieb, nur die profitabelsten Produkte (des Alternativplanes) herstellt, hat das Combine der Öffentlichkeit bisher lediglich solche Produkte genannt, die nur durch die Kooperation mehrerer

Werke erzeugt werden können. Falls sich das Management bereit erklärt, den Plan zu realisieren, könnte in einigen Werken sofort mit der Produktion bestimmter Produkte begonnen werden, in anderen Werken wäre eine Phase der Umstellung notwendig. Zur Finanzierung dieser Umstellung macht das Combine folgende Vorschläge:

1. Ein bestimmter Prozentsatz der Gewinne von Lucas könnte als eine Art »Soziallohn« zur Finanzierung der Arbeit an alternativen Produkten dienen; von einigen Gewerkschaften wurde diese Forderung inzwischen übernommen.

2. Ein »work-sharing«-Programm mit Arbeitslosen: Wenn man zur Arbeitslosenunterstützung noch den dazugehörigen Teil an Verwaltungskosten addiert, kommt man annähernd auf den Durchschnittslohn eines englischen Arbeiters.[12] Arbeitslose könnten nun bei der Umstellung der Produktion und später bei der Herstellung der neuen Produkte einen wesentlichen Beitrag leisten.

3. Eine weitere, finanziell vielleicht die ertragreichste Möglichkeit, die Kosten der Umstellung zu decken, böte ein zwischen dem Management von Lucas, dem Staat und den Gewerkschaften bzw. dem Combine abgeschlossenes »planning agreement« auf der Grundlage des Alternativplans. Auf der Basis dieses »planning agreement« könnte Lucas Steuererleichterungen und andere staatliche Hilfen erhalten. Da aber »planning agreements«, wie vom früheren Industrieminister Benn erwogen, nicht obligatorisch sind, sondern nur freiwillig abgeschlossen werden können, weigert sich das Management von Lucas bisher, »planning agreements« zur Kenntnis zu nehmen.

Das Gespenst des Betriebsegoismus

Wenn unverzagte Linke in nächtlichen Diskussionsrunden nach einem gangbaren Weg zum Sozialismus suchen, folgt der Idee der Arbeiterselbstverwaltung stets ihr getreuer Schatten, der unermüdliche Betriebsegoismus. Wie steht es damit bei Lucas?

Wenn ein anderes Combine, von Entlassungen bedroht, einen Alternativplan aufstellen will, ist das Lucas-Combine bereit, ihm Produkte aus dem eigenen Plan zu überlassen. Denn, so sagt der Lucas-Combine-Sekretär Scarbrow: »Es ist befriedigend zu wissen, daß die im Plan projektierten Ideen von anderen Arbeitern übernommen und ausgearbeitet werden und das ganze Ethos weitverbreitete Unterstützung erfährt.«[13] Und die Verbreitung hat auch schon stattgefunden. Als während der Aufstellung des Lucas-Plans Ideen auftauchten, für deren Verwirklichung Lucas von seinen Produktionsvoraussetzungen her weniger gut geeignet ist als andere Firmen, hat das Lucas-Combine diese Ideen kurzerhand an die Combines in den dafür geeigneten Industrien weitergegeben. Nicht ohne Stolz stellt der

Vorsitzende Mick Cooney fest: »Das hätte das Management nie gemacht; vielleicht hätte es die Ideen verkauft, aber sie einfach anderen weiterzugeben, das ist für das Management unvorstellbar.« Dieser Überwindung des Konkurrenzdenkens entsprechend beziehen sich inzwischen die Alternativpläne verschiedener Combines aufeinander: Der Alternativplan von Vickers z. B. sieht auf dem Gebiet der Unterseegeräte eine enge Kooperation mit dem Combine von Lucas vor; der Plan von BAC kooperiert beim Bau von Leichtgewichtwaggons. Als 1972 im Werk Burnley Leute entlassen werden sollten, entwendeten die Shop Stewards im Werk Neasden die Unterlagen zur Produktion von Dialysemaschinen und brachten sie nach Burnley. Zwar erfüllte das Management die Forderung der Shop Stewards nach Ausweitung der Produktion von Dialysemaschinen nicht, aber die Entlassungen wurden zurückgenommen.

Auch die im Lucas-Plan entworfene Beziehung zu den Konsumenten sprengt das Schema des Betriebsegoismus: während bisher vereinzelte, anonyme Konsumenten mächtigen Konzernen gegenüberstehen, denen der Markt die Gelegenheit bietet, erfolgreich ihre Interessen durchzusetzen, soll nach der Vorstellung des Combine an die Stelle des Marktes eine enge Kooperation zwischen Konsumenten und Produzenten treten. Der Erfolg solcher Kooperationsbeziehungen hängt freilich davon ab, ob sich auch die Konsumenten zu Kollektiven zusammenschließen: im Falle der medizinischen Geräte sind es die im Entstehen begriffenen Combines in den Spitälern und Gruppen des National Health Service; im Falle alternativer Energiequellen dimensioniert das Combine die Wärmepumpen, Sonnendächer etc. zusammen mit denjenigen kommunalen Gruppen, für die sie gebaut werden und die sie später reparieren können sollen. Mike Cooley sagt: »Wir halten für besonders wichtig, daß die Entwicklung auf diesem Gebiet zur Errichtung kommunaler Heizungssysteme führt und nicht mehr bloß als individualistischer Schnick-Schnack für von Architekten entworfene Einzelhäuser dient.«[14]

Anstatt also seine Machtstellung auszunutzen, will das Combine von sich aus deren Abbau. Damit aber verschwindet die Basis jedes Betriebsegoismus. Sich wechselseitig beeinflussende Combines, Kooperativen, Community Centers und Bürgerinitiativen treten also an die Stelle des Marktes und bieten die Möglichkeit dafür, daß sich allmählich neue Formen sozialer Beziehungen entwickeln.

Selbstverwaltung

Auf der Basis seiner Erfahrungen in der Konstruktion von Flugzeugbestandteilen konstruierte Mike Parry Evans, ein Lucas-Designer, in seiner Freizeit ein Wägelchen für ein an Spina Bifida (Spaltwirbel) leidendes Kind:

das Hob-Cart. Evans arbeitete dabei u. a. mit einem Arzt und einem Physiotherapeuten zusammen. Den Augenblick, als er dem Kind das Wägelchen überreichte, beschreibt Evans als »eine der bereicherndsten Erfahrungen in meinem ganzen Leben«. Zum ersten Mal hatte er ein sozial nützliches Gut hergestellt. Und er hatte gesehen, wie dieses Produkt das Leben eines anderen Menschen völlig veränderte.
Die Spina-Bifida-Gesellschaft von Australien war so begeistert vom Hob-Cart, daß sie sofort 2000 Stück davon bestellte. Trotzdem lehnte das Management von Lucas ab, Hob-Carts zu produzieren. Begründung: Was bei Lucas produziert werde, bestimme allein das Management. Das Beispiel des Hob-Carts macht eine Reaktionsweise des Managements deutlich, die sich bei den Verhandlungen um die Übernahme des Alternativplans wiederholen sollte: sogar sonst durchaus konservative Zeitschriften wie *the engineer* hatten ihn enthusiastisch gefeiert. Und: »Was jetzt bei Lucas geschieht, ist nur ein Vorläufer einer Entwicklung, die letztlich die gesamte Industrie berühren wird«[15], hatte *Industrial Management* geschrieben. Das Lucas-Management aber behielt für den Plan dennoch taube Ohren.
Angesichts dieser Haltung des Managements fügte *Industrial Management* warnend hinzu:

»Statt lange auf Schwierigkeiten zu warten und dann erst das Werkzeug niederzulegen, ist es viel wahrscheinlicher, daß die Arbeiter zum Konflikt bereit sind. Davon abgesehen ist es das Dokument (der Alternativplan) ohne jeden Zweifel wert, vom Management beachtet zu werden, denn es zeigt, daß die Arbeiter, wenn die Manager ihren Job nicht befriedigend ausführen, in der Lage sind und das know-how besitzen, diese Aufgabe anstelle der Manager selber zu übernehmen.«[16]

Genau diese Erkenntnis hat sich in der Belegschaft durchzusetzen begonnen: »Management ist weder eine Fertigkeit noch eine Wissenschaft, sondern eine reine Herrschaftsbeziehung; einfach ein schlechter Brauch, den wir von Kirche und Armee geerbt haben.«[17]
Allerdings sickert dieses Bewußtsein, über die white-collar-Schichten, die sich in den letzten Jahren zunehmend radikalisiert haben, erst allmählich in die Belegschaft als ganze ein.

»Was wir im Augenblick machen, ist, jenen Mythos zu zerstören, der den Arbeitern – blue-collar und white-collar – Tag für Tag und Stunde für Stunde eingetrichtert wurde: daß sie mit ihrem Seelenheil vom Management abhängig sind. In Wirklichkeit ist es doch so, daß das Management seine Entscheidungen nur auf der Basis der Informationen treffen kann, die wir ihm liefern. Wenn sie versuchen sollten, uns heute in Burnley zu entlassen, könnten wir die fünf höchsten Manager einfach aussperren und das Werk allein betreiben«,

sagt Phil Asquith, Shop Steward der Technikergewerkschaft AUEW-TASS.[18]
Konfrontiert mit einer Entwicklung, die es selbst ebenso überflüssig zu machen droht wie die Techniker, beginnt sich aber besonders im unteren Management Widerstand gegen das eigene General Management zu regen:

untere Manager unterstützen den Alternativplan bereits. Einer dieser Manager in Burnley formulierte diese Sympathie so:

»Ich denke, daß wir dem Plan letztendlich unseren Segen geben werden, und ich hoffe, daß auch das zentrale Management den Plan akzeptieren wird, wenn es sieht, mit wieviel Enthusiasmus ihn unsere Belegschaft vertritt.«[19]

Der Stand der Entwicklung

Das Combine hatte gehofft, mit dem Management zu einer Einigung über die Realisierung des Alternativplans zu kommen. Natürlich hatte das Combine nicht daran gedacht, von einem Tag auf den anderen mit der Produktion von Flugzeugbestandteilen Schluß zu machen; die Produktion sozial nützlicher Güter sollte vielmehr in dem Maß ausgeweitet werden, wie Leute in den traditionellen Sparten der Produktion überflüssig werden. Die Hoffnung auf eine schrittweise Einigung mit dem Management aber trog: in einem Dokument vom 24. 4. 1976, »Reply to a report entitled Corporate Plan«, lehnte das Management Verhandlungen mit dem Combine ab.

Das Combine wandte sich daraufhin an die Labour-Regierung mit der Bitte um Unterstützung. Das Department of Industry erklärte bedauernd, daß es auf die interne Politik des Managements von Lucas leider keinen Einfluß habe (obwohl über 70% der Aufträge für Lucas vom Staat kommen). Gleichzeitig aber erhielt das Lucas-Management vor kurzem von der britischen Regierung ein Investitions-Geschenk von 31 Mio Pfund in Form von gestundeten Steuern.[20]

Das unter der neuen »industriellen Strategie« der Regierung Callaghan wiederbelebte National Economic Developement Council (NEDC) erklärte sich für unzuständig, da der Sektor »Luftfahrt« nicht unter jene 39 Sektoren der Industrie falle, die das NEDC für förderungswürdig hält. Andere staatliche Institutionen erklärten sich der Reihe nach ebenfalls für unzuständig.

Seit der Bekanntgabe von Teilen des Lucas-Alternativplans im Jahre 1976 ist nur an einer Stelle ein Durchbruch erzielt worden: in Burnley sind lokales Management und Combine übereingekommen, Prototypen der erdgasbetriebenen Wärmepumpen zu bauen.

So gleicht die Situation im Augenblick einer Art Patt: das Combine ist noch nicht stark genug, um das Management zwingen zu können, den Plan anzuwenden; das Management wagt nicht mehr, Leute zu entlassen, obwohl es Entlassungen immer wieder ankündigt – zuletzt am 17. 3. 1978 die Entlassung von 2000 Arbeitern in den nächsten zwei Jahren und die Schließung von fünf Werken.

Das Durchschnittsalter der Belegschaft von Lucas ist relativ hoch. Jobs, die durch »natürlichen Abgang« frei werden, werden vom Management nicht

neu besetzt. Gegen diese getarnten »Entlassungen« konnte das Combine noch keine Strategie entwickeln.
Einige der profitabelsten Produkte aus dem Alternativplan werden jetzt von großen ausländischen Konzernen entwickelt: der Hybridmotor von Volkswagen und Toyota, Wärmepumpen von Siemens, Unterseetechnologie von mehreren internationalen Konsortien. »Das Management opfert profitable Produkte, nur um zu beweisen, daß Arbeiter keine besseren Produkte vorschlagen können als sie selbst«, stellt Phil Asquith dazu bitter fest.[21]
Auch Lucas selbst expandiert ins Ausland, besonders nach Frankreich und in die Dritte Welt. Der Rhythmus dieser Expansion hat sich in den letzten Jahren verstärkt.
Außerdem hat sich mit Unterstützung des Managements eine Gruppe vom Combine abgespalten, die etwa 4000 Arbeiter, zumeist blue-collar-Leute, vertritt. Der Hauptgrund für die Abspaltung war, daß diesen blue-collars die ganze Entwicklung zu schnell ging und sie sich den sehr eloquenten Shop Stewards der white-collar-Gewerkschaften gegenüber unterlegen fühlten. Im Combine hält man diesen Bruch für eher vorübergehend und vertraut darauf, daß das Management trotz seiner Unterstützung für die Splittergruppe in seiner Entlassungspolitik keine Rücksicht auf sie nehmen wird.
All diese Ereignisse bewirken, daß für das Combine die Durchsetzung des Alternativplans von Tag zu Tag schwieriger wird. Es gibt aber auch bessere Erfahrungen: In mehreren Konzernen entstanden Combines, die Alternativpläne entweder schon ausgearbeitet haben oder dabei sind, es zu tun; darunter befinden sich Vickers, Rolls-Royce, Chrysler und einige Firmen, die Generatoren für Atomkraftwerke liefern.
Länder der Dritten Welt wie die VR China und Sambia, aber auch Spanien interessieren sich für das Straßen-Schienen-Fahrzeug. Auch auf den Universitäten wächst sowohl unter Professoren als auch unter Studenten das Interesse am Alternativplan.
Darüber hinaus vertraut das Combine darauf, daß das Management nicht auf Dauer mehrere tausend Leute einfach mitschleppen kann, sondern eines Tages doch gezwungen sein wird, sie aus ökonomischen Gründen zu entlassen. Damit eröffnet sich die Perspektive der Übernahme des Planes auf dem Wege von »industrial action«.

»Es ist sicherlich nicht die Vorstellung dieses Corporate Plans, daß Lucas in eine Art Schneepflug verwandelt werden könnte, um auf sich allein gestellt die gesamte Situation zu verändern. Es kann keine Inseln der Verantwortlichkeit und Rücksicht in einem Meer von Unverantwortlichkeit und Phantasielosigkeit geben. Unsere Intentionen sind weitaus maßvoller: wir wollen die Maximen unserer Gesellschaft ein wenig in Frage stellen und dazu einen kleinen Beitrag leisten, indem wir zeigen, daß Arbeiter bereit sind, für das Recht auf Arbeit an Produkten zu kämpfen, die menschliche Probleme wirklich lösen helfen, statt sie selbst erst hervorzubringen«,[22]

stellt der Plan mit britischen Understatement fest.

Man sollte angesichts der ungeheuer differenzierten Entwicklung des Lucas-Alternativplans nicht vergessen, daß es die ursprüngliche Intention des Combine war, Arbeitsplätze zu sichern. Mit dieser Arbeit war das Combine immerhin so erfolgreich, daß es das Management nun schon seit Jahren nicht mehr riskiert, auch nur einen einzigen Arbeiter zu entlassen. Die Ablehnung der Produktion von Rüstungsgütern zugunsten der Produktion sozial nützlicher Produkte, die jetzt das Charakteristikum des Alternativplans ist, trat erst später hinzu.
In der Ausarbeitung des Alternativplans hat das Combine völlig eigenständig wesentliche Elemente einer zukünftigen Gesellschaft vorweggenommen. Und das Combine hat den utopischen Plan mit der Entschlossenheit von 13 000 Arbeitern verknüpft, die um ihre Existenz kämpfen.

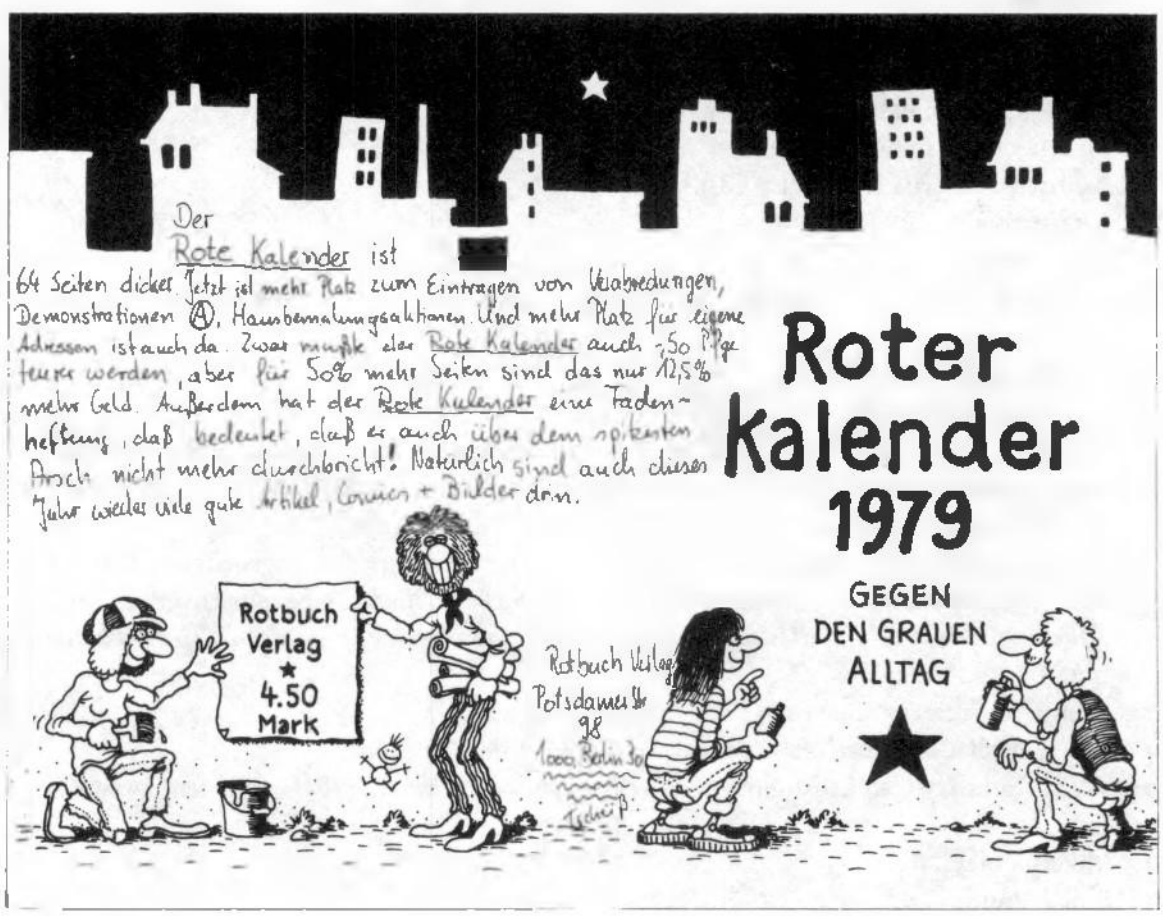
Anmerkungen

1 Mike Cooley, in: *Defence Cuts and Labour's Industrial Strategy*, Hg. Campaign for Nuclear Disarmament (CND), London 1976, S. 14.
2 Lucas Aerospace Corporate Plan (LACP), im Text kurz ›Alternativplan‹ genannt, Nottingham.
3 Paul Rodewald, zitiert nach Albrecht u. a., *Arbeitsplätze durch Rüstung?*, Reinbek bei Hamburg, 1978, S. 137.
4 Phil Asquith in einem Interview.
5 Mick Cooney in einem Interview.
6 Aus dem: Alternativplan (LACP).
7 Alternativplan (LACP).
8 Phil Asqith.
9 D. Elliott, »The Lucas Aerospace Worker's Campaign«, in: *Young Fabian Pamphlet*, London 1977, S. 6.
10 Alternativplan (LACP).
11 Mike Cooley.
12 Da mir für GB keine exakten Zahlen zur Verfügung stehen, sei das am Beispiel der BRD verdeutlicht: in der BRD wird davon ausgegangen, daß jeder Arbeitslose durchschnittlich die öffentlichen Haushalte mit DM 18 510 jährlich belastet (1975); davon entsprechen DM 11 610 realen Zahlungen (Arbeitslosengeld und Krankenversicherungsbeitrag). DM 6900 sind Einnahmeausfälle (Rentenversicherung, Steuern und Arbeitslosenversicherung). (Quelle: *Bildungs- und Beschäftigungssystem, Referentenleitfaden des DGB*, Düsseldorf 1977.)
13 Combine-Sekretär Scarbrow, zitiert nach Elliot, a.a.O.
14 Zitiert nach *Combine News* 9/76, der Zeitschrift des Combine.
15 »What Industry Can Learn From The Lucas Affair« in: *Industrial Management*, 7/1976.
16 ebda.
17 Mike Cooley.
18 Phil Asquith.

19 Zitiert nach: D. Elliott, »Energy And The Labor Movement«, geschrieben für: *The Leveller*, London.
20 *New Statesman* vom 25. Mai 1977.
21 Phil Asquith in einem Interview. *The Engineer* vom 13. Mai 1977 macht dem Management denselben Vorwurf.
22 Alternativplan (LACP).

Soweit nicht anders vermerkt, stammen die Zitate aus persönlichen Interviews.

Eine stark erweiterte Fassung dieses Artikels erscheint in *Politikon* Nr. 61.



Die Frau in der Gesellschaft

Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.)
Deutsche Dichterinnen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart
Geschichte – Lebensläufe
Mit Abb. Originalausgabe
Band 1994 / DM 9,80

Die Frau in der Gesellschaft
Frühe Texte
Herausgegeben von Gisela Brinker-Gabler
Band 1: Zur Psychologie der Frau
Mit Texten von Hedwig Dohm, Lou Andreas Salomé, Lily Braun, Minna Cauer, Gertrud Bäumer, Ricarda Huch, Marianne Weber u. a.
Originalausgabe
Band 2045 / DM 8,80

Ann Cornelisen
Frauen im Schatten
Leben in einem süditalienischen Dorf
Band 3401 / DM 7,80

Jutta Menschik
Gleichberechtigung oder Emanzipation?
Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik
Originalausgabe
Band 6507 / DM 4,80

Germaine Greer
Der weibliche Eunuch
Aufruf zur Befreiung der Frau
Band 1450 / DM 6,80

Shulamith Firestone
Frauenbefreiung und sexuelle Revolution
Band 1488 / DM 6,80

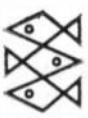
Hoffmann R. Hays
Mythos Frau
Das gefährliche Geschlecht
Band 3003 / DM 8,80

Elaine Morgan
Der Mythos vom schwachen Geschlecht
Wie die Frauen wurden, was sie sind
Band 1604 / DM 6,80

Hedi Wyss
Das rosarote Mädchenbuch
Ermutigung zu einem neuen Bewußtsein
Band 1763 / DM 5,80

Ursula Scheu
Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht
Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft
Originalausgabe
Band 1857 / DM 4,80

Alice Schwarzer
Der »kleine« Unterschied und seine großen Folgen
Frauen über sich – Beginn einer Befreiung. Erweiterte und aktualisierte Auflage
Band 1805 / DM 5,80



Fischer Taschenbücher

neues von TRIKONT

Françoise d'Eaubonne
FRAUEN UND TERROR

In diesem Text setzt sich die Autorin damit auseinander, inwieweit Methoden der Gewalt/Gegengewalt, die von bewaffneten Organisationen wie der RAF angewendet werden, geeignet sind, die notwendige Mutation der Systeme zu ermöglichen, und welche Rolle die Frauen in diesem Kontext spielen. Sie äußert sich sehr kritisch gegenüber feministischen Positionen, die die Anwendung von Gegengewalt gegen Patriarchat, Staat und Kapital aus Prinzip ausschließen, bleibt aber zugleich kritisch gegenüber allen traditionellen Positionen, die besagen: „Der Zweck heiligt die Mittel".

ca. 130 S. ca. 10 DM

Florian Rabe / Herbert Röttgen
VULKANTÄNZE
Linke und alternative Ausgänge

Wir beginnnen unseren Text mit dem *Mythos*: Nicht um ihn zu widerlegen, sondern um ihn zu beleben; hinterfragen kurz die Geschichte der *autonomen Bewegung* und reisen an ihre Grenzen. Als ein großes, untergründiges Tabu in der Emanzipationsdebatte erscheint uns die *Macht*. Gibt es die *Macht der Ohnmacht*, der Unfähigkeit, der Kritisiererei – kurz des negativen Denkens? Wird unsere Vorstellungswelt ausschließlich vom *Mangel* bestimmt? Weshalb lieben wir keine Männergruppen? – „Weil sie nichts anderes sind als das Spiegelbild des Patriarchen ...

144 S. 10 DM

AKWESASNE – wo das Rebhuhn balzt
Indianische Texte aus dem Widerstand

Die AKWESASNE NOTES sind heute die größte regelmäßige, panindianische Publikation auf dem nordamerikanischen Kontinent. In den letzten Jahren entwickelte sich die Zeitung zum Sprachrohr des indianischen Widerstands.

Die Auswahl der vorliegenden Beiträge – Essays, Analysen, historische Rück- und Ausblicke, Gedichte – umspannt die fünf Jahre zwischen 1973 und 1978, von Wounded Knee bis zur Genfer UNO-Konferenz.

310 S. mit Abb. 20 DM

Doug Boyd
ROLLING THUNDER
Erfahrungen mit einem Schamanen der neuen Indianerbewegung

Man kann wohl sagen, daß Rolling Thunder dort ansetzt, wo Castanedas Don Juan aufhört – an dem Punkt nämlich, wo das Bedürfnis entsteht, die innere Veränderung nach außen fortzusetzen; an einem Punkt, an dem viele scheitern und sich entweder völlig in sogenannte innere Sphären oder aber in eine entpersonifierte politische Arbeit flüchten. Und dennoch scheint gerade diese Verbindung eines inneren und äußeren Engagements ein wesentliches Ziel der heutigen Jugendbewegung zu sein.

250 S. 18 DM

Fodé Diawara
MANIFEST DES PRIMITIVEN MENSCHEN

Die provokative These Diawaras, eines jungen Agronomen aus Mali, ist, die weiße Rasse sei in ihrem aggressiven sozialen Verhalten eine Vorstufe in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, deren Verhaltensweisen schon von den nicht-historischen Gesellschaften überwunden worden seien. Diawara greift vor allem die weiße Fortschrittsideologie an, gemeint sind aber auch und vor allem die sozialistischen und bürgerlichen Entwicklungsmodelle, die die Industrialisierung des schwarzen Kontinents zum Ziel haben.

ca. 200 S. ca. 15 DM

TRIKONT - VERLAG GmbH, Kistlerstr. 1, 8000 München 90

Ernst Gerhards
Die Fabrik der Zukunft
Eine Reise zur CFDT

Für Claude, Sybil, Gilbert und all die anderen

Mit den wichtigsten Kernsätzen der unzähligen theoretischen Abhandlungen und programmatischen Verlautbarungen über den Arbeiterselbstverwaltungssozialismus im Kopf und in der Tasche war ich, im Zug nach Frankreich, sicher, von meiner Reise nach Utopia handfeste Beschreibungen von der Fabrik der Zukunft mit nach Hause nehmen zu können. Ich hatte mir vorgenommen, herauszufinden, wie die Fabriken der Zukunft, im schönen, endlich wahren Sozialismus einmal funktionieren würden. Dazu wollte ich Kollegen der Gewerkschaft CFDT (Confédération Française Démocratique du Travail) befragen. Denn die Eingeweihten in der Bundesrepublik wissen, daß diese Gewerkschaft so ganz anders ist, nämlich antikapitalistisch, antibürokratisch, kämpferisch. Sie hat die schönsten Losungen, steht hinter den fortgeschrittensten Arbeiterkämpfen. Sie kämpft für einen demokratischen Sozialismus auf der Basis des gesellschaftlichen Eigentums an Produktionsmitteln, der demokratischen Wirtschaftsplanung und der Arbeiterselbstverwaltung.

So sprach ich mit alten und neuen Freunden, Vertrauensleuten, Funktionären, Theoretikern, Betriebsräten, einfachen Mitgliedern der CFDT, mit Metallern, Eisenbahnern, Bauarbeitern, Ökonomen, Verkäuferinnen, Lehrern, Journalisten über den von den Beschäftigten selbst verwalteten Betrieb im Sozialismus. Aber keiner wollte spontan eine Beschreibung geben, konnte sagen: So soll es sein, und schon gar nicht: So wird es sein. Denn der Kampf für den Arbeiterselbstverwaltungssozialismus ist eine Praxis, keine Doktrin; Selbstbestimmung läßt sich nicht dekretieren, und ihre konkreten Inhalte vertragen ein Dekret erst recht nicht.

So zog ich von Paris nach Angers, von Nantes nach Flins, von Billancourt in das kleine bretonische Dorf Noyal-Muzillac, wo 18 Monaten lang die Arbeiter von Le Roux ihren Betrieb besetzt hielten.

In langen und bisweilen leidenschaftlichen Gesprächen kam immer wieder der Widerspruch zum Tragen zwischen revolutionären Fernzielen und gewerkschaftlicher Tagesarbeit, zwischen dem Kampf für die »Emanzipation der Arbeiterklasse« (Charte d'Amiens, 1906) und den Verhandlungen um graduelle Verbesserungen; dieser Widerspruch, der in der CFDT weder durch Verbannung der revolutionären Zielsetzungen in Sonntagsreden

noch durch Ächtung der Tagesforderungen einseitig gelöst wird, erwies sich als wirksamer Anstoß. Er bewirkte wohl keine Höhenflüge, er erlaubte aber das Weiterdenken und Weiterträumen von Vorstellungen, die aus der konkreten Arbeit und aus Diskussionen stammen.

Aus Begriffen und Losungen, aus Beschlüssen und Perspektiven, aus Erfahrungen und Erwartungen bastelte ich mir einen Rahmen, in den ich die Skizzen und Bilder einzupassen und zu strukturieren versuchte. Ich kam zurück mit einem unfertigen Bild und der Schwierigkeit, die Fülle der Vorstellungen mitteilbar zu machen. Das Ergebnis ist ein gestellter Reisebericht, bei dem ich das ungute Gefühl nicht los werde, in gewohnter Intellektuellenart aus der Praxis anderer mein Theoriesüppchen zu kochen.

Es fing denkbar schlecht an. Meine Vorstellungen, entstanden aus fleißiger Lektüre und revolutionärem Weitblick, wurden zutiefst enttäuscht durch den Eindruck der gewerkschaftlichen Praxis bei Renault, der ich nur das Etikett »reformistisch« zuzubilligen vermochte. Ich vermißte den revolutionären Elan der aktiven Kollegen, kritisierte das Aufderstelletreten in diesem Betrieb, dessen Beschäftigte mehr verdienen, sicherere Arbeitsplätze haben, über mehr gewerkschaftliche Rechte und Einfluß verfügen als ihre Kollegen in den meisten anderen französischen Betrieben. Ich war mit meinen Begriffen gekommen, wollte sie durch praktische Erfahrungen füllen und zu Bildern ausmalen lassen. Als ich Gilbert Declercq in Nantes so anging, fragte er mich, warum ich überhaupt gekommen sei, da ich doch schon so genau wisse, was ich erfahren wolle. Danach diskutierten wir acht Stunden lang. Wie soll die selbstverwaltete Fabrik im Sozialismus aussehen? Wenn wir schon mit zwei Unbekannten operieren, dann müssen wir uns erst mit ihrem Verhältnis zueinander beschäftigen. Was ist die Fabrik (warum überhaupt Fabrik, wo man gleich an arbeitsblaue Metallarbeiter denkt, obwohl die meisten Beschäftigten in Betrieben des tertiären Sektors arbeiten werden)? Was ist Sozialismus? Den können wir nur durch die Negation des Kapitalismus bestimmen: eine Gesellschaft ohne Ausbeutung, ohne Entfremdung, ohne Herrschaft. Wir wissen auch, was Sozialismus nicht ist: das Gesellschaftssystem des »realen Sozialismus«. Mit dem Verblassen und dem endlichen Zerfall des sowjetischen, chinesischen, kubanischen usw. Modells wurden wir von einer Zwangsjacke befreit; mit der Definition, d. h. dem Inhalt des Sozialismus wurde auch die Strategie fragwürdig, die zu ihm führen soll. Die marxistische Linke weiß nicht mehr so recht, was das heißt: die Gesellschaft verändern. Der Zweifel hat sich eingeschlichen. So sichere Glaubenswerte wie Revolution, Fortschritt, Staat sind fragwürdig geworden: Gibt es einen Zusammenhang zwischen revolutionärer Theorie und Totalitarismus? Garantiert der wissenschaftliche und technische Fortschritt soziale und politische Veränderungen? Kann der

Staat der zentrale Ort der sozialen Veränderung sein? Gilbert ist nicht unglücklich über diese »Glaubenszweifel«. Für ihn ist Sozialismus das gesellschaftliche System, in dem die Menschen anders produzieren, anders arbeiten, anders leben. Wie das aussieht, wie das entsteht, kann nicht die Folge einer unabdingbaren Logik, das Ergebnis einer objektiven(?) Notwendigkeit sein; das müssen die, die es angeht, kollektiv selbst erfinden und miteinander und zur Not auch gegeneinander durchsetzen. In diesem Sinne, d. h. als Methode, ist die »Autogestion«, die Arbeiterselbstverwaltung, zu begreifen, die zu einem demokratischen Sozialismus führt, und eben nicht als Modell.

In einem so vorstellbaren Sozialismus wird es Produktion und Dienstleistungen geben. Im Kapitalismus ist die Fabrik die Keimzelle, in der sich mittels der Warenproduktion das Grundprinzip der gesamten Gesellschaft realisiert, die Kapitalreproduktion. Im Sozialismus wird der Betrieb eine andere Funktion haben: Er wird der Ort sein, an dem die Güter produziert und die Dienstleistungen erbracht werden, die im kollektiven Entscheidungsprozeß zur Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse für nötig befunden wurden. Es kann keine vertikale Arbeitsteilung mehr geben, wo tatsächliche Demokratie herrscht; erforderliche horizontale Arbeitsteilung kann nicht zu Abkapselung, Korporatismus führen, wenn den Besitzern des Betriebes die Eigentümer hineinreden: die betroffenen Benutzer und Abnehmer, die Bevölkerung des nahen Stadtteils, der Stadt, der Gegend. Das Grundprinzip dieser humanistischen Vision ist nicht von ökonomischer, sondern von politischer Art: Es geht um die Fähigkeit, Kollektiventscheidungen dort zu fällen, wo sie anstehen: im Betrieb, im Stadtteil bis hin zu einer zentralen Stelle. Das setzt einen hohen Stand der Produktivkräfte, aber einen noch höheren Stand des Bewußtseins und der Verantwortung voraus. Wichtiger als die Funktion des Betriebes als Produktionsstätte wird seine Bedeutung als Institution der Formation, Information und Kommunikation sein. So wird sich auch der scharfe Gegensatz von Arbeit und Leben langsam aufweichen lassen. Der Sozialismus wird sicher nicht nur das Recht auf Arbeit bringen, sondern auch ein bißchen das Recht auf Faulheit. Auf jeden Fall aber die Möglichkeit einer befriedigenden Tätigkeit.

Gegen Ende mehrerer Gespräche, zumal dann, wenn sie bis tief in die Nacht hinein dauerten, tauchte das Unbehagen auf, sich beispielsweise eine Maschinenfabrik im perfekten Sozialismus vorstellen zu wollen. Bei der Frage: Würdest Du gern darin arbeiten, schaltete ich das Tonband aus . . .

Mit sauberen, schlimmstenfalls beklecksten Händen kann man rosigere Zukunftsvisionen sprießen lassen. Zwischen dem Träumbaren und dem allgemein Sichtbaren gibt es für die CFDT eine historische und tagtägliche gewerkschaftliche Praxis, die eine, ihrerseits wiederum kohärenzstiftende

Theorie hervorgebracht hat. Besonders Claude und Antoine legten großen Wert auf die Erläuterung der seit Mai 68 diskutierten und als Programm verabschiedeten Zielvorstellungen der CFDT. Die drei Pfeiler einer sozialistischen Gesellschaft sind: das gesellschaftliche Eigentum an Produktionsmitteln; die demokratische Planung der Wirtschaft auf lokalem, regionalem, nationalem Niveau; die sich auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erstreckende Selbstbestimmung und -verwaltung der Bevölkerung innerhalb und außerhalb des Produktionsprozesses (Autogestion).
Gesellschaftliches Eigentum heißt nun nicht: Verstaatlichung der Betriebe, die dann zentral statt des bisherigen Generaldirektors und Aufsichtsratsvorsitzenden einen Ministerialbeamten vorgesetzt bekämen. Eigentümer ist nicht die abstrakte Gemeinschaft, die sich in der Staatsbürokratie zentral konkretisiert, sondern sind je nach der lokalen, regionalen und/oder nationalen Funktion des Betriebes die von seinen Aktivitäten Betroffenen, die Beschäftigten, die Verbraucher und Benutzer. Ihr aus dem Eigentumstitel erwachsendes Recht besteht in der Entscheidungsgewalt über Nützlichkeit, Qualität und Quantität sowie die Herstellungsweise der Produkte bzw. Dienstleistungen. Die Entscheidungen werden im Rahmen eines demokratisch auf allen Ebenen von den gewählten Vertretern der Gesamtbevölkerung diskutierten und verabschiedeten Wirtschaftsplans getroffen. Selbstverständlich wird die Ausarbeitung und Durchführung des Plans ständig auf Widerspruch stoßen müssen: Die Bretagne wird gegen die Bevorzugung der Rhône-Alpes-Region protestieren; Angers wird seine größeren Bedürfnisse nach Industrialisierung gegenüber Nantes geltend machen; die Bewohner der Rue du Faubourg St. Denis in Paris werden nicht das Sanierungsvorhaben der Bezirksversammlung akzeptieren; die Arbeiter bei Renault in Flins werden sagen: Wir wollen die infernalen Karosseriepressen nicht mehr haben. Wenn die Forderungen nicht erfüllt werden, wird es zu offenen Konflikten, Streiks, Diskussionen, Verhandlungen kommen, Kompromisse geben müssen. Die Macht der Arbeiter besteht darin, daß sie die sie betreffenden Dinge selbst bestimmen: die Arbeitsbedingungen, die Arbeitsorganisation und ob und an wen sie Entscheidungsgewalt delegieren wollen. Dort, wo sie Interessen anderer berühren, muß es zur Verständigung und möglicherweise über Konflikte zu Einigungen kommen.
Die anstehenden Wahlen und das einst gemeinsame Programm der Linksparteien hatten die CFDT zur Erarbeitung eines im Juni 1977 veröffentlichten Programms (plate-forme revendicative) veranlaßt. Darin ging es um die konkreten Inhalte der geforderten sozialen Veränderungen. Diese Forderungen irritierten mich, weil ich einen Widerspruch zwischen bodennaher Konkretheit und utopischem Höhenflug zu erkennen glaubte. Punkt 7 der plate-forme sieht die Bildung von Räten in den Werkstätten und -hallen und Dienststellen der nationalisierten Betriebe vor. Begründung: Eine

Nationalisierung, die nur der finanziellen und ökonomischen Konzentration und Kontrolle durch den Staat dient, ist keine hinreichende Bedingung für den Sozialismus; deshalb muß die Macht im Betrieb den Arbeitern gehören. Die Räte werden von den Beschäftigten gewählt. Die Werkhallen-Räte verhandeln einzeln oder gemeinsam mit dem Verwaltungsrat des Betriebes und legen vertraglich Produktionsziele und -methoden fest; innerhalb des Vertrages haben die einzelnen Werkhallen und Dienststellen volle Autonomie, d. h. in allen Fragen der Arbeitsbedingungen und Arbeitsorganisation. Anders als die KPF fordert die CFDT für die Räte nicht nur Informations- und Kontrollmöglichkeiten, sondern Verhandlungs- und – in präzisen Punkten – Entscheidungskompetenzen. Denn ohne Entscheidungsgewalten in einer bestimmten Anzahl von Bereichen, nämlich solchen, zu denen die Arbeiter, auch die am Fließband, etwas zu sagen haben, ohne dieses Gewebe von Strukturen, die es der Gesamtheit der Beschäftigten ermöglicht, ihr Wort mitzureden, würde die Wahl der ökonomischen Strategie des Betriebes zu einer technisch-ökonomischen und von scheinbaren Sachzwängen bestimmten Debatte unter den Mitgliedern des obersten Verwaltungsrates verkümmern. Die Arbeiter würden sich von Entscheidungen, an denen sie nicht teilhatten, überhaupt nicht betroffen fühlen.
Den größten Nachdruck legt die CFDT auf die Entscheidungsbefugnis der Räte im Hinblick auf die Wahl der Technologie: Sie treffen Maßnahmen zur Verringerung der Arbeitsbelastung, bestimmen andere Arbeitsorganisationsformen und Produktionssysteme. Denn Technologie ist nicht neutral: Ohne die totale Infragestellung des technischen Fortschritts und der Arbeitsorganisation würde ein möglicher Wahlsieg der Linksparteien besten-, d. h. schlimmstenfalls das technologische Erbe des Kapitalismus antreten und einen Sozialismus der Verteilung, der Hierarchie und der blinden Produktivitätsbesessenheit bescheren. Der Kampf um die Macht für die Arbeiter in den Betrieben muß inhaltlich geführt werden; er muß die Veränderung der kulturellen Normen und die Erwartungen einbeziehen und fortentwickeln, damit die Hoffnung des Stahlarbeiters oder der Bankangestellten auf eine andere Arbeit, also auf ein anderes Leben, nicht in Bitterkeit umschlägt. Gerade die Erfahrung einer sinnlosen Tätigkeit, die die psychische Substanz aushöhlt, die körperlich krank macht, führt seit Ende der 60er Jahre verstärkt zu dem Ras-le-bol (Nase voll)-Effekt, der sich passiv im Absentismus, im turn over, in individuellen Sabotageakten und stellenweise in Arbeitsniederlegungen auswirkt. Die Schlaueren unter den Kapitalisten versuchten es mit human management, Humanisierung der Arbeitswelt (job enlargement, dann enrichement, halb-autonome Gruppen, Abschaffung der Fließbänder usw.) und haben bisweilen damit Erfolg: nämlich die Erhöhung der Produktivität. Der Reformpräsident Giscard d'Estaing ließ nach seiner Wahl sogleich ein Gutachten zur Betriebsreform

anfertigen. Die Gewerkschaften, traditionell die Organisation der Facharbeiter, tun sich schwer, die Bedingungen und die dumpfen Erwartungen der Hilfs- und angelernten Arbeiter aus dem Ausland und vom Lande zu erfassen. Die CFDT fast so wie die CGT. Ob sie in ihrer Praxis und in ihrem Programm dem Anspruch genügt, der Hoffnung auf eine andere Arbeit Boden zu verschaffen oder eine Richtung zu weisen, – ich weiß es nicht. LIP, die bretonische Schuhfabrik Rehault, die Centres de soins (Gesundheitszentren) in Angers und andere, sind sie Ausnahmen oder Marksteine für die Zukunft?

Die wesentliche Schwierigkeit in den Gesprächen war die unmögliche durchgehende Vermittlung zwischen den hehren Vorstellungen vom Betrieb im Sozialismus, dem handfesten CFDT-Programm und der düsteren Realität mit ihren einigen wenigen Lichtblicken. Die Diskussionen hüpften von einer Ebene zur anderen; das Fehlen von wenn-dann-Sätzen desorientierte mich. Auf der einen Seite die Frage, ob der Arbeiterselbstverwaltungssozialismus ökonomisch und politisch nicht notwendig zusammenbrechen müßte, auf der anderen Seite die Befürchtung, daß die CFDT-Forderungen dem übelsten Reformismus Tür und Tor öffnen könnten – hier die Bemerkung, daß Selbstverwaltung auch in den Nazi-KZs und im Goulag möglich war, dort nicht nur meine, sondern auch Gilbert Declercqs Begeisterung für den Kampf der Le Roux-Arbeiter im Morbihan, für die Lektionen der Arbeiter von LIP, PUK-Noguères . . .

Mein enttäuschter Einwand, seit Rosa Luxemburg und dem Spartakusbundprogramm, das schon vor fast 60 Jahren für die Arbeiterräte Entscheidungsgewalt über die Arbeitsbedingungen und Kontrolle über die Produktion gefordert hatte, sei man, auch in der CFDT, nicht viel weitergekommen, stieß auf keinen Widerstand. Wohl aber, erwiderte Claude, hat die Arbeiterbewegung die Erfahrung gemacht, daß es Sackgassen auf dem Weg zum Sozialismus gibt (und das nicht nur wegen des »Verrats« von Lenin und Stalin oder Bernstein und Kautsky) und der Kapitalismus noch immer nicht an seinen Widersprüchen zugrundegegangen ist und auch in absehbarer Zeit nicht absterben wird. Wir haben seitdem gelernt, daß unser Unbehagen an der kapitalistischen Gesellschaft sich nicht automatisch dann in Wohlbefinden verwandeln würde, wenn ihr sogenannter Grundwiderspruch aufgehoben, wenn an die Stelle der Irrationalität die Rationalität der Produktion treten würde. Wir wollen noch mehr als das produktivistische System »vom Kopf auf die Füße stellen«; wir wollen einen ganz neuen Typ ökonomischer Entwicklung. So heißt die Frage: Wie funktionieren die Betriebe im Sozialismus? Welche gesellschaftlichen Funktionen haben sie zu erfüllen in einer Gesellschaft mit einer anderen ökonomischen Entwicklungslogik?

Die Klärung des Begriffs fiel schwer. Seinen Ursprung hat er in der Kritik

an den Mißerfolgen (Menschenverschleiß, Arbeitslosigkeit . . .) und »Erfolgen« (totale Industrialisierung, Massenkonsum) des geltenden ökonomischen Wachstumstyps. Im engeren Sinne umfaßt er die Forderung, den Inhalt der Produktion zu verändern: mehr dies als jenes, bestmögliche Qualität, Langlebigkeit der Produkte. Sein zentraler Punkt ist die bessere Befriedigung der Bedürfnisse; die gesellschaftliche Nützlichkeit der Produkte tritt an die Stelle der Profitlogik. Hinzu kommt eine Reihe von Aspekten; ökologische: Die natürlichen Resourcen sollen nicht weiter verschwendet werden, die Umwelt soll erhalten bleiben; regionalistische: Die Regionen sollen sich ökonomisch sozial und kulturell harmonisch entwickeln; kulturell-moralische: Statt des aggressiven Leistungszwangs, des Rentabilitätsdenkens die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse selbst zu bestimmen. Kurz: Gegenüber einem Produktions- und Konsum-System, das unfähig ist, die tatsächlichen Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen, das nur in Funktion des Profits und nicht des Gebrauchswerts produziert, das nicht imstande ist, für die sozialen Kosten der Produktion aufzukommen (z. B. Krankheit, Erschöpfung usw.), steht das Prinzip eines anderen ökonomischen Entwicklungstyps, die gesellschaftliche Nützlichkeit der Produkte.

Können aber Bedürfnisse tatsächlich ohne Zwang festgelegt werden? Sind Prioritäten für Gemeinschaftstransport, Gesundheitserhaltung, ständige Weiterbildung, soziale Architektur, kollektive statt individuelle Nutzung einsichtig und durchsetzbar? Es gehört heute zum guten linken Ton, die Manipulation durch Mode und Werbung, die Konsumbesessenheit zu verurteilen; nur wenige Gewerkschaften und Belegschaften aber verlangen die Produktionseinstellung in ihrer Branche, selbst wenn sie von der Schädlichkeit oder Nutzlosigkeit ihrer Produkte überzeugt sind. Ansätze jedoch sind vorhanden: So protestiert die Chemiegewerkschaft gegen die für Länder der Dritten Welt bestimmte (und für Frankreich verbotene) Produktion giftiger Düngemittel, denunziert die Herstellung völlig nutzloser Medikamente; die Metallarbeitergewerkschaft verlangt eine öffentliche Debatte über die Gefahren der EDV und diskutiert die mögliche positive Verwendung der Computertechnik, z. B. für wissenschaftliche Forschung, für medizinische Apparaturen, für die Automation von penibler und repetitiver Arbeit. So wurden bei LIP statt elektronischer Panzer- und Flugzeugausrüstungen medizinische Geräte gebaut. Wo nicht für die Profitinteressen von Unternehmern, sondern für die Befriedigung der Konsumenten produziert wird, kann es keine Ex- und Hopp-Produkte geben. Der Bruch mit einem System, in dem der Konsum der Produktion untergeordnet ist, würde die für die gesellschaftliche Reproduktion notwendige Arbeitszeit radikal verkürzen. Dominique, der zusammen mit Arbeitern und Wissenschaftlern das Buch *Travailler deux heures par jour* (Zwei Stunden täglich

arbeiten) schrieb, erklärte, daß sich seit 1965 das Produktionsvolumen verdoppelt habe. Theoretisch brauchte man heute, wollte man sich mit dem Lebensstandard von 1965 begnügen, was uns nicht gerade in die Steinzeit zurückversetzen würde, nur noch 20 Stunden pro Woche zu arbeiten.
Ein anderes Produktionssystem muß die sozialen Kosten berücksichtigen: den Gesundheitszerfall der in den Betrieben Arbeitenden infolge schlechter und schädlicher Arbeitsbedingungen (Lärm, schlechte thermische und Lichtverhältnisse, psychische und physiologische Arbeitsbelastungen, Schichtarbeit). Schon heute fordert die CFDT statt Prämienzahlungen (»Die Gesundheit ist keine Ware«) technologische Veränderungen. Aber nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Bewohner der benachbarten Gebiete, die Verbraucher, die Natur werden durch Energie und Produktionsweise gefährdet. Auch hier schon heute die Forderung, statt Geldstrafen Verpflichtung zur Abstellung des Schadens durch die Anwendung neuer Technologien, oder Produktionseinstellung. Die Frage ist, wie hoch das Risiko für unerläßliche oder nützliche Güter sein darf. Und wenn durch den Verzicht auf Atomstrom der Energiebedarf nicht gedeckt werden kann: wie können, ohne Zwang, Konsumgewohnheiten verändert werden?
So verlockend und einleuchtend die Vorstellungen über die soziale Nützlichkeit der Produkte auch sein mögen, bei vielen Gewerkschaftern kommt es zu Blockaden, wenn die Überlegungen das eigene Produkt berühren. Haltungen wie der Stolz über die geleistete Arbeit, die Identifikation mit dem Betrieb, die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, wenn die Produktion eingestellt wird, sind weit verbreitet. Im gut funktionierenden Arbeiterselbstverwaltungssozialismus wird dann eben im Rahmen des demokratischen Plans eine alternative Industriepolitik betrieben werden müssen. Wenn Dassault keine Kampfflugzeuge mehr baut, weil es keine Soldaten und keine Kriege mehr gibt, dann müssen eben Verkehrsflugzeuge, Jahrmarktkarusselle oder etwas anderes gebaut werden.
Für den Betrieb neuen Typs ist nicht nur wichtig, was, wie, für wen und wofür er produziert, sondern auch wo. Die Kapitalisten bauten ihre Fabriken immer dort, wo es ihnen paßte. Zuerst haben sie sich in die verkehrsgünstigen Zentren (Paris, Lyon . . .) verzogen und die »Randgebiete« ökonomisch, demograpisch usw. ausgetrocknet. Als die Schlaueren unter ihnen feststellten, daß Riesenbetriebe anfälliger für Streiks und in der Pariser Region die Arbeitskräfte zu teuer waren, erkannten sie, daß die optimale Betriebsgröße bei 700 Beschäftigten liegt und daß die Söhne von Kleinbauern auch Schichtarbeit für niedrigere Löhne in Kauf nehmen. Also dezentralisierten sie seit Beginn der 60er Jahre. Da aber auch die Bauernsöhne, Arbeiterinnen und sogar Ausländer zu streiken gelernt haben, wie sich in Flins, Cléon, Le Mans, Redon zeigte, verlagerten sie wieder, diesmal nach Südeuropa, Afrika, Lateinamerika, wo es sicherer ist und wo die französi-

schen Fallschirmjäger notfalls für Ordnung sorgen können. Gilbert Declercq, dieser große Gewerkschafter, der niemals im Hauptvorstand der CFDT sitzen wollte, obwohl er 1959 auf dem Kongreß der sich damals noch christlich nennenden CFTC seinen historisch gewordenen Bericht über die demokratische Wirtschaftsplanung durchsetzte, legte 1976 auf dem Regionalkongreß der Pays de la Loire einen exemplarischen gewerkschaftlichen regionalen Entwicklungsplan vor. Ausgehend von den geographischen und historischen Gegebenheiten gibt er einen Überblick über das ökonomische und soziale Gewebe der Region. Er weist auf die relative industrielle »Unterentwicklung« der Region mit ihren sozialen und kulturellen Konsequenzen hin, stellt Forderungen auf und setzt Richtmarken. Die CFDT-Losung »Vivre et travailler au pays« (Im Land leben und arbeiten) heißt nicht nur: Arbeitsplätze erhalten, sondern eine harmonische Beziehung zwischen Arbeit, Leben und Umwelt im regionalen Kontext ermöglichen. Da geht es um die Errichtung von Maschinenfabriken, Schiffswerften, Nahrungsmittelbetrieben, auch um Urbanismus, große öffentliche Arbeiten, besonders aber um Gesundheit, soziale Einrichtungen, Freizeit, Bildung und Ausbildung, Information.

Kernstück dieses anderen ökonomischen Entwicklungstyps ist, daß Produzent und Konsument von Objekten zu Subjekten werden. Demokratie, Entscheidungsgewalt ist vom Grad des Wissens abhängig. Wenn die Arbeiter in ihrem Betrieb Herren sind über die Organisation und das Produkt ihrer Arbeit, finden sie sich vor dem Problem, wie sie sich eine Technologie aneignen, in ihren Dienst stellen und zu ihren eigenen Zwecken benützen können, die doch dazu entwickelt wurde, die Arbeiter auf die Funktion von Handlangern zu reduzieren. Wenn die volle und alleinige Entscheidungsgewalt der Arbeiter im Bereich der Arbeitsbedingungen und der sie stiftenden Arbeitsorganisation zur grundlegenden Veränderung der Arbeit führen soll, wird eine neue Technologie zu schaffen sein. Da auch eine sozialistische Gesellschaft nicht nur aus Forschern, Ingenieuren, Betriebswirtschaftlern bestehen wird, stellt sich die Frage nach der möglichen Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit. Wie kann verhindert werden, daß die, die mehr wissen, die Macht beschlagnahmen? Wie kann erreicht werden, daß die Basis nicht nur eine reale Kontrolle erlangt, sondern sich souverän für die eine oder die andere technische Lösung entscheiden kann? Als ich das Beispiel des Arbeitsemigranten aus Anatolien anführe, unüberwindbare Schwierigkeiten sehe, verweisen die CFDT-Kollegen auf die Erfahrungen der letzten Jahre, die, wenn sie auch nicht generalisierbar sind, so doch die Richtung zeigen. Edmond Maire weist immer wieder voller Nachdruck darauf hin, daß der Arbeiter der einzige tatsächliche Experte für das ist, was seine Arbeit anbelangt; anders als z. B. der Wissenschaftler, der sich mit einem Problem beschäftigt, ohne von ihm selbst betroffen zu sein,

kennt und erlebt es der Arbeiter in seiner ganzen Tiefe. So kam das Buch *Les Dégâts du progrès* (Die Schäden des Fortschritts) zustande; es ist die Zusammenfassung einer breit angelegten Analyse und Diskussion über das Verhältnis von technologischer Entwicklung und Arbeitsbedingungen. In einem solidarischen gewerkschaftlichen Rahmen arbeiteten Wissenschaftler mit Arbeitern aus Chemie-, Metallbetrieben, von der Post, von Banken, aus dem Gesundheitswesen, mit Fließbandarbeitern und Technikern, stellten ihre Ergebnisse und Forderungen inner-gewerkschaftlich zur Diskussion. Hierarchie als Ausdruck und Instrument von Herrschaft im kapitalistischem Betrieb wird von der CFDT mit größerer Emphase bekämpft als von anderen französischen Gewerkschaften. Wie sie beseitigt werden könnte, zeigt sich ansatzweise in Arbeiterkämpfen, besonders in langen, zu Beginn oft aussichtslos erscheinenden Kämpfen gegen Betriebsschließungen und massive Arbeitsplatzvernichtung. Ich will jetzt nicht ausdehnen, was mir die Frau von LIP, die zum Uhrenverkaufen ins PSU-Haus nach Paris gefahren war, berichtete. In den vergangenen fünf Jahren mußte LIP für zu viele theoretische Vorstellungen als Beispiel herhalten. Nur dies eine: Während des Kampfes wurden die LIPs zu mehr als einer Belegschaft, die weiter Uhren fabrizieren will; sie haben gelernt, daß sie nur siegen können, wenn alle 500 gleichberechtigt entscheiden können, und wenn ein(e) jede(r) in dem Gebiet, das sie/er kennt, das sie/ihn interessiert und das ihr/ihm Spaß macht, volle Verantwortung trägt. LIP als Musterbetrieb, als Ansichtskarte aus Utopia?

Ich will ein anderes, prosaischeres Beispiel geben und vom Kampf der Le Roux-Arbeiter in Noyal-Muzillac erzählen: Als Ende 1976 220 Arbeiter, Angestellte, Monteure, Ingenieure ihr Kündigungsschreiben erhielten und von der Schließung ihrer Metallgerüstfabrik erfuhren, kamen sie spontan und zum ersten Mal zu einer Vollversammlung zusammen. Für die meisten von ihnen, Söhne von Kleinbauern, die Schweißer, Dreher, Schlosser, Mechaniker gelernt hatten, bedeutete das Ende dieser einzigen Fabrik weit und breit eine lange Arbeitslosigkeit und/oder die Emigration nach Nantes, Rennes, Paris. Streiks hatte es nie gegeben, auch keine gewerkschaftlichen Betriebsgruppen. 70 Arbeiter und einige wenige Techniker und Monteure wollten sich nicht in das unvermeidliche Schicksal fügen, besetzten die Fabrik, traten der CFDT bei, forderten vom Präfekten und der Regierung, eine finanzielle Lösung für das Weiterbestehen des Betriebs zu finden. Inzwischen haben sie gesiegt: Le Roux läuft weiter. In dem eineinhalb Jahre dauernden Kampf erreichten die 70 Fabrikbesetzer aber mehr: Sie erlangten die materielle, moralische und politische Unterstützung der Bevölkerung im Dorf und in der Umgebung, sie fuhren zu anderen besetzten Betrieben der Gegend, zu Rehault, Donval, CMC, tauschten die Erfahrungen aus, ermutigten sich, erlebten die Stärke gewerkschaftlicher Solidarität, vor

allem aber sprachen sie miteinander. Yves, der als angelernter Arbeiter 13 Jahre lang an einer Stahlschneidemaschine gestanden hatte, zeigte, nicht ohne Stolz, alle anderen Maschinen und Anlagen, erklärte ihre Funktionsweisen, ihre Vor- und Nachteile. »Seine« Maschine war gefährlich, weil die Schutzvorrichtung unzureichend war: man werde sie also wegschmeißen müssen, falls man sie nicht sicher machen könne. Beim Gang durch die leeren Zeichenräume und Büros der Methoden-Ingenieure, der Buchhaltung und Betriebsleitung fiel die Bemerkung, daß die auch nur mit Wasser kochten und daß man ihnen in Zukunft, wenn es wieder losginge, gehörig auf die Finger und die Bücher schauen werde. Denn das habe er mit den Kollegen vom Betrieb und von der Gewerkschaft gelernt, wie das gemacht wird, und daß man das auch ganz anders machen kann. Wenn der Betrieb wieder laufe, wolle er eigentlich nicht an die Schneidemaschine zurück. Am liebsten würde er als Maschinenschlosser arbeiten, da habe er viel erfahren von den Kollegen in der Zeit, dafür würde er auch Bildungsurlaub nehmen und wieder die Schulbank drücken. Ab und zu aber würde er auch mal ganz gern den Lastwagen fahren, um aus der Fabrik herauszukommen und andere Leute zu sehen. Schön fände er, wenn auch die (kunst)handwerkliche Arbeit weitergeführt würde, Schmiedearbeiten, mit denen sich die Fabrikbesetzer einen Teil der Zeit vertrieben und den Solidaritätsfond auffüllten. Keiner will sich vorstellen, dasselbe wie vorher machen zu müssen. Alle haben voneinander gelernt; warum sich nicht abwechseln? Die Vorarbeiter sind alle weggegangen; es wird auch in Zukunft ohne sie gehen – und besser. An den Wänden Plakate mit den Parolen »Nous vivrons ce que nous changerons« (Wir werden das leben, was wir verändern) und »Dans les luttes d'aujourd'hui construire la société de demain« (In den Kämpfen von heute die Gesellschaft von morgen aufbauen).

Sind die Erfahrungen von ganz anderen Kommunikationsformen bei LIP, der Schuhfabrik Rehault und anderswo ein Vorgeschmack auf den Sozialismus? Ich erzählte meine Eindrücke Sybil, die in der gewerkschaftseigenen Buchhandlung von morgens 10.00 bis abends 19.00 Uhr Bücher verkauft und als Personalvertreterin (déléguée du personnel) die Interessen ihrer Kollegen gegenüber dem Arbeitgeber, der CFDT vertritt. Für Sybil ist die materielle Voraussetzung für Information, nicht-hierarchische Verkehrsformen, Entscheiden-Lernen: Zeit. In besetzten Betrieben haben die Arbeiter die Zeit zum Diskutieren, Beraten, Entscheiden, aber auch zum Festefeiern. In der Fabrik, im Büro, im Verkaufsladen der Zukunft wird diese freie Zeit Teil der Arbeitszeit sein. Je stimmiger und einleuchtender die Logik eines neuen Konsum- und Produktionssystems in den Gesprächen wurde, desto stärker geriet ich in Widerspruch zu einer mir lieben Vorstellung: die Infragestellung der Arbeit als des höchsten kulturellen Wertes. Lafargue, von seinem Schwiegervater nicht sonderlich geschätzt, hatte das »Recht auf

Faulheit« gefordert und damit eine Tradition in der französischen Arbeiterklasse begründet. Er wurde zu einem der Väter des Mai 68, als Parolen an die Wände geschrieben wurden wie: »Gilda je t'aime – à bas le travail« (Gilda, ich liebe dich – weg mit der Arbeit!). Seitdem hat die Unlust an sinnentleerter Arbeit die meisten gesellschaftlichen Bereiche erfaßt. Überall lehnten sich Jugendliche, Hilfsarbeiter, Schüler gegen eine Arbeit auf, die alle ihre Erwartungen zerstört. Für Claude ist dieser Ausdruck des die-Nase-voll-Habens nicht, wie konservative und kommunistische Kulturkritiker gern behaupten, ein Aufbegehren ohne Folgen, eine negative, rückwärtsgewandte Abweichung, eine neue Form romantischer Maschinenstürmerei. Ebensowenig will er das Unbehagen auf den Hang zum *dolce far niente* der notorisch-faulen Mittelmeervölker zurückführen. Das »Recht auf Faulheit« wird doch vor allem von Intellektuellen beschworen, von Leuten, die die materiellen Möglichkeiten zur »Faulheit« haben. Wer sich aber um Essen, Wohnung, Kleidung sorgen muß, kann sich nur schwer diesen Luxus leisten. Die Unlust an Arbeit, die sich am deutlichsten und spontansten dort zeigt, wo die kapitalistische Produktionsweise als System und als konkret erfahrbare Wirklichkeit in ihrer ganzen Menschenverachtung zutage tritt, ist ein Frontalangriff auf die Arbeitsorganisation, auf eine Leben vermindernde und zerstörende Technologie.

Mein Einwand: Wenn in unserer sozialistischen Zukunftsfabrik die Fließbänder verschrottet sind, Schichtarbeit abgeschafft ist, von Taktzeiten nur noch im Geschichtsunterricht gesprochen wird, die Arbeitsbedingungen optimal sind, die Beschäftigten ihre Betriebsleitung wählen und ständig kontrollieren und nur noch nützliche Güter produzieren, ist dann die Arbeit eine Lust? Kann unentfremdete, selbstbestimmte, nicht-ausgebeutete Arbeit mehr sein als eine »möglichst wenig« unangenehme und uninteressante Arbeit? Ist der Gegensatz von Arbeit und Leben aufhebbar?

Claude: Ob sich ein Arbeiter mit seiner Arbeit, seinem Betrieb und seinem Produkt identifizieren kann, wird unterschiedlich sein und immer von der konkreten Gegebenheit abhängen. Nicht alle mühsame Arbeit wird durch Automation beseitigt werden können. Auch der Sozialismus wird eine Grenze am jeweils technisch Machbaren haben. Der Sozialismus wird – hoffentlich – nie eine Endstufe erreichen, eine totale kybernetische Gesellschaft mit einem ökonomischen perpetuum mobile und computergesteuerten Menschen. Wichtig ist, daß jede Frau, jeder Mann die Möglichkeit erhält, Bestätigung bei der Arbeit zu finden. Mindestens ebenso wichtig aber ist die Lust an der sogenannten unproduktiven Arbeit: Kinder erziehen, basteln, beim Gartenumgraben Schwielen bekommen, kurz an dem, was man die Freizeit nennt. In allen Gesprächen, in denen die Rede darauf kam, herrschte Einhelligkeit: Die Bedeutung, die im Kapitalismus die Fabrik innehat(te), wird im Sozialismus der Freizeitbereich haben. So weit

in die Zukunft drang ich jedoch nicht vor. So sicher es ist, daß die industrielle Produktion in der fortgeschrittenen sozialistischen Gesellschaft eine heute der Landwirtschaft vergleichbare marginale Rolle einnehmen wird, so wenig sind auch bislang in der gewerkschaftlichen Diskussion die Vorstellungen gediehen, wie dieser Bereich inhaltlich gefüllt werden, wie das Verhältnis von individuell gestalteter und kollektiv organisierter Freizeit aussehen könnte. Wir wissen noch zu wenig von einer Freizeit, die nicht mehr Ware und nicht mehr nur auf die Wiederherstellung der Arbeitskraft beschränkt ist.

Doch zurück zum Betrieb. Auch im schönsten Sozialismus, in dem nur Nützliches unter den bestmöglichsten Arbeitsbedingungen von freien und gleichberechtigten Produzenten für mündige Konsumenten hergestellt wird, gibt es einen Herrscher: die kollektiven Bedürfnisse. Auch der Sozialismus ist nicht das Paradies; auch die sozialistischen Nachfahren von Adam und Eva werden noch im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen müssen. Der Genosse Sachzwang wird immer mit von der Partie sein, auch ohne Bürokraten, Technokraten oder Berufsselbstverwalter. Mit Alain, der als Wirtschaftswissenschaftler bei der CFDT arbeitet, sprach ich über die Rentabilität der Betriebe im Arbeiterselbstverwaltungssozialismus. Die kapitalistische und kommunistische Kritik an der Arbeiterselbstverwaltung führt ins Feld, daß totale Demokratie mit den objektiven Zwängen der Produktion unvereinbar sei und im Chaos zusammenbrechen müsse. Alain ist da entschieden anderer Auffassung. Selbst wenn der Taylorismus die billigste Produktionsweise wäre – was nicht der Fall ist – und das kapitalistische System ohne Pannen funktionierte – was in der Krise wohl niemand zu behaupten wagt –, ist doch die entscheidende Frage: rentabel für wen? Wenn ein Betrieb mit Fließbändern und Schichtarbeit (selbst ohne turn over, hohe Abwesenheitsquoten, Ausschuß, Streiks) rentabel arbeitet, d. h. billig produziert, sind in den Preis des Produkts doch nur die festen und variablen Kapitalkosten eingeflossen – die sozialen Kosten bleiben unberücksichtigt: die Beeinträchtigung der Lebensqualität durch Umweltverschmutzung, Krankheit, Tod, Konflikte, Kriminalität, Ausflippen . . . Es gibt genügend Anhaltspunkte dafür, daß die Reduktion der gesamtgesellschaftlichen Kosten die Rentabilität der sozialistischen Betriebe erhöht. Das läßt sich jedoch nicht im voraus genau berechnen. Wohl aber gibt es Indizien: So haben in der Stahlindustrie die Kollegen vorgerechnet, daß Verbesserungen der Arbeitsbedingungen durch die Einführung einer fünften Schicht die reinen Produktionskosten keinesfalls erhöhen müssen. Wenn Ökologisten sagen: selbst wenn die Produkte teurer werden, ist der Gewinn an Lebensqualität höher einzuschätzen, klingt das durchaus sympathisch; daraus spricht aber auch eine Resignation vor den Möglichkeiten einer sozialistischen Gesellschaft, eine neue, den Menschen untergeordnete

Technologie zu entwickeln. Der sogenannte technische Fortschritt im Kapitalismus und im realen Sozialismus unterliegt nur scheinbar einem objektiven Zwang; er ist nicht auf Rentabilität hin orientiert, sondern gehorcht einer Reihe von Machtkriterien, die überhaupt nichts mit technischen Produktionskriterien zu tun haben.

Das Problem des »objektiven Zwangs« ist der Punkt, an dem sich die Auffassungen von Kommunisten und »Socialistes autogestionnaires« diametral entgegenstehen. Marx, der mit Saint-Simon dasselbe wie mit Hegel machte und auch ihn sich aufhob, hatte die Vision von einer konfliktfreien Gesellschaft, in der die Verwaltung der Dinge an die Stelle der Ausübung von Macht über Menschen, die Verwaltung an die Stelle der Politik getreten ist. Das oberste Prinzip dieser Gesellschaft ist die mit der »volonté générale« identische Vernunft. Den Weg dorthin weist der unfehlbare wissenschaftliche Sozialismus; Lenin hat uns gezeigt, daß dessen Statthalter die demokratisch-zentralistische Kaderpartei, die Avantgarde der Arbeiterklasse ist; Stalin hat uns gezeigt, was das konkret bedeutet. Auf der Basis des wissenschaftlichen Sozialismus werden in der Übergangsgesellschaft diejenigen, auf die – im Idealfall – die Macht von der Basis übertragen wurde, den Wirtschaftsplan erstellen, dessen Produktionsziffern dann in den Betrieben erfüllt werden müssen. Georges Séguy, Generalsekretär der großen CGT (zwei Millionen Mitglieder) und Mitglied des Politbüros der KPF seit 1956, sagt ganz unmißverständlich: nationales Gemeinwohl geht vor Partikularinteresse der Betriebe, Gemeinden, Regionen. Soziale Forderungen, die die von einer Zentrale festgelegte Politik infragestellen würden, können und dürfen nicht berechtigt sein. Wenn also der Plan eine »Produktionsschlacht« für die Stahlindustrie vorsieht, dann müssen die Kollegen eben ranklotzen und ihre egoistischen Forderungen nach z. B. einer fünften Schicht zurückstellen.

Für die Verfechter eines demokratischeren Sozialismus gibt es nicht die Vernunft an sich; die Verwaltung der Dinge erfolgt nicht aufgrund der von einem (auch noch so) wissenschaftlichen Sozialismus gefundenen Gesetzmäßigkeit, sondern aufgrund der politischen Entscheidung der von den »Dingen« Betroffenen. Die »Autogestion« (mit Arbeiterselbst*verwaltung* so unzureichend übersetzt) rehabilitiert die Politik. Wo alle kollektiv ihr Geschick selbst in die Hand nehmen, werden Konflikte auf der Tagesordnung stehen.

Hier bestimmt sich auch die Funktion der Gewerkschaften. Gewerkschaften sind nicht das Erfüllungsorgan des Plans und die Organisatoren der sozialen Einrichtungen, wie Kantine, Sportanlagen, Ferienprogramme, sondern der Ort, an dem Widerspruch gegen Macht artikuliert und Interessen durchgesetzt werden. Gewerkschaften werden sich nicht an der politischen und wirtschaftlichen Verwaltung beteiligen. Die Unvereinbarkeit von ge-

werkschaftlichem und politischem Mandat, diese alte, gute Tradition der französischen Arbeiterbewegung, wird von der CFDT streng gewahrt. Eine von den Arbeitern gewählte Betriebsleitung, die Gemeinde-, Regional-, Nationalvertretungen werden kaum als bedrohliche »Klassengegner« zu bekämpfen sein, wohl aber müssen mit Macht versehene Entscheidungsträger kontrolliert werden; zu leicht kann das Mehr an Information und Einfluß zu einer persönlichen Identifikation mit der Funktion und zur Verselbständigung führen. Kann man einer Führung jemals blind vertrauen? Das Tätigkeitsfeld der Gewerkschaft wird sich auch in dieser Zukunft nicht auf den eigenen Betrieb beschränken. In der vertikalen professionellen Struktur der Einzelgewerkschaften und in der horizontalen interprofessionellen Struktur auf lokaler, departementaler, regionaler und nationaler Ebene wird die Gewerkschaft die Interessen aller Beschäftigten verteidigen. Aber sie wird auch sich selbst wesentlich verändern müssen: Auf dem letzten Kongreß der CFDT, 1976 in Annecy, waren weniger als 0,5% von 1444 Delegierten unter 20 Jahre alt, nur 14% Frauen, 1% Ausländer, 5,8% Angelernte und Hilfsarbeiter. Diese Gewerkschaft der Männer, Facharbeiter, Angestellten, Staatsbeschäftigten wird jene, die das kapitalistische System zum Schweigen verurteilt, zu Wort kommen lassen müssen. Bei LIP, wo die Mehrzahl der Frauen als angelernte Arbeiterinnen, die Männer meist als Vorarbeiter, Techniker usw. arbeiteten, zeigte sich im Konflikt, wie unangemessen die gewerkschaftliche Struktur und Aktionsweise war. So bildete sich eine ganz neue Form der Kommunikation: tägliche Vollversammlungen, Kommissionen. Die CFDT, bis 1973 minoritär, stellte sich im Gegensatz zur CGT voll hinter die LIPs, die es ihr gedankt haben: die CFDT wurde stärker.

Am Ende meines Reiseberichts fehlen die zusammenfassenden Schlußfolgerungen, die abschließende Betrachtung. In den vielen Gesprächen ging es um die Erfahrungen, die Ansprüche, die Wunschvorstellungen der Kollegen von CFDT, ging es um Praxis, Programme, Träume. Wir haben die Fabrik der Zukunft eingekreist. Etwas ganz Unerwartetes haben wir nicht zutage gefördert. Das Vorstellbare war irgendwo immer mit der Frage nach der Machbarkeit verknüpft. Das mag enttäuschend sein; das kann vielleicht die Hoffnung geben, daß das Utopische nicht utopistisch zu sein braucht.

Nachbemerkung

Die Gespräche waren nicht nur zahlreich, sondern auch meist sehr lang; in meinem Bericht konnte ich daher Inhalt und Verlauf der Diskussionen nur punktuell andeuten. Folgende Kollegen habe ich getroffen und z. T. zu Freunden gewonnen. Ihnen allen gilt mein Dank.
Gilbert Declercq, ehemaliger Metallarbeiter, Sekretär der CFDT in Nantes

Claude Perrignon, enger Mitarbeiter des CFDT-Vorsitzenden, Edmond Maire
Jacques Gautrat, früher Dreher bei Renault, Industriesoziologe; schrieb unter dem Pseudonym »Daniel Mothé« in der Zeitschrift *Socialisme ou barbarie*; Autor mehrerer Bücher
Sybil Bebermeyer, arbeitet in der CFDT-Buchhandlung und ist Personalvertreterin der CFDT-Beschäftigten
Antoine Barbero, Eisenbahner, Sekretär der CFDT-Transportarbeitergewerkschaft
Jean-Yves Rognant, Journalist beim PSU, Koautor des Buches über die Stahlindustrie *Où va la sidérurgie?*
Alain de Toledo, Wirtschaftswissenschaftler bei der CFDT
Bernard Poirier, Sekretär der CFDT-Metallarbeitergewerkschaft
Gilbert Loret, Sekretär der CFDT bei Renault
Dominique Levesque, Koautor des Buches *Travailler deux heures par jour*
eine Kollegin von LIP, die am 15. Februar 1978 im PSU-Haus Uhren verkaufte und deren Namen ich nicht weiß
Kollegen von Renault Billancourt/Flins
Kollegen von Le Roux, Noyal-Muzillac (Morbihan)
Kollegen der Union Départementale-CFDT in Angers
eine Gruppe von Pariser Ökologisten »Amis de la terre«

Reiselektüre

Adret, *Travailler deux heures par jour*, Paris (Seuil) 1977
J.-P. Barou, *Gilda je t'aime – à bas le travail!*, Paris (Gallimard) 1975
CFDT, *Les dégâts du progrès*, Paris (Seuil) 1977
CFDT, *Textes de base* I/II, Paris (Montholon-Services) 1975/77
G. Declercq, *Syndicaliste en liberté*, Paris (Seuil) 1974
A. Gorz, *Ökologie und Politik*, Reinbek (Rowohlt) 1977
E. Maire / C. Perrignon, *Demain l'autogestion*, Paris (Seghers) 1976
M. Mousel et la Commission économique du P.S.U., *L'utopie réaliste – une autre logique économique pour la gauche*, Paris (Christian Bourgois) 1977
C. Pierre, »L'entreprise, le Programme commun et l'autogestion«, in: *Projet* 114 (avril 1977)
P. Rosanvallon, *L'age de l'autogestion*, Paris (Seuil) 1976
P. Rosanvallon/P. Viveret, *Pour une nouvelle culture politique*, Paris (Seuil) 1977

"Warum findet sich", fragte Gerhard Zwerenz zum 1oo. Geburtstag von Erich Mühsam am 6. April 1978, "kein großer Verlag, der ihn fördert?"

Ja, warum? Es muß wohl damit zusammenhängen, daß die Texte Mühsams, seine Flugblätter, Aufsätze, Manifeste, Kampfschriften, Gedichte, Satiren, sein gesamtes politisches und literarisches Schaffen auch heute noch nichts an Brisanz eingebüßt haben.

Erich Mühsam: als Schüler wegen "sozialdemokratischer Umtriebe" vom Lübecker Gymnasium gefeuert, dann freier Schriftsteller, Kaffeehausliterat, Bohemien, Vorkämpfer spontaner politischer Aktion, Lehrer des Lumpenproletariats; politische Tätigkeit innerhalb anarchistischer Gruppen, Kriegsgegner und Pazifist; Agitator, 1919 maßgeblich an der Ausrufung der Münchener Räterepublik beteiligt, Volksbeauftragter; wegen "Hochverrats" zu 15 Jahren Festungshaft verurteilt; nach Begnadigung 1926 - 1931 Herausgeber und Alleinautor der Zeitschrift FANAL; Stalingegner und Antifaschist; 1933 Verhaftung, 1934 Ermordung durch SS-Schergen im KZ Oranienburg.

"Wachsendes Unverständnis für die Politik der Sowjetunion und der KPD" in den zwanziger Jahren wird Mühsam im DDR-Lexikon sozialistischer Literatur vorgeworfen. Schon jahrzehntelang lagern in der DDR Fotokopien des Mühsam-Nachlasses, Tagebücher, Schriften, Briefe - eine Veröffentlichung ist nicht erwünscht.

Mühsam, mit wirrem Haar und rotem Vollbart, "kein Geld im Sack, kein Schlips am Hals", gewöhnlich schwarz gekleidet, wäre aber auch im hiesigen Deutschland unbequem: "Ich bin immer für die Räterepublik gewesen, nicht aber für diese halbseidene bürgerlich-demokratische Republik." Mühsam war ein freier Kopf, ein undogmatischer und unprovinzieller Provokateur, ein glänzender Polemiker - alles Eigenschaften, die jemanden bei uns schnellstens zum SYMPATHISANTEN und TERRORISTEN machen.

Dennoch: Herbert Wehner (!) empfiehlt Mühsam heute jenen als Lektüre, die mal genau wissen wollen, was ein Anarchist unter Anarchismus versteht, nämlich: "Anarchie ist Freiheit von Zwang, Gewalt, Knechtung, Gesetz, Zentralisation, Staat", kurz: "Anarchie bedeutet Herrschaftslosigkeit."

Der deutsche Faschismus hat sich an der Person Erich Mühsams gerächt und die Erinnerung an sein Werk ausgelöscht. "Die Tradition der nichtmarxistischen Linken", so Gerhard Zwerenz, "wurde in Deutschland unterbrochen. Das Denken und Schreiben der Eisner, Landauer, Ossietzky, Tucholsky fand keine Fortsetzung."

Es ist an der Zeit, daß die allseits unterdrückte Lektüre hervorgeholt wird und bei den ermordeten, verbotenen, unterschlagenen Schriftstellern das nachgelesen wird, was da ermordet, verboten, unterschlagen worden ist, noch vorausgesetzt, man macht sich durch die Lektüre nicht verdächtig.

Im Jahr des 1oo. Geburtstags des seit mehr als vierzig Jahren vergessenen Schriftstellers und Revolutionärs bringt nun der neugegründete FANAL VERLAG in Zusammenarbeit mit dem Verlag Klaus Guhl eine MÜHSAM - KASSETTE heraus.

Darin sind folgende Bücher enthalten:

ASCONA (19o5), BRENNENDE ERDE. Verse eines Kämpfers (192o), JUDAS. Arbeiter - Drama (1921), SAMMLUNG 1o98 - 1928 (1928), VON EISNER BIS LEVINE. Die Entstehung der bayerischen Räterepublik. Persönlicher Rechenschaftsbericht über die Revolutionsereignisse in München (1929), NAMEN UND MENSCHEN. Unpolitische Erinnerungen (1931) DIE BEFREIUNG DER GESELLSCHAFT VOM STAAT (1932) sowie zwei in langwieriger Recherchierarbeit von G.W. Jungblut erstellte Briefbände, die eine nahezu lückenlose Dokumentation des kritischen Geistes in der Weimarer Republik darstellen (BRIEFE AN ZEITGENOSSEN).

9 Bände, ca. 16oo Seiten, in KASSETTE, SUBSKRIPTIONSPREIS bis 31.12.1978 DM 48.-

„FANAL"

Bestellung über jede Buchhandlung oder direkt bei FANAL VERLAG, Pohlstr. 68, 1ooo Berlin 3o

neue frau

Lange bevor man in einer breiten Öffentlichkeit über die Situation der Frauen in der Männergesellschaft zu diskutieren begann, veröffentlichte der Rowohlt Verlag die grundlegendsten Werke zu diesem Themenkreis von Simone de Beauvoir, Betty Friedan, Phyllis Chesler u. a.
Mit der Reihe „neue frau" wird diese Tradition fortgesetzt.

Bücher, die einen Beitrag zur praktisch gelebten Rollenbefreiung leisten können.
NDR

E. Albertsen
Das Dritte
Geschichte einer Entscheidung
(4134 / DM 3,80)

Margaret Drabble
Gold unterm Sand
Roman
(4262 / DM 7,80)

F. d'Eaubonne
Das Geheimnis des Mandelplaneten
Ein Science-fiction-Roman
(4253 / DM 4,80)

E. und C. Gutman
In der Mitte des Betts
Roman
(4143/DM 4,80)

Sarah Kirsch
Die Pantherfrau
Fünf Frauen in der DDR
(4216 / DM 3,80)

Violette Leduc
Die Bastardin
Vorwort von S. de Beauvoir
(4179 / DM 8,80)

Doris Lessing
Der Sommer vor der Dunkelheit
Roman
(4170 / DM 7,80)

Lizzy Sara May
Vater und Tochter
(4244 / DM 4,80)

Margaret Mead
Brombeerblüten im Winter
Ein befreites Leben
(4226 / DM 6,80)

Isabel Miller
Patience & Sarah
Roman
(4152 / DM 4,80)

Emma Santos
Ich habe Emma S. getötet
(4161 / DM 3,80)

Victoria Thérame
Die Taxifahrerin
(4235 / DM 5,80)

ro
ro
ro

». . . daß wir selig werden, daß es das Himmelreich geben kann, daß sich der evident eingesehene Trauminhalt der menschlichen Seele auch setzt, . . . das ist nicht nur denkbar, das heißt formal möglich, sondern schlechterdings notwendig . . .«

Ernst Bloch

Ernst Bloch
Geist der Utopie
Bearbeitete Fassung von 1923
stw 35, DM 9,–

Ernst Bloch
Das Prinzip Hoffnung
stw 3, DM 27,–

Materialien zu Ernst Blochs ›Prinzip Hoffnung‹
Herausgegeben von Burghart Schmidt
stw 111, DM 20,–

Tagträume vom aufrechten Gang
Sechs Interviews mit Ernst Bloch
Herausgegeben und eingeleitet von Arno Münster
es 920, DM 7,–

Literatur ist Utopie
Herausgegeben von Gert Ueding
es 935, DM 11,–

Herbert Marcuse
Zeit-Messungen
Drei Vorträge und ein Interview
es 770, DM 4,50

Jürgen Habermas, Silvia Bovenschen u. a.
Gespräche mit Herbert Marcuse
es 938, DM 7,–

Suhrkamp

Joseph Huber
Das Unternehmen
Modell einer selbstverwalteten Wirtschaft

I. Die Gegenwart: Kranke Menschen und kaputte Sachen

»Ich«, sagte der Herr von der Industrie- und Handelskammer, »ich als realistisch denkender Volkswirt glaube ja doch wie Sie, daß ich für die Zukunft beängstigend bin.« Dem Versprecher folgte schadenfrohe Heiterkeit. Aber fast gleichzeitig schlich sich auch ein leises Entsetzen durch den Saal. Gnade uns Gott, wenn die Gegenwart Zukunft hat. Lieber ein wahrer Traum als ein realer Alptraum.

Der reale Alptraum des Herrn von der Industrie- und Handelskammer hat zwei Gesichter: die Szenerien der *Klassenherrschaft* und der *technokratischen Entfremdungen.* Die Klassenherrschaft steht im Zentrum der Systemkritik der traditionellen Linken: als Grundwiderspruch von Lohnarbeit und Kapital. Die technokratischen Entfremdungen, schon von Marx als »Personifizierung der Sachen und Versachlichung der Personen« beschrieben, rücken immer mehr ins Zentrum der Systemkritik, wie sie die Öko- und Alternativbewegung unternimmt: als grundlegender Widerspruch zwischen System und Mensch quer durch alle Klassen oder, wie André Gorz und Ivan Illich dies ausdrücken, als lebensentscheidende Wahl zwischen Technofaschismus und Konvivialität.[1] Beide Kritiken sind eng miteinander verbunden. Klassenherrschaft besagt, daß das soziale und polit-ökonomische System verkehrt *ein*gerichtet, die technokratischen Entfremdungen, daß es verkehrt *aus*gerichtet ist.

Das System ist verkehrt *ein*gerichtet, insofern die einen zuviel und die anderen zuwenig oder gar nichts besitzen: an Verfügungsrechten über Produktionsmittel, an Verteilungsrechten in bezug auf Investitionen und Personaleinkommen, an Nutzungsrechten an Boden, Grundstücken, Forschungsergebnissen u. a., an politischen Partizipationsrechten, an Wissen und Qualifikationen, an Geld, und mit alledem: an Macht. Dies gilt für die alte Herrschaft von Adel und Bourgeoisie in gleicher Weise wie für die neuen bürokratischen Eliten in den monopolistischen Zentralen der Konzerne, des Militärs, der Ministerien, der Parteien, der Standes- und sonstigen Wirtschaftsverbände.

Klassenherrschaft verletzt nicht nur die Empfindungen menschlicher Gerechtigkeit, sie ist auch weitgehend ignorant gegenüber den Erfordernissen

funktionaler Richtigkeit. Unterdrückung und Ausbeutung, auch in gemilderter Form, führen zu einer unausgewogenen Verteilung von Investitionen und Personaleinkommen und zu falschen Proportionen zwischen beiden. Dies gilt territorial (Stadt-Land-Herrschaft, reiche und arme Regionen, Industriemetropolen und Dritte Welt), es gilt sektoral (überentwickelte Bereiche wie Rüstung, unterentwickelte Branchen wie Bildung oder ökologischer Landschaftsbau), und es gilt personal (zu hohe und zu niedrige Einkommensgruppen). Die Märkte sind daher nie im Gleichgewicht. Arbeitslosigkeit, Inflation, Konjunktur- und Struktur-Krisen gehören ebenso zu den Ergebnissen der ruinösen Konkurrenz zwischen und innerhalb der Klassen, wie sie zu deren Bedingungen zählen. Das durch sie geltende Gesetz ist der »Sachzwang« eines nicht begrenzten Profit- und Systemwachstums. Krisen, Kriege und politischer Terror: sie sind die katastrophale Entwicklungs-Perspektive des durch Klassenherrschaft verkehrt *ein*gerichteten Systems.

Die verkehrte System-*Aus*richtung in Gestalt der technokratischen Entfremdungen ist der Medaille andere Seite: nicht der Gebrauchswert, sondern der Tauschwert entscheidet darüber, was und wie produziert wird. Wo der Gebrauchswert dennoch zur Geltung kommt, handelt es sich in der Regel eher um technische Nutzwerte als um etwas, das lebenswert wäre. Die selbstgeschaffenen Produktions- und Verteilungszwänge des Systems scheinen wichtiger als die menschlichen Arbeits-, Konsum- und weitergreifenden Lebensbedürfnisse. Diese verkehrten Prioritäten können nur aufrechterhalten werden um den Preis, der eigenen Natur zuwider zu handeln. Die Folgen sind die ökologische Verwüstung der äußeren Natur und die Erkrankung unserer menschlich-sozialen Um- und Innenwelt. Die Akkumulation des Mehrwerts geschieht in hohem Maß durch die Hervorbringung von Minderwertigem. Das Bruttosozialprodukt wächst wohl überhaupt nur noch durch die vielen kranken Menschen und kaputten Sachen, die ihr vieles Geld kosten.[2] Die von den technokratischen Hohepriestern beschworenen System-Wachstumsraten werden buchstäblich zu Lebens-Schrumpfungsraten. Die Lebenserwartung sinkt im doppelten Sinn des Wortes.

Die Institutionen der Megamaschine zerstören und ersetzen die sozialen Lebensgemeinschaften. Das Funktionale tritt an die Stelle des Personalen. Der Karrierist verwechselt sich mit seinem Amt und wird zum System-Roboter, zum »Funktionär«. Menschliche Beziehungen verwandeln sich in nur noch instrumentelle Produktionsverhältnisse. Vom Geborenwerden bis zum Begrabenwerden wird buchstäblich jede Lebensbetätigung von irgendeiner Institution professionell vermarktet.[3] Das big business setzt an die Stelle von wirtschaftlicher Selbständigkeit und teilweiser Selbstversorgung eine immer totalere Versorgungsabhängigkeit von den Gütern und Dien-

sten der großen Institutionen. An die Stelle von Selbstentscheidung und Eigenverantwortlichkeit tritt eine erneute Unmündigkeit und Hilflosigkeit mechanisch austauschbarer Figuren. Der Wohlfahrtsstaat setzt an die Stelle sozialer Selbsthilfe eine lebenslängliche »Behandlung« durch die Institutionen des Nachrichten-, Erziehungs-, Gesundheits-, Sozial-, Verwaltungs-, Polizei- und Regierungswesens. Big brother wird immer allgegenwärtiger, um Selbstbewußtsein, offene und öffentliche Diskussion durch gleichgeschaltete Massenindoktrinierungen und eine Roboterisierung der Menschen durch psychologische und biochemische Manipulationstechniken zu ersetzen. Dies ist die Entwicklungsperspektive des durch technokratische Entfremdungen verkehrt *aus*gerichteten Systems.
Klassenherrschaft, als *strukturelles* Ungleichgewicht, und Technokratie, als damit verbundene Fehlorientierung der Markt-*Funktionen* und der Lebensweise, bedingen einander. Sie bilden eine Spirale, die dem von Ossip K. Flechtheim befürchteten »Neo-Cäsarismus« entgegentreibt – eine Vision in der Art von *1984* oder *Brave New World*, mit immer weißerem Brot und immer blutigeren Spielen.[4] Dies ist die mögliche technokratisch-totalitäre Zukunft des Systems: durch Klassenherrschaft vielfach gespalten, in einem chronischen Krisenzustand, unsere innere und äußere Lebenswelt verwüstend, bevölkert von mehr oder minder gut in Schuß gehaltenen Unmenschen: von hoher instrumenteller Intelligenz, aber sozial dumm, gefühlsneutral und geschlechtslos, in einem nekrophilen Höhlenmilieu aus Beton, Plastik, Glas und Metall hausend, das Ganze in Stacheldraht verpackt, in Mondlandschaften angesiedelt und von Vernichtungs-Automaten kontrolliert.

II. Die Reise in die Zukunft beginnt vor den eigenen Füssen

Diese bösartige Utopie der kranken Menschen und kaputten Sachen ist eine zu Ende gedachte Konsequenz vorherrschender Tendenzen der Gegenwart – es ist der reale Alptraum des Herrn von der Industrie- und Handelskammer. Aber die Gegenwart hat auch ihre oppositionellen Tendenzen: die Träume der Arbeiterbewegung, des Anarchismus und des Sozialismus, die antiautoritäre Bewegung, die antipaternalistische Frauenbewegung und die Ökologie-Bewegung. Ob der *Sozialpolizeistaat* Zukunft hat, hängt ab von ihrem Schicksal und dem Schicksal der sie leitenden Utopien. Diese Utopien setzen der Klassenherrschaft die Vision von herrschaftsfreien Gesellschaften entgegen. Dem technokratischen Horror-Funktionalismus stellen sie Leitbilder einer sozialen Gesellschaft gegenüber: die Vision eines Systems, in dem die Nutzungs-, Produktions- und Verteilungsprozesse direkt und ungebrochen von jenen Arbeits- und Konsum-Bedürfnissen gesteuert

werden, die selbstbewußte Menschen in wohnlicheren Lebensgemeinschaften und in Einklang mit ihrer Natur-Umwelt und ihrer eigenen Natur entwickeln können. Kurz: statt Klassenherrschaft eine *demokratische* System-Struktur (System-Einrichtung), statt Technokratie eine *menschgemäße und ökologische Funktionsweise* (System-Ausrichtung).

Dies ist keine Utopie der bloß unversöhnten Antithesen zum Bestehenden. Es wäre nicht sinnvoll, einmal mehr Individualismus gegen Kollektivismus, Eigennutz gegen Gemeinnützigkeit, Autonomisierung gegen Zentralisierung, Selbstbestimmung gegen Kontrolle, Wettbewerb gegen Planung ausspielen zu wollen. Diese Widersprüche könnten nur um den Preis abgeschafft werden, den Menschen abzuschaffen. Es kommt vielmehr darauf an, Verhältnisse zu begründen, in denen die individuelle Selbständigkeit voreinander und die gesellschaftliche Abhängigkeit voneinander sich nicht länger gegenseitig ausschließen, sondern ständig aufs Neue eine Synthese eingehen können.

Was mir vorschwebt, ist keine naive Utopie einer ewig konfliktlosen (und darum langweiligen) Gesellschaft, noch rede ich den Mythen der »reinen« alternativen Lebensbeglückung das Wort. Die Utopie, über die ich sprechen möchte, ist auch keine urkommunistische Renaissance. Denn das Vorbild des Urkommunismus ist zwiespältig. Ein wahrhaft menschlicher Traum ist der wilde Naturwuchs nicht. Paradiesische Regressionen sind so sehr ein Alptraum wie die apokalyptische Progression. Mit einer möglichen Überwindung der Klassenherrschaft durch eine Wiederherstellung von Personenherrschaft in neuen Großkommunen und einer Rückwandlung der Techno- in eine neue Theokratie wäre nichts gewonnen. Es ist zumindest ungeklärt, ob die »harte Fachidiotie des Systems« oder die »sanfte Privatidiotie der Aussteiger« in sich abkapselnde »Gegenmilieus« das Schlimmere ist. In einer industriellen Gesellschaft ist der Traum vom unkomplizierten Leben, wo es nicht Robinsonade bleiben will, eine Illusion.

Damit soll nichts gegen alternative Unternehmens- und Lebensmodelle gesagt sein, die hier und heute Selbstverwaltungsformen und gesellschaftlich sinnvolle Güter- und Dienstangebote erproben. Solche bewußt gesellschaftsbezogenen Modelle sind sehr wichtig als Schrittmacher. Denn daß die lange Reise vor den eigenen Füßen beginnt, stimmt nicht nur, weil es von Lao Tse stammt. Auf dem Weg in die Zukunft können wir uns an der Gegenwart nicht vorbeimogeln. Der akademische Marxismus, auch in seinen revisionistischen Formen, glaubte noch, die Zukunft sei ein quasi automatisches Produkt der Ökonomie-Kritik. Auf detaillierte System-Utopien meinte er darum verzichten zu können. Daraus folgt bis heute eine relative Verständnis- und Tatenlosigkeit gegenüber den Gefahren einer technokratisch-totalitären Gesellschaftsentwicklung. Damit die politischen Kämpfe der Sozialisten ihre Ziele nicht verfehlen, brauchen wir aber den

Kompaß von lebendigen und praktischen System-Utopien. Diese Utopien müssen die »libertär-anarchistischen« und »sozialistisch-kommunistischen« Traditionen in sich aufheben und zugleich über sie hinausweisen. Dabei entstehen Modelle, die so oder ähnlich aussehen können wie das nun folgende.

III. Die Zukunft (des Unternehmens)

1. Größe und Kosten

Die hier vorgestellte ökonomische Utopie befürwortet ein sozialistisches Selbstverwaltungs-System. Das Organisations-Skelett dieses Systems erfüllt zwei Bedingungen: Erstens ist es in seinen Ausmaßen *überschaubar* und in seiner Gliederung transparent. Zweitens besteht es aus *selbstverwaltenden* Einheiten, die stufenförmig aufeinanderfolgend bzw. ringförmig umeinander geordnet sind – Werkstatt, Betrieb, Unternehmen; Quartier, Gemeinde, Region; beides regional und überregional zusammengefaßt: ein *Netzwerk* also, in dem sich Autonomisierung und zentrale Koordinierung die Waage halten.

Ein erstes Beispiel hierfür bieten die Unternehmen selbst. Sie umfassen bis zu rund 1000 oder 1500 Beschäftigte.[5] Man muß diese und die noch folgenden Zahlen nicht sklavisch genau nehmen, aber in etwa ist eine solche Größenordnung optimal:

a) Unternehmen dieser Größe bleiben kontrollierbar: durch die kommunale oder regionale Bürger-Selbstverwaltung. Ihre Marktmacht ist begrenzt. Eine übermäßige Abhängigkeit der Bevölkerung von der Versorgung durch das Unternehmen kann normalerweise nicht entstehen.

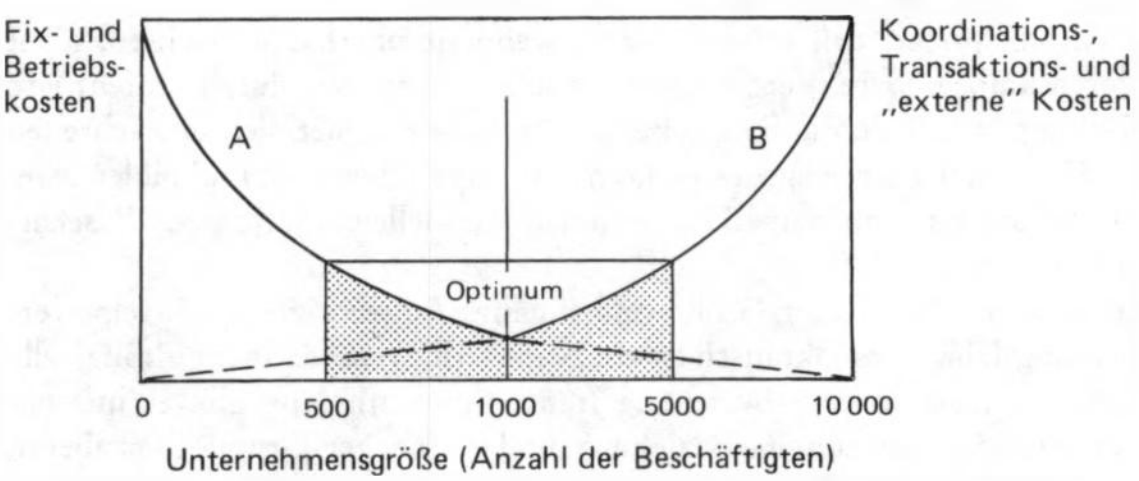
Dem entspricht, daß Unternehmen, wenn sie überhaupt wachsen, nicht durch unbegrenzte Vergrößerung wachsen, sondern durch stufenweise Teilung. Wenn sie die für sie bestimmte Schwelle merklich überschreiten und z. B. auf 1400 Angehörige kommen, so teilen sie sich und bilden zwei voneinander unabhängige Unternehmen mit vielleicht je 500-900 Beschäftigten.[6]

b) Unternehmen dieser Größe sind für ihre Angehörigen noch selbstverwaltungsfähig. Demokratisch ist ein Netzwerk, wenn darin im Idealfall alle Teile zu allen in eine Beziehung treten (können). Nun gibt es in einer 2er-Gruppe zwar nur eine Beziehung, und in einer 3er-Gruppe drei, aber in einer 5er-Gruppe gibt es bereits 10 Verbindungen, und in einer 10er-Gruppe 45. Nennt man E die Einheiten eines Netzwerks, dann gibt es $\frac{E^2-E}{2}$ Beziehungen, wenn »jeder mit jedem« einen Kontakt unterhält. Dies ist eine Funktion, die mit steigender Zahl »explodiert«. Die Grenze der

optimalen Gruppengröße ist bereits bei rund 15 Personen (10-20) erreicht.[7] Bei noch größeren Gruppen wird eine gewisse Zentralisierung einsetzen müssen, das heißt, bestimmte Aufgaben und Entscheidungen werden von der Gruppe in die Eigenverantwortung Einzelner delegiert. Durch Zentralisierung kann die Komplexität des Beziehungsgeflechts so verringert werden, daß eine Gruppe im allerextremsten Fall nur E-1 Verbindungen zu unterhalten braucht.

Die Delegierten einer Gruppe müssen in zwei Richtungen Kontakt halten: zu ihrer Basisgruppe und zu den Delegierten anderer Gruppen. Durch diese doppelte Ausrichtung stößt ihr Koordinationsvermögen bereits bei rund 10 Basisgruppen an eine kritische Grenze. Gibt es mehr Gruppen, muß eine abermalige Zentralisierung stattfinden. Dann kann das Gesamtgefüge sich noch einmal ungefähr verzehnfachen. Damit wird eine Größenordnung von rund 1000-1500 Mitgliedern erreicht, die als Basisgruppen, Delegiertenräte und Zentralrat drei »Führungsebenen« bilden. Größere Einheiten wären nicht mehr kontrollierbar.[8] Über diese Grenzen hinaus entfremden sich unweigerlich die Zentralen von der Basis« und es entsteht eine bürokratische Elitenherrschaft.

c) Ein Unternehmen mit 1000-1500 Angehörigen kann wahrscheinlich auf dem optimalsten Kosten-Niveau arbeiten. Bei einer kleinen Unternehmensgröße sind die Fix- und Betriebskosten meist relativ hoch. Sie sinken relativ, indem sich z. B. Mieten auf mehr Köpfe verteilen und Anlagen und Materialien von mehr Leuten rationeller genutzt werden. Dies ist das Gesetz der auf Massenproduktion gerichteten »economies of scale«. Die Großen sind billiger als die Kleinen, weil mit steigender Größe die Produktionskosten (pro Stück o. ä.) sinken. Im Schaubild ist dies durch den Kurvenabschnitt A angedeutet.



Mit zunehmender Größe explodiert die Komplexität einer Organisation ($\frac{E^2-E}{2}$) allerdings. Ab einer bestimmten Schwelle entstehen dann sprunghaft Koordinations- und Transaktionskosten, für die Bürokratien, die weitere

Bürokratien brauchen, um die Bürokratie zu koordinieren, und für pausenlose Konferenzen und Konsultationen, bei denen man verzweifelt versucht, sich durch ein Gestrüpp von Terminen, Kompetenzen und Frustrationen zu schlagen. Im Schaubild ist dies durch den Kurvenabschnitt B gezeigt. Großunternehmen gehören meist auch zu den regionalen oder sektoralen Oligopolen, und mit der Versorgungsabhängigkeit großer Gebiete wachsen die Kosten für Transport, Lagerung und Verteilung.[9] Hinzu kommt, daß mit steigender Größe meist auch die »externen« Kosten ansteigen. Diese werden nicht von den Unternehmen selbst, sondern von der Gemeinde oder dem Land getragen, in dem ein Unternehmen angesiedelt ist, z. B. Verkehrsanbindungen auf Straßen- und Schienenwegen, die Folgekosten von Umweltverschmutzungen oder deren Beseitigung, Bau und Einrichtung von Wohnungen, Schulen, Krankenhäusern, Erholungs- und Sportanlagen u. ä. für die Beschäftigten. Deshalb steigen von einer bestimmten Schwelle an die Kosten wieder. Das Kostenoptimum liegt dort, wo die Kurve der Koordinations-, Transaktions- und »externen« Kosten die Kurve der Massenproduktion zu übersteigen beginnt.

2. Arbeitsgruppen-Demokratie

Die Unternehmen können intern folgendermaßen funktionieren: Die 10-20köpfigen Arbeitskollektive bilden die Basiseinheiten. In der Regel stellen diese eine Werkstatt oder eine Einsatzgruppe oder Entsprechendes dar. Diese Basiseinheiten (englisch: work units) sind in zweierlei Hinsicht vernetzt. Zum einen gehören sie zu *Abteilungen*. Es gibt z. B. Abteilungen für Materialbeschaffung und Lagerung, für Produktion (Fertigung und Montage), für Forschung und Entwicklung, für Absatz und Vertrieb. Zum anderen sind die Arbeitskollektive an bestimmten *Projekten* beteiligt. Ein solches Projekt kann z. B. bei einer Baufirma der Bau eines Hauses sein, bei einer Möbelfabrik die Produktion eines bestimmten Stuhl- oder Schranktyps, bei einem Verlag die Herausgabe eines bestimmten Buches oder einer Reihe von Büchern. In diesem Netz von Abteilungen und Projekten bilden die Abteilungen die bleibende Grundstruktur, die für Kontinuität sorgt, während die Projekte sachlich und zeitlich begrenzt quer durch die Abteilungen laufen und die Flexibilität der Produktion gewährleisten.
Die Basiskollektive bestimmen für die Abteilungen, zu denen sie gehören, und für die Projekte, an denen sie sich beteiligen, einen oder mehrere verantwortliche Delegierte. Jede Abteilung und jedes Projekt wird so von einem Delegiertenrat geleitet. Diese Räte bestimmen, aus ihren eigenen Reihen oder von außerhalb, die Abteilungsleitungen bzw. die Projektleitungen.
Die Abteilungen und Projekte müssen sich untereinander wieder koordi-

nieren. Die von ihnen hierfür verantwortlich Delegierten bilden die dritte und oberste Führungsebene der Unternehmen: einen Zentralrat, der die Geschäftsleitung bestimmt. Dem Zentralrat gehören auch Vertreter der Gemeinde und Region sowie Vertreter der Branchenverbände an, zu denen ein Unternehmen gehört. Ansonsten jedoch bestehen der Zentralrat wie auch die Abteilungs- und Projekträte ausschließlich aus Mitgliedern der Basiskollektive.

Der Zentralrat und die von ihm bestimmte Geschäftsleitung bilden nicht Direktions-, sondern Informationsfluß- und Koordinations-Zentralen. In erster Linie sind sie »Moderatoren« der Diskussion über die kurz- und langfristige Unternehmenspolitik. Sollen diese oder jene Anlagen angeschafft werden? Soll ein Produkt-Typ oder ein Dienst-Angebot verändert werden? Soll man sich am transnationalen Projekt »X« beteiligen? Soll dieser oder jener Preis gehoben/gesenkt werden? Welche Kredite oder Subventionen zu welchen Bedingungen sollen beantragt werden?

Hieraus ergibt sich die Formulierung von Unternehmenszielen, von Haushaltsplänen und Gesamtbudgetierungen. Zentralrat und Geschäftsleitung sorgen so für das Zustandekommen einer Unternehmens-Rahmenplanung, an deren Erarbeitung die gesamte Belegschaft beteiligt ist und die von ihr auch gesamthaft gebilligt werden muß. Die Daten dieser Planung, an die in erster Linie die Geschäftsleitung selbst gebunden ist, setzt verbindliche Grenzwerte für die Abteilungen und Projekte sowie für die Basiseinheiten. Darüber hinaus ist die Geschäftsleitung zuständig für das Bereitstellen von gemeinsam benötigten Gütern und Diensten. Hierbei kann es sich z. B. um größere Geld- und Grundstücksverhandlungen drehen, um die Ausarbeitung der detaillierten Unternehmens-Statistik, um die überregionale oder übersektorale Kooperation des Unternehmens. Auch sind der Zentrale bestimmte »Stabsstellen« zugeordnet wie z. B. die Öffentlichkeitsarbeit, die Organisation der Qualifikation im Unternehmen oder eine interne Revision und Schiedsstelle.

Die Abteilungs- und Projekt-Leitungen füllen die Rahmenplanung durch ihre eigene Initiative. Jede Abteilung und jedes Projekt verfügt dazu eigenverantwortlich über ein entsprechendes Budget. Ihre Hauptfunktion besteht darin, die Einzelaktivitäten der Basiseinheiten und die Unternehmens-Gesamtplanung wechselseitig aufeinander abzustimmen. Darüber hinaus sind die Abteilungen, als »Versorger« und »Instandhalter« des Unternehmens, hauptverantwortlich für Abmachungen, die das Unternehmen mit Zulieferern trifft. Die Projekte, als »Entsorger« und »Zielverwirklicher« des Unternehmens, sind hauptverantwortlich für alle Angelegenheiten, welche die Kunden und Klienten des Unternehmens betreffen.

Ein Basiskollektiv schließlich hat vor allem folgende Kompetenzen[10]:

– Es hat einen direkten Einfluß auf seine lang- und kurzfristigen Aufga-

benstellungen in den Abteilungen und bei den Projekten des Unternehmens.
– Die Gruppe kann, soweit die jeweiligen Bedingungen es ermöglichen und die gemeinsamen Unternehmens-Regelungen es erlauben, selbst bestimmen, *wieviel, wie, wann* und *wo* sie arbeitet.
– Die Gruppe entscheidet unabhängig über ihre internen Aufgabenverteilungen und Verantwortlichkeiten.
– Die Gruppe entscheidet selbst, wer ihre Mitglieder sein sollen (personalpolitische Selbständigkeit bei allen Anstellungs-, Versetzungs- und Kündigungsfragen).
– Die Gruppe bestimmt selbständig ihre jeweiligen Sprecher bzw. Leiter (freie Delegation).
– Die Gruppe verfügt über ein eigenes Budget für laufende Sachkosten des Werkstattbetriebs, den sie im Rahmen ihrer Abteilungs- und Projekt-Verpflichtungen aufrechterhält.
– Die Gruppe kann intern einen begrenzten Lohnzuweisungs-Spielraum haben.
In diesem System gibt es keinerlei persönliche Weisungsbefugnis. Das Zusammenspiel ist koordinativ, nicht direktiv. Niemand kann formell zu irgendeiner Arbeit gezwungen werden. Das Funktionieren der Unternehmen beruht allein auf der freiwilligen Zusammenarbeit der Beteiligten. Basiskollektive, Abteilungs- und Projektleitungen und Geschäftsleitung übernehmen ihre Aufgaben selbständig gemäß gemeinsam festgelegten Regeln. Es ist ein Ineinandergreifen von freier Einzelentscheidung und gemeinsamer Rahmenregelung.
Mit einer »Demokratie«, die darin bestünde, daß die Beteiligten sich gegenseitig Vorschriften machen können, wäre niemandem gedient. Genau so wird eine »Gremienwirrwarr-Demokratie«, die aus allen möglichen Aufsichts-, Beratungs- und Entscheidungsorganen besteht, mit ihren Wucherungen von Verfahrens-, Rücksprache-, Einvernehmens- und Informations-Zwängen, unumgänglich von bürokratischer Starre befallen. Es ist beispielsweise nicht dermaßen wichtig, ob die Manager der Unternehmensleitung eigene Delegierte sind oder Leute, die man sich von außerhalb hereinholt. Entscheidender ist, daß diese Leute an eine gemeinsam bestimmte Unternehmenspolitik gebunden und von der freiwilligen Unterstützung der Belegschaft abhängig sind.
Daß dies nicht immer reibungslos funktioniert, versteht sich. Es dürfte außer Frage stehen, daß es zu gelegentlich schärferen Konflikten kommt. Deshalb gibt es in diesem System für jedermann in jeder Position jederzeit ein grundsätzlich unbeschnittenes Streikrecht. Eskalationen sind möglich. Die drohende Strafe ist allein, Schlimmeres für alle zu riskieren.

3. Funktionshierarchie und Rotation

Die geschilderte Organisation bildet eine Funktions-Hierarchie. Aber diese Hierarchie ist nicht Ausdruck oder Grundlage von Klassenherrschaft. Sie bleibt in ihrem Ausmaß begrenzt und damit kontrollierbar (dreistufig bei rund 1000-1500 Angehörigen). Die Beteiligten sind gegenüber den Positionen und Funktionen dieses Systems gleichberechtigt und gleich kompetent, also in einem guten Sinn auswechselbar. Eine funktionelle Gleichmacherei, mechanisch und totalitär, wie eine technokratische Entwicklung sie evtl. bieten könnte, ist auf den absolutistischen Willkür-Zentralismus so wenig eine Antwort, wie eine informelle autoritäre Personen-Herrschaft der Starken über die Schwachen es wäre. Beides verbaut uns die Möglichkeit, zu einer uns gemäßen Selbstentfaltung zu gelangen. Demgegenüber kennt ein demokratisches System sowohl begrenzte Funktions-Hierarchien als auch informell natürliche und ungezwungene Autoritäts-Verhältnisse zwischen Personen: zwischen den Erfahreneren und den weniger Erfahrenen, zwischen den in einer speziellen Hinsicht Geschickteren und den darin weniger Geschickten, zwischen den Begeisterten, die Kraft ausstrahlen, und denen, die eher zur Resignation neigen. Aber diese Beziehungen bilden nicht bürokratische, pyramidal verkalkte Hierarchien von (Ohn-)Machtpositionen. Es handelt sich um organisch in Fluß befindliche Verhältnisse auf Gegenseitigkeit, die einer bewußten gemeinsamen Kontrolle zugänglich sind. Dies ist keine autoritäre Zwangs-Gemeinschaft und keine antiautoritäre Verweigerungs-Alleinschaft. Es ist ein Weg der freien Assoziation.

Dies ist möglich, weil und wenn niemand mehr an idiotisierende Handlangertätigkeiten gekettet ist und es keine überladenen Leitungstätigkeiten mehr gibt, die spezielle Entscheidungs-Kompetenzen usurpiert haben. Die Arbeitsplätze, von den Werkstätten der Arbeitskollektive an der Basis bis zur Unternehmensleitung, sind von gleichem Gewicht. Wo nicht, gibt es eine regelmäßige Ämter-Rotation. Die Arbeiten sind nicht gleich in dem Sinn, daß alle etwas Gleiches machen. Im Gegenteil. Aber die Tätigkeiten und Aufgabenkomplexe, die an den verschiedenen Arbeitsplätzen zu erfüllen sind, sind untereinander gleichwertig bzw. wertgleich; das heißt, sie verlangen von jedem ein vergleichbares Maß an körperlicher Belastung und geistiger Betätigung, an »Problemlösungs-Komplexität«, an Qualifikationen und an Entscheidungsverantwortung.

Dies geht Hand in Hand mit der Entwicklung einer »appropriate technology« (»angepaßte Technologie«). Diese arbeitet auf einem noch höheren Niveau als die heutige Technologie. Wie das Beispiel der Elektronenrechner zeigt, wird sie gerade dadurch wieder dezentralisierbar. Sie ist für kleinere Gruppen und Einzelne handhabbar und damit anpassungsfähig in sich verändernden Nachfrage-, Personal- und Umweltsituationen. Nicht mehr

die Menschen werden an die Apparate, sondern die Apparate werden den Menschen angepaßt. Dies ist die erforderliche Revolutionierung der Techno-Struktur des Systems. Die Maschinenwelt wird wieder zum toten Anhängsel der lebendigen Menschen.

Das Personal in diesem System hat eine umfassende polytechnische, soziale und künstlerische Ausbildung. Diese erfolgt ebensosehr praktisch wie theoretisch. Aufgrund der anpassungsfähigen Technologien und des hohen Niveaus der hierfür erforderlichen Allgemeinbildung gibt es keine lebenslängliche berufliche Spezialisierung mehr. Niemand mehr macht eine besondere »Lehre« oder einen bestimmten »Schulabschluß«, um irgendwelche Gesellenbriefe oder Diplome zu erwerben, die einen auf bestimmte berufliche Tätigkeiten hin festlegen. Zwar wird niemand morgens »Fischer« und abends »kritischer Kritiker« sein können, wie ihm beliebt. Auch rotationsfähige Stellen brauchen Einarbeitung und Kontinuität, wenn nicht Pfusch gemacht werden soll. Dennoch kann man seine Arbeit viele Male im Leben wechseln bzw. zwei oder sogar drei Tätigkeiten zugleich erfüllen. Jeder Arbeitsplatz bietet einen »Anlernberuf« auf hohem Niveau, jeder Beschäftigte ist ein »Angelernter« mit hoher Qualifikation.

Vielleicht gibt es noch Schulen, die irgendwelche Zertifikate ausstellen. Aber für die Beschäftigung haben Zertifikate keine Bedeutung mehr. Sie werden als Talismänner eines heidnischen Arbeitsmarktes gelten. Was zählt, sind Bewährung, Erfahrung und der persönliche Ruf. Dies ist schwieriger, aber auch menschlicher, als »objektivierte« und anonymisierte Tests und Prüfungen. Für keine Betätigung gibt es etwas derartiges wie ein Zunftmonopol. Verbote von »Schwarzarbeit« sind aufgehoben, »Kurpfuscherei-Paragraphen« u. ä. sind erheblich differenzierter formuliert als heute.[11] Mit all dem sind der Technisierung und der Professionalisierung Grenzen gesetzt und Ziele gesteckt. In Schach gehalten werden damit die Technologie und die berufliche Spezialisierung als Quellen von Herrschaft und technokratischer Fehlorientierung.

Hierzu gehört auch, daß die meisten Planungs-, Verwaltungs- und Leitungstätigkeiten, wie bereits geschildert, von den Unternehmens-Spitzen wieder in die Abteilungen und Projekte und in die Basiseinheiten zurückgeholt sind. Weiße und blaue Kragen als Ausdruck einer Klassenspaltung von Angestellten und Arbeitern gibt es in diesem System nicht. Auch die Sager und die Macher sind keine getrennten Sippschaften. Jeder ist »lohnabhängig«, insofern er als Erwerbstätiger Positionen im System innehat und System-Funktionen ausübt, und jeder ist »Unternehmer«, insofern er die Gestaltung, Planung und Leitung der selbstverwalteten Unternehmen, in denen er tätig ist, mitträgt. Jeder Arbeitsplatz ist ein integriertes Ganzes dieser Aspekte.

4. Arbeitszeiten und Arbeitsorte

Ein wichtiges Merkmal der sozio-technischen Revolutionierung ist die Freigabe der Arbeitszeiten und der Arbeitsorte. Den Wert der Arbeit in Arbeitszeit zu messen, mag einmal ein sinnvoller Standpunkt gewesen sein, nicht zuletzt, um die Ausbeutung der Lohnabhängigen kontrollierbar zu machen. Mit fortschreitender technokratischer Entwicklung aber wird daraus ein mechanisches Mittel der gleichmäßigen Ausbeutung aller. Die technokratische Systementwicklung verwandelt Lebenszeit in Arbeitszeit und die restliche Nicht-Arbeitszeit in Konsumzeit. Ebenso verwandelt sie Wohnorte und Lebensräume in Arbeitsplätze, Schlafstätten, Industriegebiete und »Freizeit«-Gelände. Diese Unterschiede können nicht wieder radikal aufgehoben werden, es sei denn, die arbeitsteilig vergesellschafteten Systeme würden unvorstellbar primitiviert. Aber die Grenzen zwischen Arbeits- und Freizeit können geöffnet und durchlässig gemacht, die Mauern zwischen Arbeits- und Wohnort durchlöchert und abgetragen werden.

Deshalb gibt es feste Arbeitszeitregelungen nur noch von Fall zu Fall, wo es situativ sinnvoll ist, z. B. als fester Konferenztermin, als Sprechstunde, als Kurzschicht oder als Ladenöffnungszeit. Solche Regelungen sind jedoch nicht allgemeines Gesetz, sondern freie persönliche Vereinbarungen vor Ort. Eine Arbeitsstelle wird abteilungsmäßig als Aufgabenbereich definiert, projektmäßig im Sinne eines Werkvertrages: man verpflichtet sich, einen bestimmten Auftrag termingerecht zu erledigen. Dabei ist man sowohl in bezug auf den Auftrag wie in bezug auf den Termin ein gleichberechtigter Verhandlungspartner.

Für den Arbeitsort gilt Entsprechendes. Die heutige mechanische Großtechnologie erzwingt gesonderte Fabrikhallen. Eine dezentrale »appropriate technology« aber ermöglicht auch wieder Arbeit zu Hause oder in der etwas größeren Nachbarschafts-Werkstatt oder im noch etwas größeren Werkstatt-Block der Gemeinde oder des Quartiers. Nicht, daß dies in jedem Einzelfall geschehen kann oder soll. Die Eisenschmelze nebenan wird auch in Zukunft unter den 100 Blumen, die blühen gelassen werden, eine (zu) bunt getriebene Blüte sein. Trotzdem sind gerade auch industrielle Fertigungsprozesse in größerem Maß wieder »heimholbar«. Schon heute sind z. B. teilautomatische Drehbänke konstruierbar – von einer Größe, die in jeden Schuppen paßt –, die mit Mikro-Prozessoren so ausgestattet sind, daß eine einzelne Person alle wichtigen Metallverarbeitungsmethoden daran ausführen und so selbständig Werkzeuge, kleinere Maschinen und Apparate herstellen kann.

Damit sind Fabriken denkbar, für die es kein besonderes Gelände, keine besonderen Gebäude und nicht einmal besondere Schreibtische gibt. Ein

Unternehmen kann auch auf Werkstätten und Privaträumen zu Hause oder im Quartier beruhen. Es können sich sogar mehrere Unternehmen dieser Werkstätten zugleich bedienen, genau so, wie heute schon ein gewöhnlicher Arbeitsplatz von zwei oder drei Personen benutzt wird. Auch z. B. Schulen können in privaten Wohnräumen stattfinden. Wann und wo eine Arbeit getan wird, geht in erster Linie die etwas an, die sie tun, und danach kommt lange nichts.[12]

Eine derartige Flexibilität der Arbeitszeiten und -orte würde eine Wiedereingliederung der Kinder, Jugendlichen und Alten in den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ermöglichen. Überhaupt wäre dort, wo die Arbeit im besonderen und das Leben im allgemeinen wieder so eng beieinander sind, das gesellschaftliche Leben erheblich besser integriert. Die Folgen der Desintegration, wie z. B. subkulturelle Robinsonaden, Krankheit, Suchtprobleme, Kriminalität, wären entsprechend verringert.

Wer heute bei Freunden sitzt und sagt, »Leider muß ich jetzt gehen, ich habe noch Arbeit zu erledigen«, gilt als entschuldigt. Wer dagegen an seinem Arbeitsplatz sagen würde, »Leider muß ich jetzt gehen, ich habe noch Freunde zu besuchen«, den würde man auslachen oder feuern. Nicht, daß sich diese Priorität mechanisch umkehren sollte. Aber zu gegebener Zeit würde beides als vollwertige Entschuldigung gelten. Die heutigen Technologien und Institutionen sind dermaßen verknöchert und verkalkt, daß uns das System, um funktionieren zu können, eine so hohe »soziale Mobilität« abverlangen muß, daß unser Leben ständig entwurzelt und zerrissen wird. Statt dessen brauchen wir eine hohe »funktionale Mobilität« der Technologien und Institutionen, damit sich das System an die Bedürfnisse eines stabilen sozialen Lebens anpassen kann.[13]

Die Arbeitskollektive und die Lebensgemeinschaften werden wohl, von Ausnahmen abgesehen, unterschiedliche Gruppen bleiben. Es dürfte auch in Zukunft nur sehr wenige geben, die unter einem Dach zusammen wohnen und zusammen arbeiten. Eine Wiederherstellung der alten Abhängigkeit von Haus und Hof, Heimat und Herkunft wäre wohl auch nicht gerade sonderlich befreiend. Aber anders als heute sind in der hier vorgestellten Utopie die Arbeitskollektive und Lebensgemeinschaften wieder nahe beieinander und haben viele Berührungspunkte.[14] Die Mitglieder der einen kennen die meisten der anderen. Was sie tun und unterlassen, ist ihnen nicht gegenseitig fremd und gleichgültig. Und die Arbeitskollektive und Unternehmen fügen sich den Lebensgemeinschaften organisch ein, genauso wie die Arbeitsstätten den Wohnorten und die Arbeitszeiten den Lebensrhythmen.

5. Angebot und Nachfrage

Ein Unternehmen hat einen doppelten Daseinszweck. Es ist nicht nur ein Ort der Arbeit für die Beschäftigten, in gleicher Weise steht es in einer gesellschaftlichen Umwelt. Es ist ein Ort der Produktion von Gütern und Diensten *für Kunden und Klienten*, für die Abnehmer, die Nachfrager, kurz und unvoreingenommen: für den Markt. (Wem dies zu kapitalistisch klingt, mag an einen Marktplatz denken.)

Die gesellschaftliche Umwelt-Orientierung beginnt damit, daß ökologiegerecht gewirtschaftet wird. Die Mittel bleiben knapp. Sich den Kommunismus als Überflußgesellschaft vorgestellt zu haben, erweist sich als doppelbödige kapitalistische Fiktion. Verschwendung wird weiterhin als luxuriöser Affront gelten, Sparsamkeit und effektive Produktion sind weiterhin unerläßliche Tugenden. Verwendete Materialien sind wiederverwertbar und wiederaufbereitbar. Ihre Herstellung und Verarbeitung vergiften weder die Menschen noch ihre Umwelt. Die erzeugten Produkte sind haltbar, ersatzteilgerecht und reparaturfähig. Insbesondere, wie André Gorz entwickelt hat, müssen sich die erzeugten Güter und Dienste einem Konsum-Privileg entziehen: anders als das Privatgrundstück am Seeufer sollen sie für alle zugänglich sein, und anders als der Massen-Wintersport, der die Alpen ruiniert, und anders als die heutige Form des Autoverkehrs, der die Landschaft verstopft und verschmutzt, darf ihre allgemeine Inanspruchnahme ihren Gebrauchswert nicht hinfällig machen.[15] Damit wird dem vorgebeugt, was Ivan Illich die ständige »Modernisierung der Armut« nennt.[16] Diese besteht darin, daß sich die Reichen neue Konsumbereiche erschließen, wenn die Armen Anschluß an das Konsum-Niveau der Reichen finden.

Nicht zuletzt gilt, daß die Güter und Dienste so beschaffen sein müssen, daß sie die Abnehmer nicht abhängig machen. Sie dürfen uns nicht zu jener unmündigen Passivität degradieren, durch die das Wort »Konsum« seine negative Nebenbedeutung bekommen hat, die immer mehr zur Hauptbedeutung zu werden scheint. Zum Beispiel werden weniger Konserven, Fixfertig-Gerichte und Tiefgekühltes erzeugt und dafür mehr halb- oder unverarbeitete Nahrungsmittel, mit denen man selbst wieder mehr anstellen kann. Die Menschen werden sich nicht mehr in Kantinen mit normiertem und plombiertem Plastikmatsch abspeisen lassen, sondern sich wieder die Zeit und das Geschick herausnehmen, selbst etwas Appetitliches zuzubereiten. Genauso werden z. B. weniger schlüsselfertige Häuser und Fertigteil-Gebäude hergestellt, und dafür mehr Halbprodukte und Vorangefertigtes als Baumaterial. Das heißt, die Produkte ermöglichen und verlangen noch viel »Do it yourself« von Seiten der Abnehmer.[17] Den Konsumenten wird nicht so sehr Arbeit »abgenommen«, als daß ihnen Mittel zur Eigenarbeit

geliefert werden. Genauso ist z. B. ein Hospital weniger ein Ort, wo Kranke »gesund gemacht« werden, als ein Ort, wo ihnen Mittel zur Verfügung gestellt werden und wo sich Personen zur Verfügung stellen, die ihnen helfen, sich selbst zu helfen. Wo immer möglich, ist eine Zusammenarbeit zwischen Kunden und Unternehmen gefordert. Auf diese Weise werden der technokratischen Institutionalisierung und Vermarktung aller Lebenstätigkeiten Grenzen gesetzt. Die Unternehmen sind hier »Anbieter« und die Kunden »Nachfrager« im unmittelbaren aktiven Wortsinn.
Die personale Nachfrage-Lenkung der Wirtschaft (anstelle einer staats- und konzernbürokratischen) ist ein wesentlicher Bestandteil eines Selbstverwaltungs-Systems. Unbehinderte Beziehungen des Nachfragens und Anbietens und Vertrags-Freiheit gehören hierzu. Denn es muß einem innerhalb gewisser Grenzen selbst überlassen bleiben, mit wem man was zu tun haben will und mit wem nicht. Selbstverwaltung und Selbstbestimmung können *im* Unternehmen nur in dem Maß bestehen, wie sie *auch nach außen* gelten, d. h. auf dem Markt. Dies ist ein Zusammenhang, den sich manche traditionellen Sozialisten, wenn sie (im ökonomischen Sinn) anti-liberal und zentralistisch eingestellt sind, nicht immer ganz klar machen. Aber wer A sagt (Selbstverwaltung), muß auch B sagen (geregelte Marktfreiheit).

Exkurs: Ist diese Utopie die Wiederherstellung der kapitalistischen Anarchie auf sozialistischer Basis: ist sie nichts weiter als eine Neuauflage des »jugoslawischen Modells«? Zweifellos gibt es einige Berührungspunkte. Aber das Trennende wiegt schwerer: Das jugoslawische Modell kennt keine ausdrückliche 3-Stufen-Netzwerk-Organisation der Unternehmen. Experimente einer tatsächlichen »Arbeitsautonomie« und Versuche, die Unternehmen in das soziale Leben zurückzuholen, sind mir nicht bekannt. Es gibt in Jugoslawien recht fortschrittliche Gesetze, aber die »materielle« de facto-Struktur der Technologie, der Institutionen, des Personals und seiner Qualifikationen ist eher ein wenig rückschrittlich. Die bestimmenden jugoslawischen Unternehmen funktionieren de facto nach dem Muster einer wählbaren technokratischen Manager-Herrschaft, die ein industrialistisches Entwicklungsmodell verfolgt und auf Profit und Wachstum aus ist. Das Einkommen der jugoslawischen Arbeiter ist dem eines kapitalistischen Unternehmers nachempfunden; es hängt vom Markterfolg der Betriebe ab. Der Gewinn, nach Abzug öffentlicher Abgaben, wird nach einem Leistungspunkte-System auf die Belegschaftsmitglieder verteilt. Diese Regelung führt dazu, daß es Neu-Einstellungen aus zwei Gründen so gut wie nicht gibt: einmal müßten die »angestammten« Arbeiter mit den neuen Kollegen den Gewinn teilen, zum anderen ist unsicher, ob die »Neuen« ihren Anteil auch wirklich erarbeiten. Insofern begünstigt das jugoslawische Modell tatsächlich Betriebs-Egoismus und Kollektiv-Kapitalismus. Darüber hinaus hat sich in Jugoslawien, besonders durch den Außenhandel, immer mehr ein Kapitalmarkt nach kapitalistischem Muster gebildet. Ähnliches gilt für Grund und Boden. In dem mit diesem Aufsatz vorgestellten Unternehmens-Modell dagegen (und dies wird im folgenden noch gezeigt) gibt es keine Personaleinkommen aus Unternehmensgewinnen, sondern allgemeine Tarifeinkommen, keinen Kapital- und Grundstücksmarkt, sondern demokratische Verhandlungen über die Zuteilung von Krediten, Subventionen und Nutzungsrechten, und schließlich keine unbegrenzte Vertragsfreiheit, sondern eine planvolle Regulierung des Marktgeschehens durch Verbände, Staat und Rahmenplanung.

6. Feste Einkommen, freie Preise

Zu einer geregelten Marktfreiheit gehört u. a. auch eine selbständige Preisbildung für Güter und Dienste. Der Preismechanismus ist eines der wirksamsten Mittel, um Angebot und Nachfrage auszugleichen. Ein solches Marktgleichgewicht ist unabdingbar in einem System, in dem es weder ärmliche Unterversorgung noch verschwenderische Überproduktion geben soll. Im Kapitalismus ist die freie Preisbildung aus vielerlei Gründen problematisch. Einer der wichtigsten ist, daß die *funktionale* Bewegung der Preise auf dem Markt *persönliche* Gewinne oder Verluste für die Privatunternehmer und Aktionäre mit sich bringt. Die anale Geizkragen-Krankheit des persönlichen Dranges nach finanzieller Bereicherung kann so als Profitmotiv voll auf die Wirtschaftsfunktionen durchschlagen, zumal unter den Bedingungen einer relativ ungeregelten Konkurrenz.

In einem sozialistischen Selbstverwaltungs-System aber besteht eine andere Einkommens-Verteilung, eine andere Eigentumsordnung und eine planvolle Regulierung der Märkte. Das wichtigste Merkmal der Einkommensverteilung ist folgendes: Ausnahmslos alle Personaleinkommen für alle Arten von Beschäftigungen sind in allgemein verbindlichen Tarifen festgelegt. Diese sind als relativ enge Leitlimits formuliert, d. h. als Bandbreiten zwischen dem Minimal- und dem Maximaleinkommen für eine bestimmte Stelle. Dadurch bleibt besonders den Basiskollektiven noch ein gewisser Spielraum zur Feinbestimmung der Gehälter. Die Einkommenstarife werden von allen Betroffenen in einer Abstimmung verabschiedet, nachdem sie in einer von den Personalverbänden moderierten öffentlichen Diskussion im Rahmen der gesamtwirtschaftlichen Planung ausgehandelt wurden (dazu später). Wieviel einer verdient, ist damit unabhängig von dem finanziellen Ergebnis des Unternehmens, in dem er arbeitet. Wenn ein Unternehmen Überschüsse erzielt, hat davon persönlich niemand einen finanziellen Vorteil, wenn Verluste entstehen, hat davon niemand einen finanziellen Nachteil.

Die angebot-nachfrage-bedingten Schwankungen von Gewinnen und Verlusten werden dabei gesamtwirtschaftlich rückausgeglichen: Eine Subventions- und Entwicklungsbank, die wie alle Geldinstitute unter öffentlicher Kontrolle und nach Maßgabe der Rahmenplanung arbeitet, schöpft die Überschüsse in einer bestimmten Höhe ab und verteilt sie an die Unternehmen, die Verluste aufweisen.[18]

Das Revolutionäre an diesem Konzept ist die Entkopplung von Lohn und Leistung. Man hat ein Recht auf Brot nicht für Arbeit, sondern weil man lebt, und ein Recht auf Arbeit, nicht um Brot zu verdienen, sondern um sich auszuleben. Dies kann in dem Maß funktionieren, in dem die extrinsische Arbeitsmotivation (Arbeitszwang, um Brot zu verdienen) überlagert

wird durch eine intrinsische Arbeitsmotivation (Arbeitsfreiheit, um sich gestalterisch und sozial sinnvoll zu betätigen).
Allerdings wird das »Reich der Freiheit« das »Reich der Notwendigkeit« nicht ersetzen, sondern zu diesem hinzutreten. Es ist bei Marx und Engels mißverständlich formuliert, daß es nicht mehr »jedem nach seiner Leistung«, sondern »jedem nach seinen Bedürfnissen« gehen soll. Die Gesellschaft bleibt immer auf Arbeitsleistung angewiesen. Wo der Weizen nicht angebaut, das Mehl nicht gemahlen und das Brot nicht gebacken wird, kann es auch nicht gegessen werden. Es geht jedoch darum, daß die Leistung, die man willens und fähig ist, für die Gemeinschaft zu erbringen, auch mit den eigenen Bedürfnissen in Einklang gebracht werden kann. Eine Gesellschaft kann die Lohn-Leistungs-Kopplung in dem Maß aufheben, wie sie fähig ist, die Entfaltung von selbstgelenkten Lebens- und Arbeitsmotivationen zu tolerieren. Vom heutigen Stück-Akkord bis zum garantierten »Lebensgehalt« sind hier noch vielfältige Übergangsstufen zu nehmen.
Das hier entwickelte Prinzip »feste Einkommen, freie Preise« beruht auf einer Eigentumsordnung, in der das Kapital neutralisiert ist. Das heißt, die technologischen und finanziellen Mittel eines Unternehmens gehören überhaupt keinen Personen, weder individuell noch kollektiv. Die Unternehmen gehören »sich selbst«. Die Personaleinkommen für Konsumzwecke und die funktionalen Unternehmens-Einnahmen für Investitionszwecke werden trennscharf auseinandergehalten. Eine Finanzierung von Unternehmen durch persönliche Gelder gibt es nicht. Wo Eigenmittel aus Verkaufserlösen nicht oder nicht ausreichend vorhanden sind, muß die Finanzierung durch öffentliche Kredite oder Subventionen erfolgen (dazu unten). Durch die oben schon geschilderte treuhänderische Selbstverwaltungsform wird die Verfügung über die technologischen und finanziellen Mittel der Unternehmen demokratisiert. Die »Vergesellschaftung der Produktionsmittel« erfolgt so als Kapital-Neutralisierung plus Demokratisierung der Verfügung.
Darüber hinaus ergibt sich das Prinzip »feste Einkommen, freie Preise« daraus, daß in einem sozialistischen Selbstverwaltungs-System die Kapital-, Arbeits- und Warenmärkte unterschiedlich geregelt sind. Alles dies sind Märkte, insofern das öffentliche »Anbieten« und »Nachfragen« in bezug auf Geld, Arbeitsstellen, Güter und Dienste ungehindert stattfinden kann und soll. Gegenseitiges »Anbieten« und »Nachfragen« sind die unerläßliche Animation im Wirtschaftsgeschehen. Dabei sind jedoch weder das Geld noch die Arbeit eine Ware, für die Preise ausgehandelt würden. Waren sind allein die erzeugten Güter und Dienste.

Die Grundlage hierfür bildet die Geltung einer bestimmten ökonomischen Werttheorie. Diese unterscheidet sich von der materialistisch vereinseitigten »objektiven« Werttheorie von Smith, Ricardo und Marx ebenso wie von der idealistisch vereinseitigten »subjektiven« Werttheorie der bürgerlich-liberalen Grenznutzentheoretiker. Sie soll hier normative Arbeitswert-Theorie genannt werden. Es ist eigentlich beinahe trivial, daß »Wert« und »Bewertungen« eine Frage gesellschaftlicher Normativität sind. Diese normative Arbeitswert-Theorie bestreitet an der »objektiven« Theorie das sogenannte Wertgesetz, wonach sich der Wert der Waren nach der in ihnen enthaltenen Arbeit, *gemessen in Arbeitszeit,* richtet. An der »subjektiven« Theorie bestreitet sie die Unterstellung, daß nicht nur Arbeit, sondern auch Kapital und Natur-Ressourcen einen finanziellen Wert darstellen. Sie stimmt mit der »objektiven« Theorie darin überein, daß allein menschliche Arbeit finanzielle Werte schafft. Aber – und darin hebt sie den rationellen Kern der »subjektiven« Theorie auf – sie macht die finanzielle Bewertung der menschlichen Arbeitsleistungen zu einem Vorgang gesellschaftlicher Wertschätzung und Normen-Setzung.

Damit wird das System eindeutig orientiert: der Wert der Arbeit und die Bewegungen am Arbeitsmarkt dürfen nicht in technokratischer Weise von der Bewegung der Warenströme und Preise abhängen (wobei es hierbei einigermaßen egal ist, ob die Preise sich »frei« und unkontrolliert bilden oder von einer zentralen Planbürokratie administriert werden). Vielmehr haben sich die Warenströme nach den personalen Arbeits- und Konsumbedürfnissen zu richten, und die Preise der Waren haben sich an den in ihnen enthaltenen Arbeitswerten zu orientieren. Die Frage ist, *in welcher Richtung* der ökonomische Kreislauf sich dreht: ob Arbeitspersonal und Verbraucher von der Waren- und Preisbewegung funktionalisiert werden, oder ob das System mit seinen Warenströmen und Preisen wert- und damit menschgebunden funktioniert. Deshalb muß die Bewertung der Arbeitsleistungen in Kreislaufrichtung vor der Preisbildung geschehen, wobei die Preise um die Arbeitswerte pendeln sollen. Genau dies kann erreicht werden durch öffentlich ausgehandelte feste Einkommen, individuell ausgehandelte freie Preise und einen Rückausgleich der Überschüsse und Verluste zwischen den Unternehmen durch die Subventionsbanken. Letzteres ist unter diesen Bedingungen nichts anderes als ein Ausgleich der Wert-Preis-Differenzen.

Für den Kapitalmarkt folgt hieraus u. a. dies: Das Geld kostet kein Geld mehr. Geld ist hier nicht mehr Ziel und Zweck noch Ursache des Wirtschaftens. Es ist ein rein funktionales (und, richtig eingesetzt, auch ein sehr elegantes) *Mittel,* um Arbeit und Verbrauch, Anbieter und Nachfrager, die

räumlich und zeitlich auseinandergetreten sind, miteinander zu verbinden. Geld symbolisiert Wert (Arbeitswert), aber es hat keinen. Deshalb soll es auch nichts kosten. Es soll nicht einfach dorthin fließen, wo am meisten dafür bezahlt wird, sondern dorthin, wo es gebraucht wird. Andernfalls werden die Verhandlungen über Rechtsansprüche weiter zum Geld-Handel pervertieren, mit der Folge, daß am meisten Rechte hat, wer am meisten Geld hat, womit das Unrecht zum Gesetz erhoben wird. Es stimmt zwar, daß, wer am dringendsten etwas braucht, auch am ehesten bereit ist, am meisten dafür zu zahlen – vorausgesetzt allerdings, und hier hat die Wirtschaftsoptik der Besitzenden einen ihrer blinden Flecke, die Betroffenen haben überhaupt das Geld dazu. Kredite werden deshalb im neuen System nicht durch ökonomischen Handel ge- und verkauft. Ihre Verteilung erfolgt statt dessen durch öffentliche politische Verhandlungen, besonders im Zusammenhang mit der gesamtwirtschaftlichen Rahmenplanung. Die Banken, die die Kredite verwalten, sind öffentlich kontrolliert und in ihren Handlungen begrenzt und kanalisiert durch den Rahmen, den die öffentlichen Planungen ihnen vorgeben. Sie werden damit offen von kommerziellen zu politischen Institutionen. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, daß die Banken eine besondere system- und sozialgestalterische Rolle ausüben.

8. Handel: Grenzen der Monetarisierung

Was für das Geld, gilt entsprechend auch für die Natur-Ressourcen. In ihnen steckt keine menschliche Arbeit, sie sollen deshalb auch nichts kosten und nicht (ver-)käuflich sein. Die *Nutzungsrechte* an Grundstücken und an den Rohstoffen der Erde, des Wassers und der Luft unterliegen daher nicht mehr dem ökonomischen Handel, sondern sind Gegenstand politischer Verhandlungen. Über ihre Zuteilung wird im Planungsprozeß öffentlich entschieden.[19]

Jedes Abweichen von diesen Prinzipien ist wahlweise mit Ausbeutung oder mit Inflation verbunden. Denn wenn Geld und Nutzungsrechte an Ressourcen keinen finanziellen Wert darstellen, mit ihnen aber dennoch gehandelt wird, so kann dies nur geschehen, indem woanders Finanzmasse abgezogen wird – vorzugsweise beim Einkommen der weniger Mächtigen. Eben dies ist Ausbeutung. Wird sie behindert, durch starke Gewerkschaften oder Klassenkämpfe, bleibt nur der Weg, das Kreditvolumen aufzublähen. Dadurch kommt relativ zuviel Geld in Umlauf, was Inflation erzeugt.

Mit der Überwindung des Geld- und Ressourcenhandels werden der Monetarisierung (der Ausbreitung der Geldwirtschaft) wichtige Grenzen gesteckt. Sodann wird, nachdem der Menschenhandel offiziell schon ausge-

schaltet ist, auch der Handel mit Unternehmen überwunden. Unternehmen sind Institutionen. Sie sind als solche Organisationsformen gesellschaftlicher Arbeit mit Hilfe technischer und finanzieller Mittel, die als gesellschaftliches »Eigentum« der treuhänderischen Verfügung von selbstverwalteten Belegschaften überantwortet sind. Sie können von diesen nicht gekauft und nicht verkauft werden. Es würde ja auch niemandem einfallen, den Staat (ver-)kaufen zu wollen.

Nicht zuletzt tritt eine De-Monetarisierung noch dadurch ein, daß Lebens- und Arbeitsbereiche wieder besser miteinander verbunden sind. Aufgrund dessen gibt es wieder vermehrt informelle Wirtschaftsbeziehungen, d. h. Schenk- und »Naturaltausch«-Beziehungen im Rahmen überschaubarer Gemeinschaften.[20] Eigenarbeit und Nachbarschaftshilfe können einen beträchtlichen Wohlstand erzeugen, ohne daß dies in irgendeiner gesamtwirtschaftlichen Rechnung aufgeführt würde. Informelle Wirtschaftsbeziehungen sind außerdem sehr wünschenswert, weil sie das soziale Gemeinschaftsleben pflegen. Je höher der Anteil der informellen Eigenarbeit ist, desto geringer ist in dieser »dualen« Gesamtwirtschaft, wie James Robertson sie nennt, der Anteil der formellen Geldwirtschaft.[21] Die radikale Abschaffung der Geldwirtschaft allerdings ist nicht erstrebenswert. Sie müßte erkauft werden entweder durch eine bürokratische Naturalplan-Diktatur oder durch ein erneutes Sich-Anketten an die Gemeinde(-Scholle), von der man stammt und lebt.

9. Dezentrale Märkte

Das geschilderte System wird umso besser funktionieren, je mehr die Märkte angemessen dezentralisiert sind. Dabei geht es kommunal um eine optimale Selbstversorgung mit den kleinen Dingen, die man alltäglich braucht, und den Einrichtungen, die man alltäglich in Anspruch nimmt, wie z. B. Wasser, ein Teil der elektrischen Energie, Essen, Wohnungsbau, Reparaturdienste, Schul- und Gesundheitseinrichtungen. Regional sollte eine optimale Selbstversorgung mit Lebensmitteln, Energie, Baumaterialien, sonstigen Konsumgütern und mittleren Maschinenanlagen erreicht werden. Überregional sollte es nur noch die Grundstoff- und Schwerindustrien geben, die aus natürlichen oder technischen Gründen nicht oder nicht sinnvoll dezentralisierbar sind (z. B. Kohlevorkommen, Großanlagenfabrikation).

Auf einem Markt, der auf möglichst dezentrale Selbstversorgung gerichtet ist, ist nicht jederzeit alles zu haben. Hier wird ein Lebensstil verlangt, der von einer gewissen Bescheidenheit geprägt ist, der u. a. auch wieder mehr Natur-Rhythmen mitlebt und zu dem es nicht besonders gut paßt, mitten im Winter aus Afrika importierte Trauben essen zu wollen. Wer den maßlos

infantilen Lebensstil des »immer alles hier und jetzt« weiter pflegen möchte, sollte offen der Konsumkirche der multinationalen Korporationen beitreten.

Haupt-Orientierungspunkt der Markt-Dezentralisierung sind die Gebiete der kommunalen und regionalen Bürger-Selbstverwaltung. Das Niederlassungsgebiet der Betriebe eines Unternehmens darf die für es jeweils bestimmte Grenze des lokalen, regionalen oder überregionalen staatlichen Hoheitsgebietes nicht überschreiten. Die Wirtschaftsräume müssen mit den politischen Grenzen übereinstimmen, damit die Wirtschaft politisch kontrollierbar bleibt.

Die Dezentralisierung der Märkte beruht daher auf einer entsprechenden Entflechtung der Unternehmen. Dies bedeutet weder Kleinstaaterei noch Behinderung der Verkehrs- und Handelsfreiheit. Die alte physiokratische Parole »Laisser faire, laisser passer«, verstanden nicht in ihrer bourgeois-liberalen Perversion, sondern in ihrem ursprünglichen Sinn als Ruf nach freier Arbeit und Produktion und als Ruf nach Bewegungsfreiheit über alle Grenzen hinweg, ist ein wirtschaftliches Prinzip, dem eigentlich der Rang eines Menschenrechts zukommt. Handel soll über alle Grenzen hinweg Freihandel sein können. Wenn aber politische Gesichtspunkte es nahelegen, können in einem »entflochtenen« dezentralen System Regelungen wirkungsvoll durchgesetzt werden. Genauso sollen Personen leben und arbeiten können, wo es ihnen gefällt. Unternehmen schließlich sollen über alle Grenzen hinweg zusammenarbeiten können. Dies können sie beispielsweise durch Konsortien, etwa bei großen Bauprojekten wie der Anlage von Schwemmlandgebieten entlang der Flüsse und der überregionalen Ökotop-Sanierung. Aber solche Konsortien bilden keine institutionellen Verfestigungen wie Kombinate oder Konzerne. Ein Konsortium stellt eine projektbezogene und damit begrenzte Verbindung dar, die selbständige Unternehmen eingehen, um wieder auseinander zu gehen, sobald das Projekt erledigt ist. Kombinate und Konzerne soll es nicht geben, denn gerade sie bilden bürokratisch-elitäre »Kleinstaaten« im Staat und über Staaten hinweg.

Zur Entflechtung von Konzernen gehört auch die Aufhebung von Verstaatlichungen, z. B. bei den Unternehmen des Bergbaus, der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswirtschaft, der Post, der Eisenbahn, des Handels, des Versicherungs-, Vermittlungs-, Vermietungs- und Beratungswesens, des Schul- und Gesundheitswesens. In einem Selbstverwaltungs-System mit neutralisiertem Kapital ergibt eine »Verstaatlichung« von Institutionen ohnedies so wenig einen Sinn wie eine »Privatisierung«. Unternehmen in diesem System sind per se »öffentliche« Unternehmen. Entstaatlichung heißt hier nicht »Reprivatisierung«, sondern Überantwortung von gesellschaftlichem Eigentum an selbstverwaltende große oder kleine Kollektive oder auch Einzelne.

Der Gefahr, daß »entflochtene« Selbstverwaltungs-Unternehmen zu einem »Kollektiv-Kapitalismus« entarten, sind vielerlei Riegel vorgeschoben. Außer der schon geschilderten Einkommensverteilung, Eigentumsordnung und Regulierung der Kapital-, Arbeits- und Warenmärkte gehört hierzu auch die gesamtwirtschaftliche Koordinierung und Planung durch Verbände und Staat. Als Verbände sind hier in erster Linie die Unternehmens- und Personalverbände angesprochen. In den ersteren sind die Unternehmen branchen- und gebietsweise zusammengefaßt. Die Mitgliedschaft ist Pflicht, mit dem Recht einer Stimme pro Unternehmen. Bei diesen Verbänden handelt es sich um die gesamtwirtschaftlichen Selbstverwaltungs-Organe der selbstverwalteten Unternehmen. Ähnlich wie früher einmal die Zünfte haben sie eine allgemeine Koordinierungs-, Regelungs- und Planungsaufgabe.

In den Personalverbänden sind alle beruflich Tätigen zusammengefaßt, und soweit dies möglich ist, auch die »Nicht-Erwerbstätigen«. Auch sie sind branchen- und gebietsweise gegliedert. Auch hier ist – in einem Verband eigener Wahl – die Mitgliedschaft Pflicht, mit dem Recht einer Stimme pro Person. Die Aufgabe der Personalverbände besteht vor allem darin, die öffentliche Auseinandersetzung um die Festlegung der Einkommenstarife zu führen. Vermutlich wird es daher innerhalb oder zwischen den Personalverbänden jeweils kurz- oder langfristige Fraktionierungen geben, gemäß regionalen oder sektoralen Interessen, gemäß den allgemeinen politischen Strömungen, oder gemäß den verschiedenen beruflichen und außerberuflichen Einkommensinteressen (wie z. B. Schulgelder oder Renten).

Das Ziel der einkommenspolitischen Auseinandersetzungen ist hier ein doppeltes: erstens eine richtige und gerechte Primär-Verteilung und zweitens eine minimale Sekundär-Verteilung. Die Richtigkeit der Primär-Verteilung drückt sich darin aus, daß zwischen den Investitions- und den Konsumtions-Summen die erwünschten Gleichgewichts-Proportionen erreicht werden. Die Gerechtigkeit der Primär-Verteilung drückt sich darin aus, daß die Betroffenen mit den vereinbarten Tarifen einverstanden sind. Allgemeine Abstimmungen können dies zum Ausdruck bringen. Eine minimale Sekundär-Verteilung schließlich bedeutet, daß die steuerlichen Abschöpfungen und Umverteilungen durch den Staat oder die Subventions- und Entwicklungsbanken so niedrig wie möglich gehalten werden.

Abschöpfungen und Umverteilungen sind nötig, wenn eine funktional unrichtige und eine ungerechte Primär-Verteilung besteht, deren Krisenfolgen gedämpft und deren Ungerechtigkeiten notdürftig gemildert werden müssen. Der Interventions- und Wohlfahrtsstaat besteht überwiegend in der Erfüllung dieser scheinheiligen Funktion. Auch sind die Umverteilun-

gen in der Regel mit einer mehr oder minder ausgeprägten bürokratischen Zuteilungs-Willkür verbunden. Es sind nicht die Leute selbst, sondern die bürokratischen Eliten in Staat und Konzernen, die bestimmen, wo wieviel Geld hinfließt. Verminderung der Sekundär-Verteilung heißt also, wo immer möglich und vertretbar, Gelder den bürokratisch verwalteten Fonds zu entziehen und sie auf dem Weg einer richtigen und gerechten Primär-Verteilung den betroffenen Personen selbst zuzuleiten, die eigenverantwortlich darüber verfügen. Dies gilt besonders auch bei Geldern für Versicherungs-, Gesundheits- und Schulungszwecke.

11. Staatsfunktionen und Planung

Die wichtigste Rolle des Staats in diesem Wirtschaftsgeschehen besteht darin, daß die legislativen Organe (Gemeinderäte, Landesparlamente u. ä.) zusammen mit den Unternehmen und Personalverbänden Planungsräte bilden. Diese Planungsräte – kommunal, regional und überregional – sind zuständig für die Koordination des öffentlichen Prozesses der gesamtwirtschaftlichen Rahmenplanung. Dazu gehört in erster Linie die öffentliche Diskussion über die großen Prioritäten der Wirtschaftsentwicklung (»les grandes options«), aufgrund derer dann Rahmenpläne formuliert werden. Diese sind keine unverbindlichen Orientierungs-Pläne und keine zentralistisch-dirigistischen Administrierungs-Pläne. Es handelt sich um eine verbindliche Parameter-Planung. Diese Parameter sind für alle Wirtschaftsteilnehmer rechtsverbindliche Größen. Die wichtigsten unter ihnen sind:
– die Einkommens-Tarife für »Erwerbstätige« und »Nicht-Erwerbstätige«
– die Steuern an Staat und Verbände
– die Abschöpfungsraten für den Gewinn-Verlust-Rückausgleich oder, anders gesagt, für den Wert-Preis-Ausgleich
– Kredit- und Subventions-Rahmen
– öffentliche Pläne der Raum- und Ressourcen-Nutzung.
Diese Parameter sind erstens alle sektoral und regional differenziert. Sie sind zweitens kurz-, mittel- und langfristig geplant (einjährig, 4-7jährig, 10jährig und mehr). Drittens sind sie als Leitlimits mit Minimal- und Maximal-Grenzen formuliert, so daß ein begrenzter Handlungsspielraum verbleibt für sensible Feinbestimmungen vor Ort.
Verabschiedet wird ein Plan per allgemeiner Wahl durch die Gesamtheit der Bevölkerung, vorzugsweise im Zusammenhang mit Abstimmungen zu Ende von Wahlkämpfen. So müssen Alternativen diskutiert werden, und die jeweils besseren Lösungen können bevorzugt werden.
Außer ihrem Part bei der Rahmenplanung erfüllen die legislativen Staatsorgane noch ihre Aufgabe der allgemeinen Gesetzgebung. Exekutive und

Judikative dagegen sollen beschränkt werden, wo immer und sobald dies möglich ist. Der ökonomische Staatsinterventionismus kann in dem Maß verschwinden, wie durch eine allgemeine Selbstverwaltung und die gesamtwirtschaftliche Rahmenplanung die Wirtschaft richtig und gerecht funktioniert. Der Sozialstaat wird in dem Maß überflüssig, wie die Integration von Lebens- und Wirtschafts-Sphäre verbessert, die Primärverteilung berichtigt und die Sekundärverteilung minimiert wird und die Menschen wieder lernen, gemeinschaftlich für sich selbst zu sorgen. Der Gerichts-, Polizei- und Militär-Staat kann in dem Maß überwunden werden, wie die Menschen lernen, sich in verantwortlicher Weise um ihre Angelegenheiten selbst zu kümmern und auf Rabenvater Staat zu pfeifen.
Der Staat wird also kein »technischer Staat« im Sinne Helmut Schelskys. Er bleibt ein Ort politischer Normativität. Er stirbt auch nicht ab in dem naiv anarchistischen Sinn, daß staatliche Institutionen überhaupt verschwinden. Er wird auch kein Nachtwächter-Staat, denn er hat vorausschauende und planende Aufgaben. Aber er wird, wie Friedrich Engels formulierte, zu einem Komplex von Institutionen, in denen an die Stelle der Herrschaft über Menschen eine Verwaltung von Sachen tritt.[22] In einem System, das statt auf Klassenherrschaft auf demokratischen und gemeinschaftlichen Strukturen beruht, und das statt auf technokratisch entfremdende auf menschgemäße und ökologische Weise funktioniert, sind die staatlichen Institutionen öffentlich zugängliche Orte, wo die Bürger selbst über ihre Angelegenheiten sachwalten können.

IV. Am Buffet der Geschichte

Ein Traum wird nicht schon deshalb wirklich, weil er wahr ist. Wenn Alpträume die Wirklichkeit beherrschen, ist ein böses Erwachen allemal näherliegend. Was sich gesellschaftlich durchsetzen will, *muß* durch den Filter der Klassenauseinandersetzungen. Schon allein deshalb ist das System in einem ständigen Übergang begriffen. Es ist allerdings durch keinen Geschichtsmechanismus vorgegeben, ob dies ein Übergehen ist in ein technokratisch-totalitäres oder in ein ökologisches, menschliches und demokratisches System. Die Gesellschaft bekommt die Zukunft, die sie herbeiführt; und jeder muß zum Kampf um jene Zukunft beitragen, für die er sich entschieden hat. Als »revolutionäres Subjekt« kommt man nicht auf die Welt, auch als Arbeiter nicht. Aber man kann es werden, indem man Partei ergreift – Partei für bestimmte politische Ziele. Die objektive ökonomische Klassenlage allein gibt diese Ziele noch nicht, erst die subjektive politische Interessenlage der Menschen kann sie geben. Das »Sein« und das »Bewußtsein« sind »Widerspiegelungen« *voneinander*, und sie gehen nie-

mals ineinander auf. Als arbeitender Mensch und als Träumer gleichermaßen hat man seine Wahl zu treffen, wenn man von einem bloßen Objekt der Geschichte auch zu einem ihrer Subjekte werden will – zu jenen arbeitenden Menschen, die von etwas zu träumen verstehen, und zu jenen Träumern, die hier und jetzt zu arbeiten wissen.

Ob wir uns dabei »revolutionär« oder als »Reformer« betätigen, ist eine Frage, die in dieser Form eigentlich nur noch ermüdend ist. Daß »Reformist« und »Revoluzzer« als Schimpfworte gebraucht werden, heißt nicht, daß es sich um brauchbare Begriffe handelt. »Reform« und »Revolution«, wie Rosa Luxemburg feststellte, kann man sich am Buffet der Geschichte nicht aussuchen wie heiße und kalte Würstchen. Wir haben zwar eine Wahl, aber wir haben sie unter jeweils besonderen gesellschaftlichen Umständen und geschichtlichen Bedingungen. Diese Auffassung anzuerkennen, heißt allerdings nicht, eine mehr oder minder deterministische Auffassung des Klassenkampfes und der gesellschaftlichen Entwicklung zu teilen. Man muß nicht Marxist geblieben sein, um Klassenherrschaft und Entfremdung verstehen und bekämpfen zu können.

Jenseits der abgegriffenen Etiketten kann gelten, daß unter den Wegen, die sich einem bieten, diejenigen beschritten werden sollen, die der eigenen Utopie am nächsten sind und die von der eigenen Zahl und Kraft her ausgefüllt werden können. Wer eine Welt anstrebt, in der mündige Menschen mit ihren Angelegenheiten selbst fertig werden, muß hier und jetzt zu anstrengender Arbeit an sich selbst bereit sein. Wer ein friedfertiges Leben will, wird gewaltfreie Wege suchen. Wer sich für eine herrschaftsfreie Zukunft begeistert, wird an demokratischen Formen festhalten. Wer sich nach Menschlichkeit sehnt, wird auch im Gegner einen Menschen zu sehen verstehen. Wer eine organisch sich entfaltende Welt wünscht, wird keiner wie immer begründeten Katastrophen-Politik das Wort reden. *Dieser Weg ist Teil der Utopie.* Mit jedem Stück, den man ihn aufgibt, verrät man ein Stück weit sein Ziel.

Daß es wiederum die jeweiligen Umstände sind, die einen oft vom Weg abdrängen und einem andere Wege aufzwingen, ist gewiß ein berechtigter Einwand. Nur, auch hier kann man aus der Geschichte der kommunistischen und sozialdemokratischen Parteien lernen. Von ersteren, daß, wer mit rigidem Tritt auf fixe Ideen losmarschiert, durch die Fußangeln und Abgründe vor seinen Füßen zu Fall gebracht wird, vornehmlich durch Faschismus und bürokratischen Zentralismus. Von letzteren, daß, wer sich zu weit von seinem Weg abbringen läßt, sich schwer tut, darauf zurückzufinden, sofern er sich nicht ganz verirrt. Politischer Identitätsverlust, als innerer Verfall, ist nur eine andere Form der Klassenkampf-Niederlage als äußerer Zusammenbruch.

Die christliche Seefahrt hatte ihren Sternenhimmel. Auch die politischen

Auseinandersetzungen brauchen verläßliche Leitbilder, die den Horizont ordnen – Utopien, die greifbarer und plastischer sind als die bloßen Ideale und weiter und tiefer greifend als bloße Parteiprogramme. Ohne lebendige und praktische Utopien bleiben die Klassenauseinandersetzungen ein plumpes Faktum ohne normative Inspiration, ein objektives gesellschaftliches Datum ohne menschlich-subjektive Kraft. Ohne leitende Utopien wirken die Klassenauseinandersetzungen als richtungsloser Antrieb, der einen überallhin oder im Kreis herum treiben kann, nur nicht jener Gesellschaft entgegen, in der Freiheit und Gleichheit eine solidarische Synthese eingegangen sind.

Anmerkungen

1 Erwähnenswert von André Gorz sind hier besonders die Arbeiten *Écologie et Politique* und *Écologie et Liberté*, Paris 1975 und 1977. Von Ivan Illich das Buch *Tools for Conviviality*, New York 1973, und eine Reihe von Aufsätzen, die auf deutsch unter dem Titel *Fortschrittsmythen* (Reinbek 1978) erschienen sind. Ein wichtiges Grundlagenwerk ist *Der Mythos der Maschine* von Lewis Mumford.

2 K. E. Boulding fand das BSP als desorientierenden Maßstab so spaßig, daß er darüber einen Artikel schrieb mit dem Titel »Fun and Games with the Gross National Product – The Role of misleading Indicators in Social Policy«, in: H. W. Helfrich (ed), *The Environmental Crisis*, New Haven/London 1970. Zu diesem Thema auch gut leserlich der *NAWU-Report – Wege aus der Wohlstandsfalle*, Frankfurt 1978, S. 100-104.

3 In meiner Arbeit *Technokratie oder Menschlichkeit*, Achberg 1978, ist dies näher dargestellt.

4 Ossip K. Flechtheim, *Futurologie. Der Kampf um die Zukunft*, Köln 1970, insb. S. 320-330.

5 Eine Unternehmensgröße von 1000 Beschäftigten, wie auch die CFDT in Frankreich sie offiziell postuliert, wird auch zugrunde gelegt bei J.-L. LeMoigne, D. Carré, *Auto-organisation de l'entreprise. 50 propositions pour l'autogestion*, Paris 1977.

6 Diese Idee fand ich in der Darstellung einer Non-Profit-Genossenschaft in dem von Rolf Schwendter hrsg. Band zur *Alternativen Ökonomie II*, Berlin 1977.

7 Diese Gruppengröße entspricht nach aller Erfahrung auch z. B. in therapeutischen Gruppen dem Maximum. Gleiches gilt auf pädagogischem Gebiet für Kindergartengruppen und Schulklassen. Unternehmen, die teilautonome Arbeitsgruppen eingeführt haben, kreisen nach einigem Hin und Her ebenfalls um die Größe von 10-15. Der in Paris lebende ungarische Architekt Yona Friedman hat in seinem Buch *Comment vivre entre les autres sans être chef et sans être esclave?* auf eine ganz unorthodoxe Weise diese Gruppengröße nahegelegt. (Deutsch: *Machbare Utopien*, Frankfurt 1977). Auch J.-L. LeMoigne, D. Carré (s. o., S. 81) schlagen für eine »équipe autonome« 15 Personen vor.

8 Auf dem Gebiet der »Organisationsentwicklung« ist es eine durch Erfahrung gewonnene Faustregel, daß es möglichst nicht mehr als drei Führungsebenen geben soll. Dabei werden allerdings die abhängig Ausführenden an der Basis nicht als eigenständige Führungsebene angesehen. Eine redliche und anregende Arbeit auf diesem Gebiet ist von B. C. J. Lievegoed, *Organisation im Wandel*, Bern/Stuttgart 1974.

9 In dieser Hinsicht erhellend sind die Arbeiten der Amerikanerin Hazel Henderson über Transaktions-Kosten und den »entropy state«.

10 Die hier aufgestellte Liste beruht auf Vorarbeiten der Norweger Jon Gulowsen, Einar Thorsrud und des Australiers Fred E. Emery.

11 In diese Richtung gehen erfreulicherweise einige neuere Beiträge des Magazins *Technologie und Politik*, besonders Nr. 10, S. 175 ff. Grundlagenliteratur wäre hier Ivan Illich, *Disabling Professions*, London 1977, und *The right to useful unemployment*, London 1978.

12 Speziell im Hinblick auf das Zeitproblem findet sich eine erste zaghafte Annäherung an den revolutionären Gehalt dieses Themas bei Bernhard Teriet, »Die Wiedergewinnung der Zeitsouveränität«, in: *Technologie und Politik*, Nr. 8, S. 75 ff.

13 Dies ist u. a. auch einer der Kerngedanken in Pierre Rosanvallons Konzeption einer selbstverwalteten Gesellschaft (*L'âge de l'autogestion*, Paris 1976).

14 In diesem Zusammenhang ist die Idee der »kleinen Netze« noch weiter auszubauen, wie sie von Werner Geissberger und Hans Rusterholz in *Die tägliche Revolution*, Frankfurt 1978, vorgestellt wird.

15 André Gorz, *Écologie et Liberté*, a.a.O., S. 56-67.

16 Vgl. dazu in der oben erwähnten Aufsatzsammlung *Fortschrittsmythen* auf S. 23 ff., oder in *Selbstbegrenzung*, Reinbek 1975, S. 45.

17 Für den Bereich des Bauens und Wohnens ist dies von dem englischen Architekten John F. C. Turner in seinen Büchern *Housing by People* und *Freedom to Build* sehr gut herausgearbeitet worden.

18 Der Deutsche Wilhelm Schmundt hat hier im Anschluß an Rudolf Steiner detaillierte Entwürfe ausgearbeitet. (*Revolution und Evolution*, Achberg 1973; *Zeitgemäße Wirtschaftsgesetze*, Achberg 1975).

19 Auch Roger Garaudy (*Die Alternative*, Reinbek 1974) erhebt und begründet die Forderung, Arbeit, Grund und Boden und Geld dem ökonomischen Handel zu entziehen, damit der Markt »eine wohltätige Rolle« spielen kann, »indem er sich der Gesellschaft unterordnet, statt sie zu regieren« (S. 69 ff.).

20 Von Peter Cadogan stammt der Begriff »gift and barter economy«. Der Ecologist-Herausgeber Edward Goldsmith, auch Mitverfasser des bekannt gewordenen *Planspiel zum Überleben*, hat in diversen Veröffentlichungen zu diesem Thema geschrieben.

21 James Robertson hat das Konzept einer balancierten »dual economy« zuletzt unterbreitet in seinem Buch *The Sane Alternative*, London 1978. Vom gleichen Autor: *Power, Money and Sex*, London 1976; *People or Profit?*, London 1974.

22 Friedrich Engels, »Anti-Dühring«, *MEW Bd. 20*, S. 261 f. Im Anti-Dühring finden sich noch die meisten der sehr spärlichen Aussagen der Klassiker des Marxismus über die Utopie einer kommunistischen Gesellschaft.

Literatur von Frauen bei Luchterhand

Marie-Luise Könneker

Kinderschaukel 1. Ein Lesebuch zur Geschichte der Kindheit in Deutschland 1745 - 1860. Bd. 2 1860 - 1930. Herausgegeben und eingeleitet von Marie-Luise Könneker. SL Bde. 210/217. je DM 12,80

Ursula Krechel

Nach Maina!
Gedichte. Kt. DM 12,

Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der Neuen Frauenbewegung. SL Bd. 205. DM 9,80

Irmtraud Morgner

Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura. Roman in dreizehn Büchern und sieben Intermezzos. SL Bd. 223. DM 14,80. Ln. DM 32,–

Christa Reinig

Entmannung.
Roman. SL Bd. 253. DM 9,80

Friederike Roth

Tollkirschenhochzeit.
Gedichte. Kt. DM 10,–

Gerti Tetzner

Karen W.
Roman. Ln. DM 28,–

Maxie Wander

Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Mit einem Vorwort von Christa Wolf. kt. DM 24,–

Andrea Westphal

Andrea Westphal/Jochen Ziem
Wir lernen leben. Berichte aus der Gruppenpsychotherapie. SL Bd. 238. DM 8,80

Gabriele Wohmann

Ausflug mit der Mutter.
Roman. Ln. DM 20,–

Schönes Gehege.
Roman. Ln. DM 32,–

Paulinchen war allein zu Haus.
Roman. SL Bd. 219. DM 9,80

Christa Wolf

Nachdenken über Christa T.
SL Bd. 31. DM 8,80

Unter den Linden. Erzählung.
SL Bd. 249. DM 6,80

Kindheitsmuster.
Roman. Ln. DM 32,–

Julius Krebs
Lust in der Zukunft

»Ich höre, einige Partner sind da säumig.
Sie haben – und ich halt's nicht für gelogen –
Geschlechtsorgane kürzlich hinterzogen . . .«
(Brecht, »Über Kants Definition der Ehe«)

An den Präsidenten der
Bundesanstalt für Arbeit

Sehr geehrter Herr Stingl!

Ich möchte Ihnen noch mehr Sorgen machen, als Sie schon haben, und das Problem, das Sie (wie uns alle) drückt, die Arbeitslosigkeit, erweitern um ein anderes, das durch jenes erste derzeit noch kaschiert wird, aber auch seine Lösung erschwert: die Arbeitslustlosigkeit, die immer weiter um sich greift, nicht nur bei vielen Arbeitslosen, die froh sind, die Arbeit endlich los zu sein, sondern auch bei Ungezählten, die Arbeit haben und klammheimlich wünschen, sie hätten sie nicht, oder nicht diese – aber welche? Selbst bei Tätigkeiten, die auf der Rangliste der erwünschten Berufe ganz oben stehen, verbreitet sich solcher Verdruß; die jüngsten Nachrichten aus Allensbach über das wachsende Unbehagen der meisten Hochschullehrer an ihrem Tun sollte Signalwirkung haben. In anderen Berufen, so scheint mir, sieht es nicht besser aus, nur daß es dort, vor allem in der freien Wirtschaft, oft noch riskant ist, dies offen einzugestehen, was aber nicht ausschließt, daß der lange runtergeschluckte Mißmut eines Tages (nicht eben morgen, aber in fünf oder zehn Jahren) plötzlich hochkommt und viele den Kram einfach hinschmeißen. Mit Midlife-crisis wäre das dann nicht mehr zu beschönigen; aber diesem Begriff, der heute schon ein weithin akzeptiertes Identifikationsmodell für Arbeits- und Eheunlust anbietet, könnten bald andere, ähnliche zur Seite treten und den frei flottierenden Mißmut politisch wirksam kanalisieren, so daß es schwer würde, die Leistungsverweigerer noch gesellschaftlich zu ächten. Die Staatskrise wäre da.
Sie wissen, daß wir nicht warten können, bis etwas, das heute nur ein dumpfer Trend zu sein scheint, dem bestenfalls der *Spiegel* vorgehalten wird, endgültig den Allensbach runter ist. Eine Radikallösung empfiehlt sich. Daß Sie in den letzten Monaten mit unkonventionellen Vorschlägen an die Öffentlichkeit getreten sind, ermutigt mich, Ihnen hiermit *meinen* Vorschlag zu unterbreiten. Er beruht auf dem Prinzip Teufel-mit-Beelzebub; d. h. ich will den Schaden nicht gesund-, ihn eher krankbeten, indem

ich ihn mit einem anderen verkopple, der nicht weniger brisant, wenn auch volkswirtschaftlich (noch) nicht so alarmierend ist.

Ich spreche von der neuerlich sich regenden Lust-Unlust. Daß die gerade erst läufig gewordene Lust schon keine mehr macht, mag zwar mancher Betschwester zu trockener Genugtuung gereichen, aber die Annahme, dadurch könnte das alte Arbeitsethos, könnten »Leistung, Verzicht, Disziplin« wieder flott werden, ist doch recht naiv. Ich behaupte: Arbeitsunlust und Lustunlust gehören zusammen, gerade weil Arbeit und Lust seit Jahrhunderten getrennt worden sind. Das möchte ich hier nicht näher begründen, auch nicht untersuchen, warum das so lange hat gutgehen können und heute offenbar nicht mehr geht. Nur ein paar Hinweise zur besseren Verständigung:

Eine Grundformel der bürgerlichen Welt lautet bekanntlich: *gesellschaftliche* Arbeit – *privater* Konsum; und zum Konsum zählt auch die Sexualität. Sie wurde aus der Öffentlichkeit verbannt in den Privatbereich, die »Intimsphäre«, konnte sich also auch in der Arbeit nicht mehr, es sei denn in stark sublimierter Form manifestieren, also eben *nicht* manifestieren, nur verstekken. Nun hat vor ca. 20 Jahren (nach einigen vorausgegangenen, meist auf bestimmte Eliten oder Subkulturen beschränkten Schüben) die große »Entsublimierung« eingesetzt. Sie wurde besonders von sogenannten fortschrittlichen Kräften befördert und zugleich auch verdammt – als »repressiv«, weil sie den Unternommenen nur als Ventil diene, um ihre soziale Unzufriedenheit sexuell, also privat abzureagieren und dadurch umso funktionabler zu werden im Sinn und Interesse des Systems – eine etwas ungereimte, eben »linke« Argumentation. Die konservative Argumentation war besser gereimt, jedenfalls in ihrem Refrain »Das muß böse enden«, und sie schien recht zu behalten. Es schien nur so. Denn nicht das Lustprinzip hat das Leistungsprinzip unterlaufen, sondern umgekehrt: dieses hat jenes befallen, die Unternommenen haben sich übernommen – die lockeren Sitten wurden zum Streß. Da aber (elliptisch gesprochen) der Streß im Bett sich unmittelbarer physisch und moralisch auswirkt als der am Arbeitsplatz, der ja praktisch zum Leistungs-Ich gehört, hat letztlich doch das Leistungsprinzip Schaden genommen, sozusagen kraft Ansteckung. Die Last mit der Lust hat die Lust an der Last (der Arbeit) bezwungen. (Daß sich das bei Professoren und Assistenten drastischer zeigt als in anderen Berufen, folgt aus meiner Prämisse.) Es wäre freilich abwegig, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Triebökonomie, so wie heute noch die Makroökonomie, unter dem Gesetz des Mangels steht (etwa: einmal in der Woche, wie Luther empfahl, als er nicht mehr der Jüngste und vom Predigen etwas gestreßt war). Vielmehr kommt die Ausrichtung aller sexuellen Bedürfnisse auf (im wesentlichen) genitalen Vollzug einer sexuellen Monokultur gleich, die Erschöpfung zeitigen muß. Anders gesagt: die durch die Entsublimierung freigesetzten

Wünsche finden keinen Abfluß, es kommt zu Verstopfungen, zu Frustrationen, zu allgemeiner Unlust. Der konservative Refrain schwillt an, so bedrohlich wie ratlos.

Soviel will ich voraussetzen. Nun also mein Vorschlag: Es darf nicht bei der *Entsublimierung* bleiben (und rückgängig zu machen ist sie – entschuldige, *Emma* – erst recht nicht); der Entsublimierung muß vielmehr eine *Entprivatisierung* folgen, durch die allein die Trennung von entsexualisierter, pflicht- und leistungsorientierter Arbeitswelt und emotions- oder affektgeladener Intimsphäre überwunden werden kann! Sie hat historisch ihre Dienste getan, so es denn welche waren, und muß nun einer höheren Form der gesellschaftlichen Organisation und der individuellen Entfaltung Platz machen.

Entprivatisierung der Sexualität heißt natürlich nicht, daß nun etwa der Geschlechtsakt öffentlich, auf Märkten und Plätzen vollzogen würde. Diese primitive Vorstellung bleibt dem verhaftet, was aus der in den privaten Käfig eingesperrten Sexualität geworden ist (der genitale Akt, garniert mit Reizwäsche und Pornos); so als würde man vom Sexualverhalten im Affenkäfig auf das schließen, was frei lebende Affen den Tag über treiben. Vielmehr sollte das Lustprinzip sich offen und öffentlich, besonders im Arbeitsleben, verwirklichen können, frei und auf vielfältige Weise, je nach individuellem Bedürfnis und Vermögen.

Wie utopisch! höre ich sagen, und es klingt griesgrämig. Schön, es *ist* utopisch – wie alles, was zwar schon existiert, aber noch keinen gesellschaftlichen Ort, noch kein Recht gefunden hat. Denn in Wahrheit wählen ja viele Menschen längst schon den Beruf, der ihren Bedürfnissen entspricht; nur dürfen sie das nicht offen tun, nicht anderen und oft nicht einmal sich selbst preisgeben. Auf der psychologischen Hintertreppe wird dann getuschelt: Warum der X wohl Chirurg (oder Metzger) geworden ist? Haha! Oder: Daß der Y jetzt 14jährige Knaben unterrichtet – treibt der's nicht ein bißchen dick? Oder: Die Z, du weißt doch, ist Kassiererin geworden – na, wenn das kein Traumjob für die ist! Und so fort. Die aber auf solche Weise Lust aus ihrer Arbeit ziehen, müssen sich dessen fast schämen, sie erscheint illegitim, wie ein Raub, da ja der Kollege nebenan offenbar nur seine Pflicht tut. So verliert mancher dann selbst die Lust an der Lust. Es gibt aber (oder gab doch) Enklaven, wo die Berufsmoral fast schon eine Lustmoral zu sein scheint. Hat man sich einmal gefragt, warum die Schornsteinfeger immer so heiter sind bei ihrem finsteren Tun? (Zugegeben, ich habe seit Jahrzehnten keinen mehr zu Gesicht bekommen; aber in meiner Kindheit, als ich ihnen regelmäßig begegnete, imponierten sie mir durch ihr geradezu beschwingtes Wesen – »black is beautiful« –, weshalb mein (etwas verschobener) Berufswunsch damals »Neger« war; unter dem Einfluß erwachsener Mißbilligung rationalisierte ich ihn dann zu »Farmer

in Afrika«. So rationalisiert man sein Leben lang weg, was ist, ohne sein zu dürfen.) Ein neueres Beispiel, das (utopisch) zu denken geben sollte: der heutige Trend zur Sozialarbeit. Nachdem die ganzen 60er Jahre über geklagt worden war, niemand wolle mehr »dienen« (warum sollte man auch wollen?), drängen sich plötzlich überraschend viele Jugendliche zu dieser Arbeit, und nicht nur Jugendliche: auch »reife« Personen in »befriedigenden« Stellungen geben diese auf, um schlechtbezahlte Sozialarbeit zu machen. Warum? Um zu dienen? Die Begründung lautet in der Regel: »Ich will etwas Sinnvolles machen, mit Menschen zu tun haben . . .« Also mit Kindern, Alten, Kranken, die man anfassen, füttern, trockenlegen, die man umsorgen und betreuen kann. Weil das befriedigend, vielleicht sogar lustvoll ist. Die besorgte Frage von Eltern, Freunden, Beratern: »Aber ein ganzes Leben lang?« trifft einen wunden Punkt, freilich nicht nur dieser, sondern fast jeder Berufsentscheidung. »Du hast gern mit Teig zu tun und magst den Duft von frisch Gebackenem? Gut, dann backe 50 Jahre lang Brötchen!« In dem bestehenden starren Berufssystem ist dieser lebenslängliche Zwang nur schwer aufzuheben, in dem von mir projektierten aber leicht.

Stellen wir uns also als Ziel eine Gesellschaft vor, in der die meisten Menschen eine Arbeit haben, die sie – direkt oder indirekt – erotisch befriedigt und in der diese Befriedigung nicht verstohlen eingeheimst (oder gar abgewehrt), sondern offen genossen und gefördert wird; gerade auch dort, wo es sich um Bedürfnisse handelt, die heute als abwegig, pervers, fetischistisch etc. gelten.

NB: Die »Enttabuisierung« des Sexuellen hat bei vielen dazu geführt, daß solche bisher gut abgeschirmten Wünsche und Phantasien sich regen, zu züngeln und zu zündeln beginnen – ohne Hoffnung auf Befriedigung, weil es an den entsprechenden Partnern oder Umständen fehlt und weil ihre Befriedigung ohnehin oft nicht im engen Bereich des privatisierten Sex möglich ist, sondern nach Aktivität verlangt, nach Ausdruck sucht, der dann aber, wie die Dinge und Lüste heute liegen, leicht zu Kriminalisierung und Psychiatrisierung führt. Was macht der Pyromane, der Nekrophile, der Exhibitionist, wenn er nicht in seinem Beruf oder wenigstens in seinem Hobby seinen Bedürfnissen leben kann? Hier herrscht sexuelle Not, und sie wird, wie die klinischen Befunde vermuten lassen, mit zunehmender »Enthemmung« sicher noch wachsen; eine Not zudem, die nicht nur den Einzelnen, sondern die Gemeinschaft trifft.

Als beliebiges Beispiel sei eine dpa-Meldung vom 19. 7. 1978 zitiert: »Nach neunmonatiger Ermittlung ist es der Polizei gelungen, Brandstiftungen aufzuklären, die seit dem November vorigen Jahres die Bevölkerung in Bad Karlshafen (Kreis Kassel) beunruhigt hatten. Ein achtzehn Jahre alter Feuerwehrmann gestand, 21 von 30 Bränden gelegt zu haben . . . Der junge Mann war zu den Löscharbeiten stets mit ausgerückt.« Wer solche und ähnliche Nachrichten zu entschlüsseln weiß, fragt sich besorgt, wann endlich Abhilfe geschaffen wird, und zwar nicht kraft härterer Strafandrohungen. Aber das Problem ist noch nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen, vielleicht noch nicht einmal in die Verschlußsachen der Regierenden. Oder hat man etwa die in den letzten zwei Jahrzehnten so auffällig zunehmende Zündelei schon mit dem Umstand in Zusammenhang gebracht, daß seit den 50er Jahren, d. h.

mit der Einführung der E-Lock, der Beruf des Heizers, der früher soviel pyromane Energien band, ausgestorben ist?

Diese als abartig oder pervers denunzierten Bedürfnisse sprechen nun keineswegs *gegen* die Möglichkeit der gesellschaftlichen Durchsetzung des Arbeitslustprinzips, vielmehr *dafür*: gerade sie wurden auch bisher schon, wo immer dies möglich war, in gesellschaftlich nützlichen, jedenfalls nicht schädlichen Arbeiten befriedigt. Ja, man könnte sogar sagen, daß ein großer Teil unserer Zivilisation das Produkt der aus privater sexueller Not geborenen Phantasie und Raffinesse ist. Viele technischen Erfindungen und ästhetische Kreationen (bis hin zu philosophischen und politischen Systemen, was ich gar nicht beschönigen will) sind die Tugend aus solcher Not. Man nennt das »Sublimierung« und meint damit, daß eine Triebquelle eingefaßt, kanalisiert, umgeleitet wird, bis sie nicht mehr identifizierbar, dafür aber sozial akzeptiert ist. Man könnte auch sagen: sie wird professionalisiert – mit allen schlimmen Folgen, die das hat. Als Beispiel nenne ich nur das im Keim »perverse«, in der Praxis aber jahrhundertelang hippokratisch sanktionierte Aderlassen (und seine Nachfolger in der modernen Medizin). Sublimierung kann auch anders aussehen – dann nämlich, wenn die Triebquellen erkennbar bleiben und ihre Ausflüsse offen und kontrollierbar sind. (Es gäbe dann z. B. nicht mehr Polizeibeamte, die gern prügeln, sondern Sadisten, die gern Polizeibeamte werden wollen – man wird sie hoffentlich abweisen, während ein freundlicher Schuhfetischist es leicht hätte, in der Branche seiner Lust eine ihn und uns andere befriedigende Arbeit zu finden.)

Nicht also die sexuellen Abweichungen sind, wie ich meine, das Problem, sondern die gesellschaftlich dominante Trieborientierung, die auch das Berufsleben reguliert. In der kapitalistischen Gesellschaft herrscht bekanntlich die *anale* Orientierung (sekundiert durch das *genitale* Primat in der privaten Sexualität); sie hat die meisten anderen unterdrückt und verdrängt. Erst seit jüngster Zeit wird sie nun aber von einer rivalisierenden, der *oralen* Orientierung überlagert oder unterlaufen – wir sehen noch nicht, wohin das führt. Wir haben derzeit eine Art Doppelherrschaft (Mangel neben Überfluß, Leistungs- neben Konsumgesellschaft), die gerade im Berufsleben zu mancherlei Desorientierungen führt, besonders bei der jungen Generation, die, gleichsam mit Konsumparolen großgezogen, das ökonomische Gebot der Verschwendung in öffentlichen wie privaten Haushalten mit dem überkommenen Ethos der Sparsamkeit und der Bescheidung nicht auszubalancieren weiß: gerade erst geweckte (»manipulierte«) orale Wünsche werden frustriert, weil die weiter bestehenden analen Strukturen nur partielle, konsumgerechte Befriedigungen erlauben.

Ich möchte die Diskrepanz zwischen gesellschaftlich dominanter und subjektiv latenter Trieborientierung kurz am Beispiel des *Buchhalters* illustrieren. Die doppelte Buchführung,

überhaupt das Prinzip der Rechenhaftigkeit, gilt als anales Prinzip par excellence. Und täuschen wir uns nicht: als es entstand, in den Handelsstädten des 15. und 16. Jahrhunderts, war es ein (individuelles) Lustprinzip. Es bereitete Lust, Ordnung zu bringen in das komplexe Geflecht von Geschäften, Transaktionen, Obligationen etc. – mit dem Fernziel (»denn alle Lust will Ewigkeit«, Goethe), daß der Monoerotismus von Soll und Haben einmal die ganze Welt beherrsche. Das Ziel wurde erreicht, vor ca. 100 Jahren: die Welt ist entsprechend lust- und trostlos geworden, weil ihr eine fremde, zum Prinzip erstarrte, zum Zwang gewordene Befriedigung aufgenötigt wurde. Der »Buchhalter« (oder der Bankangestellte, der Finanzbeamte usw.) gilt seitdem weithin als ein grauer Kümmerling mit gleichsam angewachsenen Ärmelschonern. (Was aber nicht ausschließt, daß der eine oder andere, Herr Flick oder sonstwer, noch die alte, individuelle Bilanzlust verspürt, und erst recht nicht, daß diese Lust unter anderen Umständen, wenn der Gewinn einmal mehr in Lust- als in Schweißeinheiten gerechnet wird, neue Aktualität gewinnt.) Neuerdings aber grassiert – wenn auch noch kaum in der bürgerlichen Wirklichkeit, so doch in der bürgerlichen Mythologie – die Gegenfigur eines Buchhalters oder Bankangestellten, der, wenn er in die Jahre kommt, aus seinem öden Beruf ausbricht, um – womöglich mit Hilfe eines sechs- oder siebenstelligen Betrags, den er in seinem Ärmelschoneralltag abgezweigt hat – endlich das zu tun, was ihn befriedigt, bzw. gar nichts zu tun, sondern das Leben zu genießen, wo es noch lebt.

Wenn dieser Wunschtraum Wirklichkeit werden und die anale Herrschaft schließlich durch die orale Revolte gestürzt werden sollte, so wäre das zwar zu Anfang ein lustvolles Korrektiv (nach dem Modell des Pariser Mai '68), aber eine orale Weltherrschaft wäre letztlich ebensowenig zu wünschen wie die anale: auch sie würde andere Bedürfnisse unterdrücken und schließlich nicht einmal mehr individuelle orale Wünsche befriedigen. Es gilt vielmehr, einer Vielzahl individueller Trieborientierungen zur Entfaltung zu verhelfen, alle menschlichen Sinne und Bedürfnisse zu entwickeln, und das ist nur möglich durch ihre Entlassung aus den Käfigen, in denen sie heute noch schmachten. Das von mir empfohlene Arbeitslustsystem ist ein erster, notwendiger Schritt dahin.

Ich will dieses System dadurch umreißen und begründen, daß ich einige der Einwände, die sich von dieser oder jener Seite gegen es selbst oder seine Realisierbarkeit erheben könnten, zu widerlegen versuche. (Dabei werde ich die delikate Frage, welche Rolle das Geld, der Profit, der Besitz in dem neuen System spielen, ausklammern und der Phantasie des Lesers empfehlen.)

1. *Die Unzufriedenheit im Beruf kommt in aller Regel nicht von der Arbeit, die man tut, sondern von den Bedingungen, unter denen man sie tut.* – Der Einwand ist stark, weil er alt ist. Seit Jahrzehnten werden nun, hüben wie drüben, ständig die Arbeitsbedingungen verbessert, aber sie scheinen immer schlechter zu werden, die Klagen über sie zuzunehmen. Ja, so heißt es, weil sie *von oben* »verbessert« werden, zum Zwecke erhöhter Produktivität (lies: Ausbeutung), und nicht um der angeblichen »Humanisierung der Arbeit« willen. Aber *von unten* sind bisher keine wirksamen Gegenvorstellungen entwickelt worden, es sei denn die, das ganze System umzustürzen

– um dann mit anzusehen, wie es unter neuem Hut wieder auf die alten Lohnfüße gestellt wird. In diesem System lassen sich tatsächlich die Arbeitsbedingungen nicht so verändern, daß wirkliche Arbeitslust entsteht – weil es sie im Grunde gar nicht geben darf. Deshalb muß die Arbeit selbst umorientiert werden – auf Genuß.

2. *Es ist naiv zu behaupten, in einer hochindustrialisierten und bürokratisierten Gesellschaft könnten potentiell alle gesellschaftlich notwendigen Arbeiten lustvoll sein.* – Das wird auch nicht behauptet, sondern daß dem einen diese, dem anderen jene Arbeit Lust bereiten könnte, wenn erst einmal anerkannt ist, daß sie es darf und soll. Ob dann das Angebot an Arbeitsplätzen mit dem Angebot an Arbeitskraft bzw. -lust zur Deckung zu bringen ist, wird sich zeigen; es ungeprüft zu bestreiten, wäre fahrlässig. Die zweifellos übrigbleibenden unbegehrten Arbeiten (z. B. die Chirurgenstellungen, für die keine Sadisten, die Reinigungsaufgaben, für die keine Koprophilen zu finden sind) werden dann eben hochdotiert an Bewerber vergeben, die im traditionellen Sinne retentiv fixiert sind: aufs Geldscheffeln (was freilich eine gewisse triebökonomische Unterprivilegierung bedeuten würde, wenn der Geldbesitz allgemein an Besetzung verlöre).

3. *Das mag zwar für einige Handwerke und freie Berufe angehen; aber so, wie die Arbeit heute geteilt und organisiert ist, würde es bei vielen Tätigkeiten schwerfallen, dabei an Lust zu denken.* – Die Frage, wie das neue System das Heer von Fließbandarbeitern, Faktoristinnen, Verkäuferinnen usw. »befriedigen« könnte, bedrückt mich, und ich gestehe, dafür keine griffige Lösung zu haben. Aber eben darauf setze ich meine Hoffnung. Denn wenn es einmal »so weit« ist und sich herausstellt, daß auch sonst niemand eine Lösung weiß, dann wird dieser Zustand allgemein als Skandal empfunden werden und man wird das Problem dadurch lösen, daß man es abschafft, d. h. jene Arbeiten beseitigt, sei's durch neue Technologien, sei's durch andere Teilung und Organisation der Arbeitsprozesse. (Kopfarbeiter wissen längst, wie erholsam, ja lustvoll gelegentlich eine so stumpfsinnige Arbeit wie das Eintüten sein kann.)

4. *Ob jemand Spaß an seiner Arbeit hat und Befriedigung in ihr findet, hängt weniger von dieser Arbeit als von seiner Veranlagung ab: der eine ist eben heiter, der andere verdrossen, das kann man nicht ändern.* – Oder will man's nicht ändern, wie meistens dort, wo man zu der Formel »Das ist eben so« greift? Ich sitze gerade in einem Lokal, in dem zwei Frauen von dreißig Jahren bedienen. Die eine ist heiter, die andere verdrossen. Die heitere bedient nicht nur schnell und gut, sie findet auch noch Zeit, mit den Gästen zu reden und zu lachen, wodurch ihr die Arbeit noch leichter von der Hand geht, noch mehr Spaß macht. Die andere dagegen wird durch die Aus- und Rückstrahlung ihrer Verdrossenheit nur noch mürrischer; alles mißlingt ihr, *denn sie hat keine Lust.* Warum ziehen wir aus diesem selbstverständli-

chen Urteil nicht die ebenso selbstverständliche Konsequenz? Während wir von der ersteren, der heiteren, annehmen, daß sie sich auch in anderen – und qualifizierteren – Betreuungsberufen wohlfühlen würde, aber kaum etwa vor einer Schreibmaschine oder einem Mikroskop, führen wir die Unlust der anderen auf ihre »Natur« zurück – eine Inkonsequenz, die von der Vertreibung aus dem Paradies (»Im Schweiße deines Angesichts . . .«) her datiert und durch die alteuropäische Gegenüberstellung von »(Reich der) Freiheit« und »(Reich der) Notwendigkeit« zementiert wird. Erst wenn man beide, also Lust und Arbeit, zusammendenkt und -führt, wird man auch die asketische »Selbstverwirklichung durch Arbeit« als lustvolle »Selbstdarstellung in der Arbeit« verstehen können und dort, wo sie mißlingt, so wie heute im Theater eher von einer »Fehlbesetzung« sprechen als von Veranlagung oder Versagen.

5. *Selbst eine Arbeit, die Lust macht, wird dies nicht ausschließlich tun, sondern von vielen öden, lustlosen Tätigkeiten begleitet sein, die das ganze Prinzip in Frage stellen.* – Es vielmehr erst möglich machen. Denn selbst wenn man davon absieht, daß diese lästigen Tätigkeiten für andere vielleicht lustvoll sind, bleibt schlicht zu entgegnen, daß eine achtstündige Dauerlust eher lästig wäre. Lust hat ihre Kurven, und Höhepunkte sind nicht zu haben ohne Auf- und Abschwünge. Es kommt also darauf an, sich die Arbeit so einzurichten, daß weniger Angenehmes den Stellenwert des Vor- oder Nachspiels erhält bzw. in Entspannungsphasen fällt, und zwar so, daß immer die Erwartung von neuem Genuß besteht und lockt.

6. *Ein an individuellen Bedürfnissen orientiertes Arbeiten wäre dem Belieben, den Launen und Stimmungen des Einzelnen ausgeliefert – auf Kosten der Effektivität, zum Schaden des notwendigen Produkts.* – Die Antwort geben moderne Arbeitsorganisationskonzepte, die mehr auf Motivation als auf Kontrolle setzen. Könnte es eine stärkere Motivation geben als die durchs Lustprinzip? Daß dabei eine gewisse Selbstdisziplin walten muß, sollte so selbstverständlich sein, wie daß die freie (d. h. von der alten Zwangs- und Heuchelmoral befreite) Liebe eine neue Sexualmoral erfordert und überhaupt erst möglich macht. Gegensätze und Spannungen werden gleichwohl nicht auszuschließen sein (wer wünschte sich auch eine harmonisch-verblödete Lustgemeinschaft?); Gegensätze etwa zwischen denen, die unmittelbare Befriedigung anstreben, und solchen, die auf lange Lustwellen setzen, z. B. indem sie neue Technologien planen und entwickeln. Bei »vernünftiger« Kollaboration, die ihrerseits Befriedigung bereitet, braucht das jedoch nicht zu gegenseitigen Störungen zu führen. Wer sich beispielsweise der Erotik einer Planierraupe hingibt, mag an dem Großprojekt einer Parkgestaltung, das sich über Jahre hinzieht, wenig interessiert sein, aber die Zufriedenheit derer, die hier und jetzt mit ihm an dem Projekt arbeiten, kann ihm nicht gleichgültig sein.

7. *Dies alles zugegeben: muß nicht doch einmal der Überdruß an solcher Lustfülle einsetzen, so daß sich einer nur noch nach dem Zustand der Arbeits(lust)losigkeit sehnt?* – Dem Manne kann geholfen werden. Zum Beispiel indem man in jedem Betrieb, in jeder Kommune etliche garantiert lustlose Arbeiten bereithält, die der Lustinvalide dann verschrieben bekommt wie heute der Erschöpfte eine Kur. (Das Mittel des Aphrodisiakums sollte wirklichen Notfällen vorbehalten bleiben und nur auf Wunsch verabreicht werden.)

8. *Aber bleibt denn das Bedürfnisziel das ganze Leben über gleich? Gibt es nicht Verlagerungen, Überkreuzungen und schließlich altersbedingte Defizienz?* – Die gibt es, und das System stellt sich dadurch darauf ein, daß es Berufswechsel und Nebenberufe fördert. Da sagt z. B. einer zum andern: »Du scheinst mir in letzter Zeit etwas unzufrieden zu sein; du solltest die Buchhalterei mal sein lassen und lieber Heringe verpacken – du bist sicher olfaktorisch und haptisch depraviert . . .« Oft wird solches Wechseln ohne weitere Umschulung innerhalb eines Betriebes möglich sein. Wo aber eine Umschulung notwendig ist, wird man nicht wie heute die demütigende Erfahrung des Nochmals-zur-Schule-Gehens, Nochmals-Lehrling-Seins machen müssen, sondern sich neue Kenntnisse und Fertigkeiten spielend aneignen, gleichsam als Vorlust. Und wenn der Wunsch dann nachläßt – aber was wissen wir denn heute schon über die Seniorensexualität! –, arbeitet man eben weniger und gibt dadurch den bedürfnisstarken Jüngeren die Chance, mehr Lustarbeit zu leisten. Ich sehe dies in Analogie zum Übergang von der alteuropäischen Monogamie zur heutigen sexuellen Freizügigkeit (die feste, selbst lebenslängliche Bindungen nicht ausschließt): von der Mono- zur Polyprofessionalität!

9. *Für sexuelle Beziehungen im engeren Sinn bleibt nach einem achtstündigen Lustarbeitstag wohl kaum noch Triebenergie übrig – wäre das nicht eine Verödung des Lebens?* – Vielmehr wäre zu fragen, ob nach einem achtstündigen Unlustarbeitstag, von dem man erschöpft und verdrossen heimkehrt, noch Lust zum Sex übrigbleibt. Außerdem hieße es, die menschlichen Bedürfnisse und Triebe niedrig einschätzen, wenn man sie so einlinig und einspurig sähe. Selbst die lustvollste Arbeit läßt Wünsche offen, setzt sie vielleicht sogar erst frei, die dann in der restlichen Zeit befriedigt werden können. Vor allem aber würden Liebesbeziehungen von mancherlei störenden Erwartungen und Zumutungen entlastet, wenn die entsprechenden Bedürfnisse in der Arbeit offen befriedigt werden können.

10. *Das Prinzip der formalen Gleichheit der Subjekte in der bürgerlichen Gesellschaft, wie immer es sich in der Praxis ausgewirkt haben mag, war wenigstens eine ideale Garantie, an die sich appellieren ließ; demgegenüber könnte das neue System zu einer Rebarbarisierung führen, insofern es das »Recht des (Trieb)Stärkeren« etabliert.* – Wenn letzteres tatsächlich einträ-

te, wäre das neue System kaum besser als das alte; schlechter wäre es bestimmt nicht. Denn das Prinzip der formalen Gleichheit abstrahiert nicht nur von vielen, zu vielen individuellen menschlichen Eigenschaften, Fähigkeiten, Strebungen, um als human gelten zu können, sondern es fördert und prämiert unter den bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen tatsächlich *eine* Trieborientierung – die anale – auf Kosten der meisten anderen. Das neue System dagegen zielt auf Entfaltung und Ausdifferenzierung der Triebökonomie, individuell und kollektiv. Überdies wird es erlauben, geschlechtsspezifische Berufsbilder zu entwickeln, die sich auf das Lustprinzip gründen statt wie heute auf Berufsrollenklischees, die zu verkrümmenden Überidentifikationen führen, wenn z. B. eine Frau als Staatsanwalt auftritt oder ein Mann als Kindergärtnerin. Die wahre Gleichheit der Menschen wäre allein die gleiche Favorisierung von Besonderheiten, also die Ungleichheit.

11. *Daß dies alles im Rahmen der gegenwärtigen Wirtschafts- und Berufsstruktur nicht möglich ist, dürfte auf der Hand liegen. Was aber würde ein neues gesellschaftliches Gleichgewicht, z. B. die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern und Dienstleistungen, garantieren, wenn das private Profit- und Karriereinteresse fortfällt, was, wenn nicht eine Zwangswirtschaft?* – Die Umschichtungen der Wirtschafts- und Berufsstruktur, die sich in den letzten 150 Jahren in den Industriegesellschaften vollzogen haben, hätte sich vorher auch niemand vorstellen können, nicht einmal für die jeweils nächste Generation. Es wäre aber kleinmütig zu glauben, daß nur das Profitinteresse in der Lage sei, z. B. technische Innovationen hervorzubringen, die das Leben erleichtern und lästige Arbeiten überflüssig machen. Vielmehr steht zu erwarten, daß Technologien, die *nur* dem Profitinteresse dienen, obsolet werden und statt dessen solche sich durchsetzen, die heute von ihm verhindert werden. Wenn in dem neuen System aber eine Versorgungslücke auftritt, die durch Importe nicht gedeckt werden kann (daß sich der Import von Arbeitskräften für »niedrige« Aufgaben mit dem Prinzip des Systems nicht verträgt, versteht sich), dann wird dieser Mangel alle von ihm Betroffenen beeinträchtigen, d. h. ihre Lust mindern – man wird ihn also in gemeinsamer Anstrengung beheben. Ein Beispiel: es mangelt an Gefängniswärtern (Gefängnisse, lustvolle natürlich, dürfen auch im neuen System nicht fehlen, schon deshalb nicht, weil es z. B. kleptoman veranlagte Mitbürger gibt, denen man ihre legitime Befriedigung verweigern würde, wenn man diese nicht mehr unter Strafe stellte; die aber kann nicht in einer öffentlichen Anprangerung bestehen, weil ja sonst das »unteilbare« Lustprinzip durchlöchert würde; also braucht man Gefängnisse): der Mangel ließe sich beheben durch Aufteilung der Insassen auf Haushalte oder Betriebe, wo ein Bedürfnis besteht, für einige Zeit jemand zu betreuen, zu rehabilitieren.

12. *Schön und gut – aber wie wäre der Übergang zu schaffen; läßt sich das neue System einführen, ohne daß die schiere Anarchie entsteht? Der Mensch ist nun einmal nicht so . . . usw.* – Da »der Mensch« nicht so ist, braucht man eine Anarchie nicht zu befürchten. Wer heute seinen Beruf hat, wird ihn in der Regel weiterhin ausführen – mit Unlust. Die gilt es indes zu schüren, d. h. allgemein bewußt und spürbar zu machen, damit die neue Orientierung sich durchsetzen kann. Einzelne Arbeitslust-Avantgardisten werden sich schon bald zusammentun und – nicht mehr in einer versteckten Landkommune wie heute, sondern coram publico, von der öffentlichen Aufmerksamkeit begleitet und von der öffentlichen Hand unterstützt – Betriebe gründen, in denen das neue Prinzip erprobt wird. So könnten allmählich »befreite Gebiete« entstehen, die vor allem interessierten Jugendlichen die Möglichkeit geben, sich vor der Berufswahl ein paar Wochen oder Monate lang dort umzutun und zu erproben, welche Arbeit ihnen Lust machen würde . . .

Ich breche hier ab, die Perspektive dürfte klar geworden sein. Die erste Aufgabe wäre – und damit wende ich mich gerade an Sie, den Präsidenten der (zukünftigen) Bundesanstalt für Arbeitslust – die Propagierung des Arbeitslustprinzips und die Einsetzung einer großen Forschungskommission aus Wissenschaftlern und Praktikern, die zu untersuchen hätte, wie sich unter der Bedingung der Entprivatisierung der Sexualität, ob der »normalen« oder der »abnormen«, das Lustprinzip als Arbeitslustprinzip gesellschaftlich manifestieren könnte; der Ausgangspunkt wären dabei triebökonomische, das Ziel makroökonomische Aspekte. Gleichzeitig und gleichlaufend mit dieser Enquete, die Hunderten von arbeitslosen Psychologen, Soziologen, Betriebs- und Volkswirtschaftlern auf Jahre hin Arbeit gäbe, müßte die Berufsberatung intensiviert und auf das neue Prinzip ausgerichtet werden (was wiederum viele neue Arbeitsplätze schaffen würde). Um schon bei diesen Vorbereitungsschritten das Lustprinzip zum Zuge und zur Wirkung kommen zu lassen, empfiehlt es sich, dafür vorzüglich Menschen zu engagieren, die voyeuristisch veranlagt sind.

In der Hoffnung, daß meine Vorschläge mit Überlegungen und Planungen in Ihrem Hause zusammentreffen, grüßt sie zukunftsfreudig

Ihr Julius Krebs

Rotbuch Verlag

Ab Herbst '78 gibt es bei uns eine neue Reihe:

aus der Reihe:

Als erste Titel erscheinen:

Giuseppe Fiori
Das Leben des Antonio Gramsci

Biographie
ca. 304 Seiten, ca. DM 24,80
(ersch. Okt./Nov. '78)

Fiori schildert das Leben des italienischen Revolutionärs Antonio Gramsci in einer packenden Biographie, indem er die Person Gramscis in die politische Geschichte und die sozialen Verhältnisse Italiens hineinstellt. Fiori ist dabei etwas sehr Seltenes gelungen: die auf unsentimentale Weise ergreifende Darstellung eines ungemein schweren, aktiven und zugleich sehr einsamen Lebens.

M. A. Macciocchi
Der französische Maulwurf

Eine politische Reise
ca. 340 Seiten, ca. DM 29,80
(ersch. Okt. '78)

Zehn Jahre nach dem Mai '68 scheint in Frankreich wieder alles seinen kapitalistischen Gang zu gehen. Der gewalttätige Ausbruch, der rabiate Protest gegen die bestehende Ordnung scheint lange vorbei zu sein. Aber unter der Oberfläche entdeckt die Autorin ein anderes Frankreich, ein unruhiges Land, das sich in einer sehr widersprüchlichen Entwicklung befindet.

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98 · 1000 Berlin 30

rororo aktuell

Die größte politische Taschenbuchreihe
der Bundesrepublik
Herausgegeben von Freimut Duve

Die Bände der letzten Monate:

Helmut Bley/Rainer Tetzlaff (Hg.)
Afrika und Bonn
Versäumnisse und Zwänge deutscher Afrika-Politik (4270/ca. DM 9,80)

Cheryl Bernard/Edit Schlaffer
Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe
(4358/ca. DM 5,80)

Erhard Eppler
Das Schwerste ist die Glaubwürdigkeit
Gespräche über ein Politikerleben mit Freimut Duve (4355/DM 5,80)

Hannes Schwenger (Hg.)
Solidarität mit Rudolf Bahro
Briefe in die DDR (4348/DM 4,80)

Die Anti-Terror-Debatten im Parlament
Protokolle 1974–1978
Zusammengestellt und kommentiert von H. Vinke und G. Witt (4347/DM 8,80)

Güde/Raiser/Simon/v. Weizäcker
Zur Verfassung unserer Demokratie
(4279/DM 4,80)

Susanne v. Paczensky (Hg.)
Frauen und Terror
(4277/DM 4,80)

Technologie und Politik 11
Sanfte Technik (4273/DM 7,80)

Pro Familia Bremen (Hg.)
Wir wollen nicht mehr nach Holland fahren
§ 218 – Betroffene Frauen ziehen Bilanz (4272/DM 4,80)

Jürgen Fuchs
Vernehmungsprotokolle
November '76 bis September '77 (4271/DM 4,80)

Joachim Raschke (Hg.)
Die politischen Parteien in Westeuropa
Ein Handbuch (4269/DM 4,80)

Technologie und Politik 10
Die Zukunft der Arbeit 2 (4265/DM 6,80)

Albrecht/Lock/Wulf
Arbeitsplätze durch Rüstung?
(4266/DM 7,80)

Kurt Rudolf Mirow
Die Diktatur der Kartelle
Zum Beispiel Brasilien
(4187/DM 6,80)

rororo aktuell

Paul Parin
Der Knopf an der Uniform des Genossen
Ein ethnopsychoanalytischer Exkurs über die Veränderbarkeit des Menschen

Ein sonniger Vormittag spät im März 1945. Ich arbeite im septischen Operationssaal des Zentralspitals des II. Sturm-Armeekorps der Tito-Partisanen, der jugoslawischen Befreiungsarmee, in Meljine an der montenegrischen Küste. Wie an jedem Vormittag werden Wunden gereinigt, Verbände gewechselt, Abszesse drainiert. Es stinkt nach Eiter, Kot und Äther, es wird gestöhnt, geflucht und gelacht. Alltag des Chirurgen im Krieg.
Da kommt G. herein. Sie ist wütend und verstört. Ich vermute, daß ihr drüben einer gestorben ist. Sie sagt, nein, aber: Es ist alles aus, wir müssen fort, ich zieh meine Uniform noch heute aus. – Was ist geschehen?
Auf der Wiese zwischen der Baracke und dem Operationstrakt war ein Zug der Spitalwache beim Exerzieren, wie gewöhnlich ohne einen Offizier, nur um sich Bewegung zu machen. Als sie vorbeigeht, brüllt plötzlich ein junger Partisan einen anderen an: Mach die Knöpfe zu, wie läufst du daher, wir sind nicht im Stall. Der Genosse wird rot, steht stramm, sagt keinen Ton und schließt den obersten Knopf seiner Uniform, die zerrissen ist. Denn unsere Wache ist nur zur Erholung ins befreite Gebiet abkommandiert, nach ungezählten Monaten an der Front »im Wald«.
Seit dem letzten Sommer sind wir mit den Partisanen. Es ist Krieg, es gibt Befehle, aber die Disziplin ist Sache der politischen Konferenz. Unser Kommissar muß erst lange mit den Genossen diskutieren, bis jeder überzeugt ist, damit man ihm folgt. Es gibt keine Währung, kein Geld. Was da ist, wird verteilt. Jeder ist für die gute Sache, für das Volk, gegen den grausamen Feind und Usurpator. Wir sind Genossinnen und Genossen geworden, einer dem andern gleich. Jeder denkt für sich und ist für die anderen da. Niemand läßt sich anbrüllen, den Ton von Herr und Knecht haben wir vergessen. Woher hat der das mit dem Knopf? So etwas Unsinniges. Aber das Schlimme ist nicht der Brüller, das ist der andere, der folgt.
Ich hoffe, man versteht, warum G. fort will. Wir haben mit Brüdern gelebt. Ein Volk von Partisanen im Kampf um Überleben und Freiheit hat uns trotz Hunger, Eiter und Tod eingelullt. Und jetzt, bevor noch Befehle vom Oberkommando durchkommen, bevor eine Staatsgewalt da ist, die eingreifen könnte, hat der Genosse, der seinen Knopf zumacht, uns die Illusion

zerstört. Aus der Praxis der Kampfgemeinschaft ist der Neue Mensch nicht entstanden. Wir hatten doch mit ihm gelebt. Jetzt hat er sich von innen aufgelöst. Die ihren Knopf innen haben, werden nie eine kommunistische Gesellschaft gründen.
Was Heinrich Heine[1] 1844 über seine Preußen sagte, gilt auch für unseren montenegrinischen Genossen:

»Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.«

Fragen wir die Wissenschaft, wo das Ärgernis herkommt, warum der Neue Mensch nicht entstehen mag. Das Überich ist schuld. Sigmund Freud[2] schrieb 1933, im Jahr, in dem Hitler die Macht ergriff:

»... In der Regel folgen die Eltern und die ihnen analogen Autoritäten in der Erziehung des Kindes den Vorschriften des eigenen Über-Ichs. Wie immer sich ihr Ich mit ihrem Über-Ich auseinandergesetzt haben mag, in der Erziehung des Kindes sind sie streng und anspruchsvoll. Sie haben die Schwierigkeiten ihrer eigenen Kindheit vergessen, sind zufrieden, sich nun voll mit den eigenen Eltern identifizieren zu können, die ihnen seinerzeit die schweren Einschränkungen auferlegt haben. So wird das Über-Ich des Kindes eigentlich nicht nach dem Vorbild der Eltern, sondern des elterlichen Über-Ichs aufgebaut; es erfüllt sich mit dem gleichen Inhalt, es wird zum Träger der Tradition, all der zeitbeständigen Wertungen, die sich auf dem Wege über Generationen fortgepflanzt haben. Sie erraten leicht, welch wichtige Hilfen für das Verständnis des sozialen Verhaltens der Menschen ... sich aus der Berücksichtigung des Über-Ichs ergeben. Wahrscheinlich sündigen die sogenannt materialistischen Geschichtsauffassungen darin, daß sie diesen Faktor unterschätzen. Sie tun ihn mit der Bemerkung ab, daß die ›Ideologien‹ der Menschen nichts anderes sind als Ergebnis und Überbau ihrer ökonomischen Verhältnisse. Das ist die Wahrheit, aber sehr wahrscheinlich nicht die ganze Wahrheit ...«

Die Suche nach dieser »ganzen Wahrheit« mag man nicht so leicht aufgeben. Gerade wenn man weiß, daß eine »ganze« nicht zu haben ist, kann man sich seine utopische Illusion, ohne die man wohl die Uniform ausziehen und weglaufen würde, nur retten, wenn man weiter probiert, dahinter zu kommen.
Machen wir also wieder und wieder Revolution, und sehen wir, ob da der Neue Mensch, den wir brauchen, nicht doch einmal entsteht. Sehr einfach, aber nicht sehr ergiebig. An Revolutionen ist in der Geschichte kein Mangel; um neue brauchen wir uns nicht zu sorgen, Ausbeutung und Unterdrückung sind groß genug. Aber wissen wir darum mehr über die Veränderung des Menschen, ist die richtige irgendwo eingetreten?

Es gibt natürlich noch andere Wege, den Menschen zu verändern. Seit dreißig Jahren ist das mein Beruf: ich bin Psychoanalytiker. Und die Psychoanalyse behauptet doch, sie könne den Menschen verändern. Dann muß sie auch wissen, wie. Zu Beginn waren die Psychoanalytiker beschei-

dener, wollten lediglich heilen, die Neurotiker wieder »arbeitsfähig, liebesfähig und genußfähig machen«. Später sollte, wie die Formel lautet, »Ich werden, wo Es war«. Das heißt, die Vernunft sollte die Führung übernehmen, die eigenen Bedürfnisse sollten besser wahrgenommen, das Wünschen und Handeln besser mit den eigenen Bedürfnissen und denen der Mitmenschen in Übereinstimmung gebracht werden. Schließlich haben wir eingesehen, daß wir den Menschen wirklich verändern, weiter und weniger weit, als wir anfangs dachten: die Abwehr des Ich kann nicht aufgegeben werden, aber sie kann sich neu organisieren. Wir können zwar nichts weganalysieren, nichts heilen, nicht viel erweitern; aber wir können jemanden so weit bringen, daß seine Abhängigkeit vom Überich, das mit seinen Ideologien als Vergangenheit in ihm lebt, geringer wird, daß er überhaupt seiner Vergangenheit nicht mehr so sehr verhaftet ist, frei für Neues, emanzipiert. Der erste Schritt zum Neuen Menschen wäre getan.

Die Psychoanalyse vermittelt also die Überzeugung, daß im Prinzip emanzipatorische Veränderungen möglich sind – der Wunsch dazu scheint in jedem Menschen irgendwo zu schlummern. Das sind Tatsachen, die ich hier nicht beweisen kann. Man kann mir Glauben schenken oder nicht. Niemand muß fürchten, daß ich statt einer revolutionären Änderung der Gesellschaft ein psychologisches Verfahren empfehlen würde. Nicht nur weil ich mir nicht vorstellen kann, wie so etwas praktisch vor sich gehen könnte. Der innere Knoten, dessen Verschlingungen wir heute recht gut kennen und mitunter zu lösen wissen, hängt nicht in der Luft; die Schnüre, die ihn bilden, gehen durch, hinaus, verbinden den Menschen zäh mit anderen Menschen, mit der gesellschaftlichen Umwelt.

Vor ein paar Jahren schrieb ich in einem Artikel über Fortschritte der psychoanalytischen Behandlungstechnik[3]:

»Wenn Sie mich fragen sollten, ob meine Analysanden durch die Analyse zu Revolutionären werden, müßte ich ›nein‹ sagen. Es sind letztlich doch die massiven Vor- und Nachteile einer gesellschaftlichen Position, die für das soziale Verhalten einer Person, sei sie analysiert oder nicht, den Ausschlag geben.«

Darauf haben nicht wenige analytische Zunftkollegen und einige Genossen enttäuscht und wütend reagiert. Die einen fragten, was ich denn überhaupt Emanzipatorisch-Umstürzlerisches von der Analyse erwarte, das liege da gar nicht drin, sie habe der besseren Anpassung des Einzelnen an »die« Gesellschaft, einer Freiheit von Konflikten und größerer individueller Autonomie zu dienen. Die anderen fanden, man sollte das ganze Psycho-Zeug endlich sein lassen, wenn es doch nichts nützt.

Ich hörte meine Utopie-Glocke läuten. Ich meine, sie haben beide nicht recht. Der Widerspruch liegt in der untersuchten Sache selbst, im Alten und im Weg zum Neuen Menschen.

Um ihn zu verfolgen, eignen sich einseitige Verfahren nicht. Als Haile

Selassie als allmächtiger Kaiser über Äthiopien herrschte, war er jahrzehntelang sein eigener Unterrichtsminister. Persönlich überwachte er ein sorgfältig ausgebautes Schulsystem, um gute, modern ausgebildete Untertanen heranzuziehen, die künftigen Stützen seines Reiches. Als an der kaiserlichen Universität von Adis Abeba die ersten Studentenunruhen ausbrachen – sie wurden brutal niedergeschlagen –, legte seine Majestät das Schulministeramt nieder und schrieb eigenhändig einen Zeitungsartikel mit der Überschrift: ›Trees we have planted not always bring the desired fruit‹ (Bäume, die wir gepflanzt haben, bringen nicht immer die Früchte, die wir uns wünschten).

Gründlichere Unternehmungen, die näher bei uns liegen, den Menschen so zu erziehen, damit er ein anderer wird, will ich nur kurz erwähnen. Wer wüßte nicht von den Versuchen, Kinder besser und vor allem anders aufzuziehen, damit sie sozialer werden, die Repression nicht in sich und von da in die Gesellschaft tragen. Und wer wüßte nicht, wie schwer oder vielmehr unmöglich es ist, eine Alternativerziehung als sauber angelegtes Experiment durchzuführen, um dann zu beurteilen, ob und warum und wie andere Menschen herausgekommen sind als bei der herkömmlichen Erziehung. Ganz abgesehen davon, daß niemand gerne zwanzig Jahre wartet, um etwas zu wissen, was er heute wissen möchte.

Es ist natürlich ein fauler Trick oder, vornehmer ausgedrückt, ein fragwürdiger Kunstgriff, meiner Utopie mit dem zu Leibe zu rücken, was man Ethnopsychoanalyse genannt hat. Mit ihr wird der Einzelne in seiner Gesellschaft untersucht, psychische Entwicklung und geschichtliche Veränderung, konservatives Beharren und stürmische Umwälzungen, ökonomische Basis und Überbau, kurz, die »Beziehungen und Verhältnisse« des Menschen und er selber, den wir gerne anders hätten. Einseitig ist das Verfahren sicher nicht. Legitim und vernünftig kommt mir noch vor, lieber erst zu verstehen, was geschieht, wenn etwas trotz verschiedener Gelegenheiten und Bemühungen nicht zustande kommen will. Faul daran ist, vom Standpunkt einer höheren Moral, zu forschen, statt zu handeln, die Veränderung der Geschichte gegen die Entzifferung von Geschichten einzutauschen, in ferne Länder zu reisen, statt sich im eigenen daran zu machen. Offenbar opfert man seine utopischen Gelüste ebensowenig leicht der Moral »tu, was man von dir erwartet« wie der Vernunft »sieh' ein, es ist nun einmal so, auch du wirst nichts daran ändern; es ist die menschliche Natur«.

Mit schuldbewußter Feder, mit klammheimlicher Freude, dem Ziel, das unerreichbar bleiben muß, ein Zoll weit nähergerückt zu sein, auf meinem Umweg, der länger ist, dafür aber in die gewünschte Richtung führt, kann ich schreiben: Es ist nicht die Natur des Menschen. Die Gesellschaft macht beides, den Fortschritt und seine Hemmung. Die Widersprüche der Gesell-

schaft sind im Menschen drin. Darum muß er sich verändern, ob er will oder nicht.
Sind das lauter Banalitäten, oder kann man es genauer sagen? Man kann. Aber einfach ist die Sache nicht. In den 68er Jahren haben sich viele viel zu gerade Wege ausphantasiert. Und wenn die Herren Konservativen singen, es bleibt alles beim alten, plus que ça change, plus c'est la même chose, haben sie ebensowenig Recht wie viele brave Genossen und Genossinnen, mit oder ohne Knopf, die hoffen, daß der Mensch – endlich – zu sich selber kommen wird, wenn man nur die Basis umstülpt und auf die Beine stellt. Der Mensch ist veränderbar, aber nicht so. Er folgt einer eigenen Dialektik, die wir so schwer zu fassen kriegen; wahrscheinlich weil wir mitten in ihrem Strudel schwimmen.
Ich muß einen Irrtum korrigieren, den ich oben durch die allzu verkürzte Polemik gegen die neue Erziehung verschuldet habe. Die psychische Entwicklung des Kindes, von der Stunde seiner Geburt an, erweitert um alle Lernprozesse und sonstigen Einflüsse, kurz, die Sozialisation ist ungeheuer bestimmend. Ja, man hat gesagt, daß jedes Volk, jede Klasse, Kultur, Subkultur und Schicht ihre Kinder so sozialisiert, daß sie genau die psychische Eigenart entwickeln, die die jeweilige Gesellschaft bei ihren Trägern braucht.
Familien, und besonders Mütter, sind außerordentlich schwer dazu zu kriegen, ihre Kinder anders zu erziehen, als sie selber erzogen worden sind. Die Atabaska-Indianer, ein Stamm der Apachen, die im unwirtlichen Binnenland von Alaska lebten, hatten die Gewohnheit, ihre Säuglinge auf ein Wickelbrett gebunden am höchsten Punkt ihrer Spitzzelte, etwa in Kopfhöhe eines stehenden Menschen aufzuhängen, weil es dort am wärmsten war. Vorbeigehende konnten die hängende Wiege schaukeln, das Kind konnte sie aber nicht sehen. Vor etwa 40 Jahren wurden diese Indianer »entdeckt«. Man baute ihnen Häuser aus Zement und Ziegeln, versah sie mit einer guten Heizung und modernen Möbeln. Zu ihrer Verwunderung entdeckten die weißen Betreuer, daß Atabaska-Mütter fanden, der richtige Platz für ihre Säuglinge im Wickelbrett sei oben, auf dem Kleiderschrank. Sie ließen sich nicht davon abbringen: das sei für die Aufzucht ihrer Kinder nötig.
Nicht nur Gesetz und Rechte erben sich wie eine ewige Krankheit fort. Auch andere Traditionen können sich, wie Freud erkannt hat, in der psychischen Instanz Überich trotz größter äußerer Veränderungen ungeheuer lange fortpflanzen. Gerade die Atabaska-Apachen scheinen noch genau die gleichen Überich-Forderungen in sich zu tragen wie die Mescalero-Apachen in Neu-Mexico. Die beiden Volksteile haben sich wahrscheinlich vor etwa 1000 Jahren getrennt. Die einen lebten als Nomaden in den büffelreichen Steppen des Südens, bis zur Eroberung des Kontinents

durch die Weißen, und dann seit vielen Generationen in elenden Reservaten von der Fürsorge der Eroberer. Die anderen waren in ihren eisigen Steppen auf die spärliche Jagd und Fischerei angewiesen, dem Hunger und der Kälte ausgesetzt, und kamen, wie gesagt, erst vor etwa 40 Jahren in Kontakt mit den Weißen, lebten nie in einem Reservat. Wie konnte ein psychisches Gebilde, das wir uns unwillkürlich als bildsam und ephemer vorstellen, trotz so unterschiedlicher und massiver materieller Einflüsse unverändert bleiben?

Die Umständlichkeit jeder solchen Schilderung verbietet es, an einem Beispiel nachzuweisen, wie sehr die frühkindlichen Erziehungsgewohnheiten und die gesellschaftlichen Institutionen, besonders die Familien und Sippen, die Eigenart des Menschen prägen. Das ist auch ganz bekannt und hat bedeutende Forscher dazu gebracht anzunehmen, daß die Aufzucht in der Familie der einzige gesellschaftliche Faktor sei, dem ein Einfluß auf das Innenleben, auf die psychische Struktur zukommt.

Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß die Menschheit in so viele Pseudospezies, also scheinbar verschiedene Arten Mensch zerfällt, wie es Völker und andere entsprechende Gruppierungen gibt. Wo das genau zu stimmen scheint, könnte eine Veränderung des Menschen oder seiner Gesellschaft nur von außen erfolgen. Lévi-Strauss hat solche (vorkapitalistischen) Sozietäten »kalte« Gesellschaften genannt, zum Unterschied von den »heißen«, in denen es gleichsam brodelt, die sich von innen her verändern, in denen, so können wir vermuten, das Ergebnis der Sozialisation, der sozialisierte Mensch, den Erfordernissen der Gesellschaft nicht mehr entspricht. Doch hat da einer[4] vier ostafrikanische Völker psychologisch untersucht, die man zu den »kalten« Gesellschaften rechnen muß. Von den Gegebenheiten ihres Wohnraumes gezwungen, lebt je ein Teil jedes einzelnen Volkes überwiegend als Ackerbauer, ein anderer überwiegend als nomadisierende Viehzüchter. Die Sozialisation hat es zustande gebracht, daß die Angehörigen jedes Volkes nicht nur nach Sprache und Traditionen, sondern gerade auch nach ihrer psychologischen Eigenart einander ähnlich geblieben sind. Doch ließ sich ebenso eindeutig nachweisen, daß die Produktionsweise für sie charakteristische Muster mit sich gebracht hat. Die Ackerbauer haben Haltungen etwa zum Besitz, zu verschiedenen erwünschten und unerwünschten Charaktereigenschaften und haben »natürliche« Emotionen, wie sie für Ackerbauer typisch sind, die sie mit Angehörigen anderer Ackerbauvölker teilen, während der Sektor ihres Volkes, der Viehzucht betreibt, psychologische Merkmale aufweist, welche bei den ackerbauenden Teilen des Volkes nicht anzutreffen sind, die sie aber mit anderen Hirtenvölkern gemeinsam haben. Am deutlichsten treten diese Verhältnisse bei den Sexualgewohnheiten und sexuellen Werten hervor, die doch die Psychoanalyse gerne bis ins einzelne von der frühkindlichen Entwicklung ableitet. Es kann

kein Zweifel bestehen, daß bei diesen vier Völkern die Ökologie in ihrer Auswirkung auf die Produktionsverhältnisse den erworbenen psychischen Strukturen ihre Form gegeben hat.
Solchen makrostrukturellen Kräften und den Widersprüchen, die sie im Sozialgefüge erzeugen, wurde schon lange ihre Rolle bei der Evolution menschlicher Gesellschaften zugeschrieben. Die Ethnopsychoanalyse muß damit rechnen, ihre Auswirkungen auch bei Individuen anzutreffen, die der Historiker als unbewußte Objekte der Schicksale ihrer Sozietät oder Klasse bezeichnen dürfte. Diese Kräfte, ob sie nun auf die psychische Entwicklung oder auf bereits erwachsene Menschen einwirken, können wir als progressiven, verändernden Faktor ansehen.
Um der Beantwortung unserer Fragen näher zu kommen, können wir bei allen Beobachtungen einerseits einen konservativen Faktor, die kulturspezifische Sozialisation, andererseits einen progressiven Faktor, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die ich als »makrosozietäre« bezeichne, in Rechnung stellen.[5] Beide, die Sozialisation und das, was ich hier die »gesellschaftlichen Verhältnisse« nenne, sind gesellschaftliche Einflüsse, denen jedes Individuum unterworfen ist. Diese Kräfte haben aber eine verschiedene und zwar gegensätzliche Wirkung, wenn wir sie von der Psychologie und vom sozialen Verhalten der betroffenen Personen her betrachten. Die durch all die verschiedenen Erziehungspersonen und -institutionen (Mutter, Familie, Schule etc.) vermittelten Einflüsse (die Sozialisation) tendieren darauf hin, daß sich der Einzelne an die einmal bestehende Gesellschaftsordnung anpaßt; die »makrosozietären, gesellschaftlichen Verhältnisse« bewirken im Prinzip, daß das Individuum sich, sein Verhalten in der Gesellschaft und damit diese selbst verändert. Darum nenne ich die ersteren »konservativ«, die letzteren »progressiv«.
Bei den vier ostafrikanischen Völkern sehe ich natürlich die verschiedene Produktionsweise als »progressiven«, zur Änderung drängenden Faktor an. Beide Faktoren kann man sich als Koordinaten in einem Koordinatensystem vorstellen, das für die Bestimmung jeder ethnopsychoanalytischen Beobachtung unerläßlich ist. Eine dritte Koordinate, also in der dritten Dimension, wäre der zeitliche Verlauf. Beide Faktoren, die Sozialisation und die gesellschaftlichen Verhältnisse, sind prinzipiell diachrone Phänomene, d. h. sie sind immer in Veränderung begriffen. Dieses Koordinatensystem, Sozialisation versus gesellschaftliche Verhältnisse, eignet sich vorzüglich, um Forschungsergebnisse, die mit den verschiedensten ethnologischen und psychologischen Methoden gewonnen worden sind, miteinander in Beziehung zu setzen oder zu vergleichen. Ich halte es gegenwärtig für das beste theoretische Instrument, um der Dialektik, die sich bei der ethnopsychoanalytischen Forschung ergibt, eine verständliche Gestalt zu geben.
Das beschriebene Koordinatensystem enthält Widersprüche, die als Aus-

nahmen von der Regel imponieren, so daß der Sozialisation verändernde Funktionen, den »makrosozietären gesellschaftlichen Verhältnissen« konservative zukommen. Zum Beispiel kann das Überich, ein Ergebnis der Sozialisation, wegen seines besonderen Inhaltes zur Veränderung drängen. Vom Prozeß der Sozialisation, die grundsätzlich auf Anpassung hin angelegt ist, kann in einer relativ stabilen Sozietät ein mächtiger verändernder Impuls ausgehen: so hat die Erziehung in den Missionsschulen der afrikanischen Kolonialreiche bei zahlreichen Schülern dazu geführt, daß sie die Veränderung der traditionellen *und* der kolonialen Gesellschaftsstrukturen in Gang brachten. Soziale Institutionen, z. B. die Kirche, der Staat, können direkt oder indirekt einen stabilisierenden Einfluß auf psychische Prozesse haben. Damit wirken sie auf erwachsene Individuen im Sinne der Anpassung, also »konservativ«, obwohl sie zu den »makrosozietären gesellschaftlichen Verhältnissen« zu rechnen sind. Verschiedene gesellschaftliche Institutionen, z. B. Rituale, sind geradezu als kollektive Abwehrmechanismen beschrieben worden; als solche haben sie einen stabilisierenden Einfluß auf die Ichfunktionen der Beteiligten.

Trotz dieser Ausnahmen, bei denen die Sozialisation ein »progressives Ergebnis« zeitigt, also zu gesellschaftlichen Veränderungen drängt, und die makrosozietären Verhältnisse zur besseren Anpassung des Einzelnen an das Bestehende, zu einer »konservativen Haltung« führen, muß man am oben entworfenen Koordinatensystem festhalten. Diesen und anderen Ausnahmen muß und kann man durch eine vertiefte Analyse Rechnung tragen. Eine Umkehr des Systems wäre nur möglich, wenn man die materiellen Grundlagen gesellschaftlicher Verhältnisse leugnen wollte. Dann müßte die Gesellschaft bleiben, wie sie ist, bis ein Kind heranwächst, das mit prometheischem Geist begabt ist, der nach Veränderung drängt. Diese Anschauung ist idealistischen Weltanschauungen eigen, die das Seelische als die Quelle oder den Geist als den Schöpfer des Gesellschaftlichen begreifen. Sie kehren das Koordinatensystem als ganzes um: die bewahrende Funktion kommt den gesellschaftlichen Verhältnissen zu, insbesondere den bestehenden Produktionsverhältnissen, die verändernde der Sozialisation, die den menschlichen Geist ausbildet.

Ich fürchte nicht, daß es zu mühsam wird, den Gang progressiver Veränderungen zu verfolgen; oft ergeben sich überraschende Einsichten. In einem Neger-Ghetto im Westen von Chicago wurden vierjährige Kinder, ihre Mütter, Familien und Lebensverhältnisse dreizehn Jahre lang genau untersucht. Es zeigte sich, daß sich nur ein Viertel der Kinder normal entwickelt hatte; bei ihnen konnte man hoffen, daß sie Kindergarten und Schule mit Erfolg durchlaufen würden. Ein weiteres Viertel der Kinder war durch die Sozialisation im Elend ihrer ersten Lebensjahre bereits so schwer geschädigt worden, daß man sie als lernunfähige, lebenslänglich psychisch Invalide

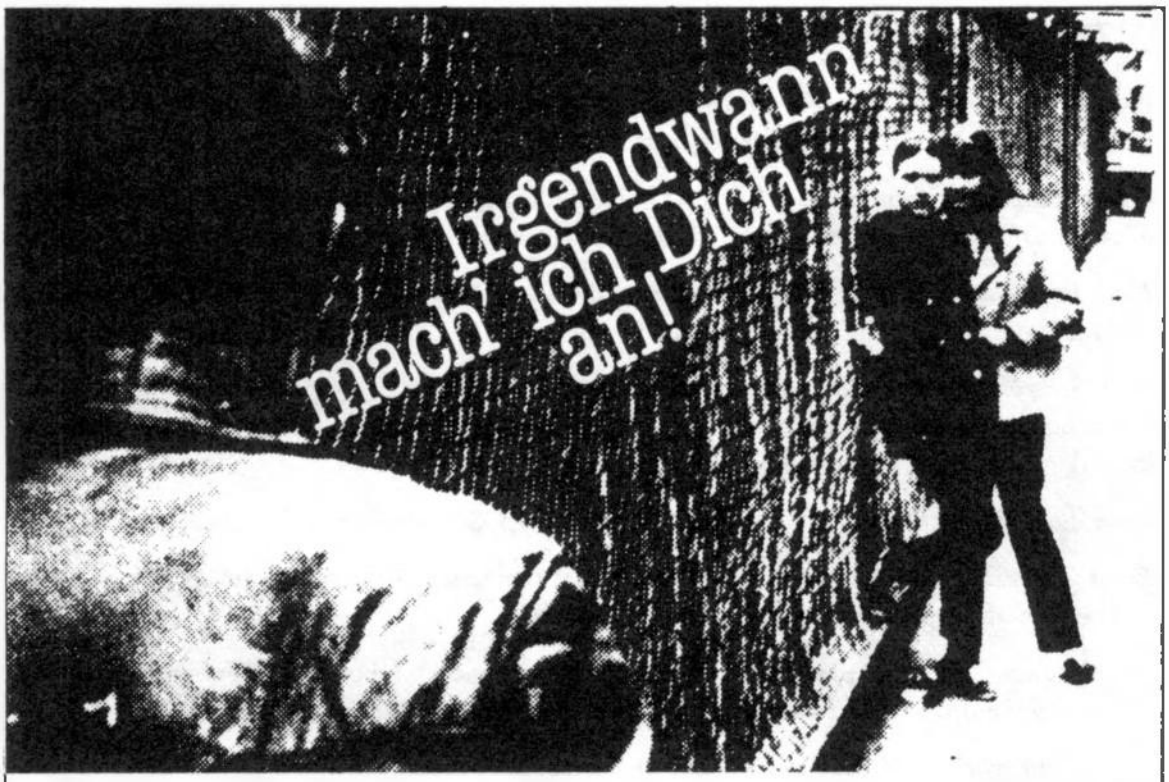
einstufen mußte. Bei der restlichen Hälfte waren verschiedene mäßige Schäden vorhanden; die Voraussage für ihre Entwicklung blieb unsicher. Das Ergebnis der Untersuchung war nicht nur niederschmetternd, sondern auch überraschend. Denn man konnte trotz genauester Nachforschung weder im Verhalten der Mütter zu den Kindern noch in der Zusammensetzung und sozialen Lage der Familien irgendwelche genügend relevanten Unterschiede feststellen, die so unterschiedliche Ergebnisse gleichartiger Sozialisation erklärt hätten. Da bemerkte man, in den frühen sechziger Jahren, als die Zeichen von »black pride« – Afrolook-Frisuren, »afrikanische« Kleidung, »afrikanischer« Schmuck etc. – noch nicht Mode geworden waren, als diese Embleme nur von militant revoltierenden Schwarzen getragen wurden, daß *alle* Kinder, die sich gut entwickelt hatten, mindestens mit *einem* Zeichen von »black pride« geschmückt waren. Von der mittleren Gruppe trugen einige Kinder solche Zeichen; von den am schwersten Geschädigten trug kein einziges Kind ein solches Zeichen der Gesinnung seiner Eltern an sich. Die Vierjährigen brachten also den Beweis zur Untersuchung mit, daß ihre Eltern in ganz verschiedener Art zu ihrer gesellschaftlichen Umwelt standen. Da, wo die Sozialisation im Säuglings- und Kleinkindesalter gelungen war, darf man in allen Fällen auf eine aktive Einstellung der Mutter oder der Familie zur nahezu unerträglichen sozialen Situation schließen, bei den mäßig geschädigten Kindern manchmal, bei den schwer geschädigten nie. Zur Aufzucht der Kinder brauchen Eltern offenbar eine begründete Hoffnung auf ein menschenwürdigeres Leben ihrer Kinder.

Wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt etwas verändern können, ist jedenfalls die Möglichkeit gegeben, daß auch der Mensch sich ändert. Die Frage, was zuerst kommen müßte und was danach, die Veränderung des Menschen oder die der Gesellschaft, ist sicherlich falsch gestellt. Ich habe mich oft gewundert, wieso Genossen so undialektisch denken können. Haben sie vielleicht im Klassenkampf den obersten Knopf ihrer Uniform auf Befehl geschlossen, oder von alleine, weil sie zur Ordnung erzogen worden sind, zuhause bei Muttern oder in der harten Schule der Industrieproduktion; oder haben sie den Knopf gar schon drin? Wie kann man Revolution machen und an eine Veränderung der Verhältnisse glauben, wenn man seinen eigenen zur zweiten Natur gewordenen Erziehungserfolg nicht rückgängig macht. Wie kann man sein repressives Überich durch sexuelle Freiheit los werden, wenn man der Sklave entfremdeter Arbeit und ausbeuterischer Verhältnisse bleibt. Da kann doch nur der lange Marsch hinein in die Verdrängungen und Verzerrungen unserer Seele und hinaus gegen die Festung der Mächtigen weiterführen. Manche scheinen schon unterwegs zu sein, aber ich weiß nicht, wer sie sind. Sind es Frauen, sind es die jeweils Jungen, sind es Neger, Weiße, Indianer oder Chinesen?

Ich glaube zu wissen, warum mir die chinesische Kulturrevolution so gut gefallen hat. Ich bin doch sonst gar nicht für Durcheinander und gegen die Schließung von Schulen und Universitäten. Es gab da die Idee, daß man alle paar Jahre wieder Revolution machen muß. Das hat mir gefallen, wahrscheinlich weil ich weiß, daß es so lange dauert, bis der Mensch sich ändert, und daß es so oft fehlgeht und fehlgehen muß. Da sah ich eine Chance.
Ich weiß es schon: Utopien bieten kein Ziel. Sie sind wie Satelliten, die wir selber in Umlauf gebracht haben. Manchmal stürzt einer ab und verglüht. Andere kreisen weiter. Stillstehen können sie nicht. Das ist ihr Gesetz.

Anmerkungen

1 Heine, Heinrich: »Deutschland ein Wintermärchen.« Kaput III.
2 Freud, Sigmund: »Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« (1933), GW XV, S. 73.
3 Parin, Paul: »Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß«, *Psyche*, Jg. 29 (1975), S. 116.
4 Edgerton, R. B.: *The Individual in Culture and Adaptation. A study of four East African peoples*, Berkeley (Univ. Calif. Press) 1971.
5 Parin, Paul: »Das Mikroskop der vergleichenden Psychoanalyse und die Makrosozietät«, *Psyche*, Jg. 30 (1976), S. 1.



Wir nennen uns sozialmagazin. Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
Wir berichten über sozialpolitische Projekte, Basisaktivitäten und neue phantasievolle Organisationsformen. Wir fordern Praktiker auf, ihre Erfahrungen weiterzugeben. Wir halten Ausschau nach Theoretikern, die verständlich schreiben. Wir lassen Betroffene zu Wort kommen und fallen denjenigen ins Wort, die ständig glauben, für andere mitreden zu müssen. Dadurch entstehen Berichte und Aufzeichnungen, die in keine traditionelle Sparte passen – die Sie nur im sozialmagazin finden können.

Unsere Themen sind z. B.:
Kinder sind nicht klein zu kriegen.
Reform der Kindertagesstätten, und was dabei alles zerstört wird.
Die Puppen tanzen wieder.
Über Figuren- und Puppenspiele, und was man alles selbst machen kann.
Schwierigkeiten, den Alltag zu verändern.
Über Jugendwohnkollektive, und wie sie von innen und außen bedroht werden.
Wer sich selbst nicht kennt, kann anderen nicht helfen.
Kommunikationstraining für Sozialarbeiter und Erzieher.

Und über:
Gestaltpädagogik (Gestalttherapie in der sozialpolitischen Arbeit), Video (Medienarbeit im Stadtteil), Antroposophische Erziehung (Drogenarbeit, Heilpädagogik), Antipsychiatrie, Frauenhäuser, Jugendzentren, Therapien in der sozialpolitischen Arbeit.

Lernen Sie das sozialmagazin jetzt kennen. Schicken Sie uns einfach den Coupon.

Bitte einsenden an sozialmagazin, Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim.

Coupon

Vorzugsangebot zum Kennenlernen

109

Ich bestelle zum Vorzugspreis von nur DM 10,– (inkl. Versandkosten und MwSt) ein Probeabonnement (4 Hefte ab lfd. Nr.) der Zeitschrift SOZIALMAGAZIN.
Bitte beachten Sie: Wir liefern nach Ablauf des Probeabos zum regulären Bezugspreis (Jahresabonnement DM 40,– inkl. Versandkosten und MwSt) weiter, falls nach Auslieferung des dritten Heftes keine Abbestellung erfolgt.

Name/Vorname

Beruf

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Anmerkungen der Redaktion

Norbert Klugmann, geboren 1951, studiert in Hamburg und schreibt über Medien und Kommunikation. Zur Zeit arbeitet er beim Norddeutschen Rundfunk.

Gerald Sammet, geboren 1949, hat u. a. Pädagogik und Geschichte studiert und ist seit 1977 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Berliner Modellversuch »Künstler und Schüler«.

Paul Feyerabend, geboren 1924, Mathematiker und Wissenschaftshistoriker, ist seit 1958 Professor der Philosophie an der Universität Berkeley in Californien.

Rolf Schwendter, geboren 1931, ist Hochschullehrer in Kassel. Sein Beitrag ist die stark überarbeitete Fassung eines Vortrages, den er im Dezember 1977 im Philosophischen Arbeitskreis der dortigen Gesamthochschule gehalten hat.

Peter Löw-Beer, geboren 1952, studiert in Heidelberg Soziologie und Betriebswirtschaft.

Ernst Gerhards, geboren 1947, ist Assistent an der Universität Osnabrück. Im *Kursbuch 42* hat er über die »Bourgeoisie in Frankreich« geschrieben.

Joseph Huber, geboren 1948, ist Assistent am Fachbereich für Politische Wissenschaften der FU Berlin. Sein Buch *Technokratie oder Menschlichkeit* ist soeben erschienen.

Paul Parin arbeitet als Psychotherapeut in Zürich. Soeben ist sein Buch *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychoanalytische Studien* im Frankfurter Syndikat Verlag erschienen.

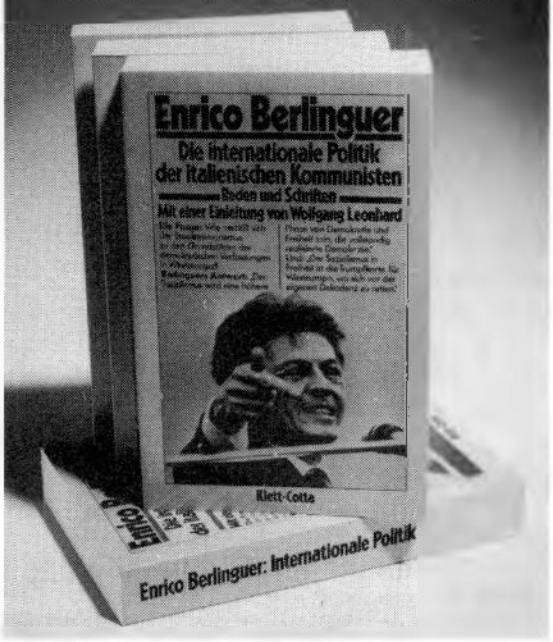
Kursbuch 54 November 1978

Jugend

Die »Jugend« ist ein Dauerthema derjenigen, die nicht mehr dazu zählen. Ständig wächst eine neue, eine angeblich ganz »andere« Jugend nach. Ob und auf welche Weise die heute 15-25jährigen *anders* sind, werden sie im *Kursbuch* selber sagen. Das Heft soll keine weitere Publikation von Erwachsenen *über* Jugendliche, sondern ein jugendliches Selbstporträt werden. Aus dem Inhalt: Discotheken, Musik, Moden / Buden und Wohnen / Von der Drogensucht zur Lebenssucht / Arbeitslos: die verkrachte Existenz / Heim-Mädchen und Rockerbräute / Die Angepaßten: über das Leben ohne Kopf / Dorfjugend: was in der Provinz das »anders« werden kostet / Aus einem Hauptschüler-Tagebuch / Gespräch mit einem jungen Faschisten / Porträt eines Fan-Clubs.

Kursbuch 55: *Sekten*

Nicht ein Buch über den Eurokommunismus, sondern ein Buch von einem Eurokommunisten:



Enrico Berlinguer
Die internationale Politik der italienischen Kommunisten
Reden und Schriften

Mit einer Einleitung von Wolfgang Leonhard.
315 Seiten, brosch., 18,– DM,
ISBN 3-12-910790-8

Die „Reden und Schriften" Berlinguers ergänzen nicht nur die bisherigen Veröffentlichungen über den Eurokommunismus, sondern geben das autorisierte Bild von Standort und Ideologie der italienischen KPI. Berlinguers „Reden und Schriften" erläutern auch die wachsende Bedeutung des Kommunismus in den romanischen Ländern.

Wolfgang Leonhard, einer der besten Kenner des Kommunismus, kommentiert in seiner Einleitung die Thesen Berlinguers und den eingeschlagenen Weg des Eurokommunismus.

Klett-Cotta

ATHENÄUM

Frühjahr 1978

Sachbuch- und literarisches Programm

Rudolf Brunngraber
Karl und das 20. Jahrhundert
Roman. Nach der Erstausgabe von 1933. Vorwort Thomas Lange. Nachwort Karl Ziak. 304 Seiten, kt., DM 34,00, Reihe Q, Band 5 (Scriptor)

Irene Hardach-Pinke/Gerd Hardach (Hrsg.)
Deutsche Kindheiten
Autobiographische Zeugnisse 1700–1900. 384 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Leinen mit Schutzumschlag, DM 36,00

H. H. Houben
Der ewige Zensor
Längs- und Querschnitte durch die Geschichte der Buch- und Theaterzensur. Nach der Erstausgabe von 1926.
Mit einem Nachwort von Claus Richter. 176 Seiten mit 62 Abbildungen, geb., DM 24,80

Verlagsgruppe
Athenäum · Hain · Scriptor · Hanstein
Postfach 1348, D-6242 Kronberg/Ts.

... und schreie: Ist denn kein Gegner hier?

Günter Bruno Fuchs

Giorgio Manganelli: Unschluß

Beobachtungen und Überlegungen in einem Haus. Draußen der große Regen, drinnen der Hausverwalter. Er hat den Vater in der Schublade, den Bruder in der Hängelampe, seine drei Mütter zu versorgen. Was der Verwalter fürchtet: der Regen könne aufhören, das Haus entdeckt werden. Quartheft 92. 144 Seiten. DM 16,80

Werner Kofler: Ida H.

Eine Krankengeschichte. Ida bespricht ein Tonband mit ihrer Geschichte – eine Karriere als Aufstieg nacn unten.
Quartheft 93. 160 Seiten. DM 14,80

Traditionen deutscher Justiz

Große politische Prozesse der Weimarer Zeit. Ein Lesebuch zur Weimarer Republik. Herausgegeben von Kurt Kreiler.
Politik 80. 312 Seiten. DM 16,50 (Abo 15,50)

Jahrbuch Politik 8

Herausgegeben von Barbara Herzbruch und Klaus Wagenbach. Die Linke und die RAF. Zur Situation in Italien. Nachruf auf Mao. Sozialdemokraten und Eurokommunisten. Kernkraft ohne Freude.
Politik 82. 160 Seiten. DM 9,50 (Abo 8,50)

Erich Fried: 100 Gedichte ohne Vaterland

Eine Auswahl aus acht Gedichtbänden, erweitert um zahlreiche neue Gedichte. Für diesen Band erhielt Fried den „Internationalen Verlegerpreis 1977".
WAT 44. 128 Seiten. DM 7,–

Günter Bruno Fuchs: Die Ankunft des Großen Unordentlichen in einer ordentlichen Zeit.

Eine Sammlung der schönsten Gedichte, Fabeln, Satiren und Prosastücke. Reich illustriert. WAT 39. 128 Seiten. DM 7,50

ASPERG Ein deutsches Gefängnis

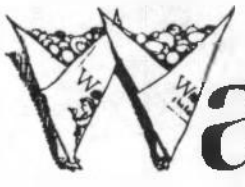
Der schwäbische Demokratenbuckel und seine Insassen: Pfarrer, Schreiber, Kaufleute, Lehrer, gemeines Volk und andere republikanische Brut. Mit Abschweifungen über Denunzianten und Sympathisanten in alter und neuer Zeit. Zusammengestellt von Horst Brandstätter.
WAT 45. 160 Seiten. DM 9,–

PANAMA

Geschichte eines Landes und eines Kanals von Alex Schubert. Das klassische Beispiel einer Kolonie und ihrer „Erschließung" vom 16. Jahrhundert bis heute.
WAT 48. 128 Seiten. DM 7,50

Ödipus

Ein Held der westlichen Welt von Horst Kurnitzky. Die Beschreibung des Ödipus-Mythos als die Grundlage unserer Zivilisation, von der Beherrschung der Natur durch den Menschen bis zur Rache der Natur am Menschen.
WAT 38. 144 Seiten. DM 8,–



Wagenbach

Ein philosophisch-literarisches Meisterwerk für die Avantgarde

O. G. Wittgenstein

sagen hören sehen 1

Macht und Ohnmacht zu lieben

sagen hören sehen 2

Der kastrierte Mann

Jetzt im Fachbuch handel

Dieses Werk stellt einen der bedeutendsten Beiträge zur interdisziplinaren Synopse, Psychoanalyse und Philosophie dar (Bücherbriefe Psychologie, Gaupp)

Band 1+2 zus. DM 68,–

Verlag Adolf Bonz

Filmkritik

das Filmgeschreibsel ist nicht die Filmkritik
die DDR ist nicht der Kommunismus
die Universität ist nicht die Wissenschaft
das Ficken ist nicht die Liebe
die Autobahn ist nicht die Reise
das Radiosymphonieorchester ist nicht die Kultur
die Polizeiakte ist nicht das Leben
die Filmkritik ist nicht das Filmgeschreibsel

Filmkritik, eine Monatszeitschrift. Herausgegeben und verlegt von der Filmkritiker Kooperative, Kreitmayrstraße 3, D-8000 München 2. Preis eines Heftes: DM 5.50. Jahresabonnement 51 DM (Studenten und Schüler: DM 46.80) zuzüglich Porto (Inland: DM 4.20, Ausland: DM 8.20). Bestellen Sie ein kostenloses Probeheft.

Analysen: Untersuchungen der Massenmedien und ihrer Einzelprodukte

Information: Ausgewählte Fernseh- und Hörfunkvorschau für einen Monat; Veranstaltungskalender; Buch-Neuerscheinungen

Kritik: Film- und Fernsehkritiken; Buchkritiken; rundfunk- und filmpolitische Kommentare

Materialien: Umfragen; Interviews; praktische Modelle für die Gruppenarbeit

medium erscheint am 15. jeden Monats mit 40 bis 44 Seiten

Einzelheft 3,– DM, Jahresabonnement 36,– DM, Studentenabonnement 25,20 DM (incl. Porto)

Zum Kennenlernen haben wir ein Probeabonnement eingerichtet: drei laufende Hefte für insgesamt 4,50 DM (+ Porto)

medium, Gemeinschaftswerk Ev. Publizistik, Friedrichstraße 2-6, 6000 Frankfurt/M

VERLAG KLAUS GUHL BERLIN

1000 Berlin 19 Postfach 191532

NEUERSCHEINUNGEN HERBST 78

B. TRAVEN - RET MARUT

Der Ziegelbrenner	18 DM
Das Frühwerk	9.80
BT Mitteilungen Nr. 1-36	28 DM
Khundar	19.80
Rolf Recknagel: Biographie des B.Traven	19.80

ERICH MÜHSAM

Judas	8 DM
Namen und Menschen	10 DM
Sammlung	12 DM
Der Krater	7 DM
Ascona	5 DM
Von Eisner bis Levine	4 DM
Gerechtigkeit f. M.Hoelz	4 DM
Wüste - Krater - Wolken	10 DM
Brennende Erde	5 DM
Die Freivermählten	4 DM
Alle Wetter	8.50
Gedenkausgabe zum 100. Geburtstag	10 DM

ERNST OTTWALT

Denn Sie Wissen Was Sie Tun	12.80
Deutschland erwache !	12.80
Ruhe und Ordnung	10 DM

EDGAR HILSENRATH

Der Nazi & der Friseur	17.80

W. ABENDROTH	Die Entwicklung der SPD ...	2.80
K. KREILER	Die Schriftstellerrepublik	12.80
A. BERKMANN	ABC des Anarchismus	8 DM
GK ZSCHORSCH	Schattenstadt	8 DM
ROLF RECKNAGEL	Ein Bayer in Amerika	16.80
OPITZ - PINKERT	Der alte Maulwurf	12.80
ERNST TOLLER	2 Stücke der Revolution	12 DM
DAUDET - GROSZ	Die Abenteuer des Herrn Tartarin ...	19.80
HEINZ BRANDT	Ein Traum, der nicht entführbar ist	11 DM
A. KOLLONTAI	Autobiographie	6 DM
V. FIGNER	Nacht über Rußland	12 DM
A. KARAWAJEWA	Das Sägewerk	12 DM
E. BROIDO	Wetterleuchten	8.50
H. DAUMIER	Die Justiz	18 DM

REIHE Kinoheute

Bd. 1:	F. Truffaut	10 DM
Bd. 2:	P. & V. Traviani	10 DM

WERMUTH-STIEBER	Communistische Verschwörungen	14 DM
EDUARD FUCHS	Geschichte der erotischen Kunst 3 Bände	58.50
THOMAS BARK	Vertragsfreiheit und Staat im Kapitalismus	22.50
ADLER U.A.	Die Befreiung der Menschheit	36 DM
TUCHOLSKY, KLABUND U.A.	Satire in der Weimarer Republik	10 DM

Falls keine Buchhandlung in Ihrer Nähe, Bestellung direkt beim Verlag per Vorausscheck + 2.50 Porto oder per Nachnahme + 3.40

Rotbuch

Neuerscheinungen im Herbst '78

Wir sind im Jahr 1999. Seit seiner Unabhängigkeit 1980 hat Ökotopia – die ehemaligen Weststaaten der USA – in Isolation gelebt. Jetzt kommt der erste Besuch aus den USA, der Reporter William Weston. Callenbach hat hier die in aller Welt versuchten oder erdachten Möglichkeiten alternativen Lebens zusammengetragen. Er lädt dazu ein, sich wieder vorzustellen, was alles anders sein müßte – und konnte.

Ernest Callenbach
Ökotopia

Notizen und Reportagen von William Weston aus dem Jahre 1999
Rotbuch 200, ca. 224 S., ca. DM 12,–

Zimmer schreibt sehr persönliche, aber auch polemische Gedichte. Gegen die Verklärungen und Redeweisen der Macher, die Leitartikler, die Männer der Wirtschaft. Gegen die verordnete Lebensfreude, die Verdrängung des Todes und der Katastrophen und gegen die Leute, die ‚lebenslang zur Stelle (sind)/ Schlimmeres zu verhüten'.

Dieter E. Zimmer
Ich möchte lieber nicht, sagte Bartleby
Gedichte Rotbuch 196, 80 S., DM 8,–

In diesen Tagen hatten sie nichts Bestimmtes vor, keiner von ihnen. Sie wollten nicht älter sein, und sie wollten nicht jünger sein. Aber so wie sie waren, abends am Platz, an den Zaun gelehnt, so wollten sie schon gar nicht sein. Die Kofferradios liefen nicht, hastig nahmen sie die aufgewärmten Batterien vom Herd, tagelang das Kuvert vom Jugendamt auf der Küchenwaage, es gab noch eine Ladung Kohlen aus dem Keller zu holen, dann waren sie draußen. Die Nachtstationen spielten immer neue Lieder, während der Alte mit hängenden Trägern über der Hose ins Schlafzimmer schob, dort spielte sich nichts mehr ab. Vom Qualm gekränktes Gespenst! Es kehrte nicht zurück, es blieb ihnen vom Hals, als sie um die Ecke zogen, wo sich die Mädchen trafen und ewig herschielten, kitzelnde Achselhöhlen, wer will die Zähne poliert haben? Lach' nicht, gib mir ein Kaugummi! Ein Pulk unter der Straßenlampe, der sich allmählich verlief, in spätere Jahre, ohne Begründung.

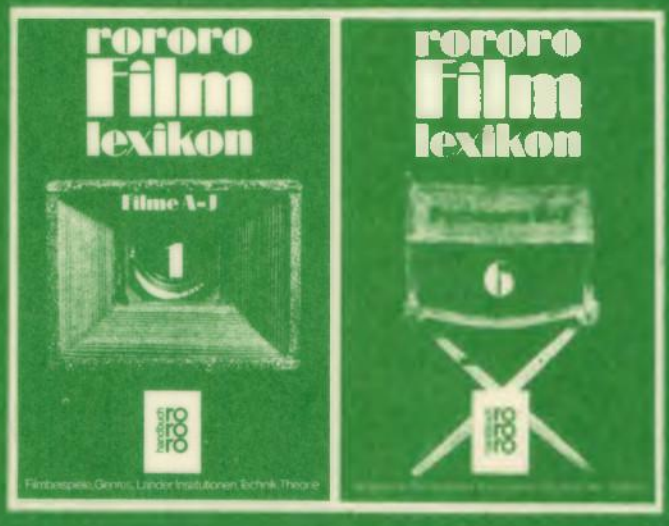
Jürgen Theobaldy
Sonntags Kino
Roman
Rotbuch 194, 160 S., DM 10,–

Abonnieren können Sie die Rotbücher in jeder Buchhandlung. Oder direkt beim Verlag. Wir sorgen dann dafür, daß Sie die Rotbücher regelmäßig und um 1 DM billiger (nur die politischen Rotbücher) durch eine Versandbuchhandlung erhalten.

Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin-30

Film lexikon

Film als Kunst
Film als Unterhaltung
Film als Sprache
Film als Mythos
Film als Ware
Film als Handwerk
Film als Technik
Film als Industrie
Alles über Film



Herausgegeben von Liz-Anne Bawden
Edition der deutschen Ausgabe von Wolfram Tichy

Taschenbuchausgabe in 6 Bänden rororo handbuch 6234/DM 49 – Jeder Band ist auch einzeln zum Preis von DM 9.80 erhältlich

Das rororo Filmlexikon erfaßt in 3000 Stichwortartikeln das Medium weltweit und in allen seinen Aspekten.

Die **Bände 1–3** behandeln
– etwa 800 Filme mit künstlerischer, kommerzieller oder historischer Bedeutung
– Bewegungen, Stile und Genres, wichtige theoretische und kritische Arbeiten, gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen (Zensur, Propaganda)
– Produktionsfirmen und Filmländer
– technische Entwicklungen und Verfahren.

Die **Bände 4–6** beschreiben die wichtigsten Personen der Filmgeschichte und -gegenwart:
– Schauspieler, Regisseure, Kameraleute
– Produzenten, Kritiker, Theoretiker
– Drehbuchautoren, Komponisten, Designer.

Bibliographische Hinweise zu jedem Stichwort und ein umfassendes Sach- und Filmregister mit allen erwähnten Filmen nach Verleih- und Originaltitel sowie ein vollständiges Personenregister machen das Lexikon auch zu einem Arbeitsbuch für alle, die sich mit Film professionell befassen.

ro
ro
ro